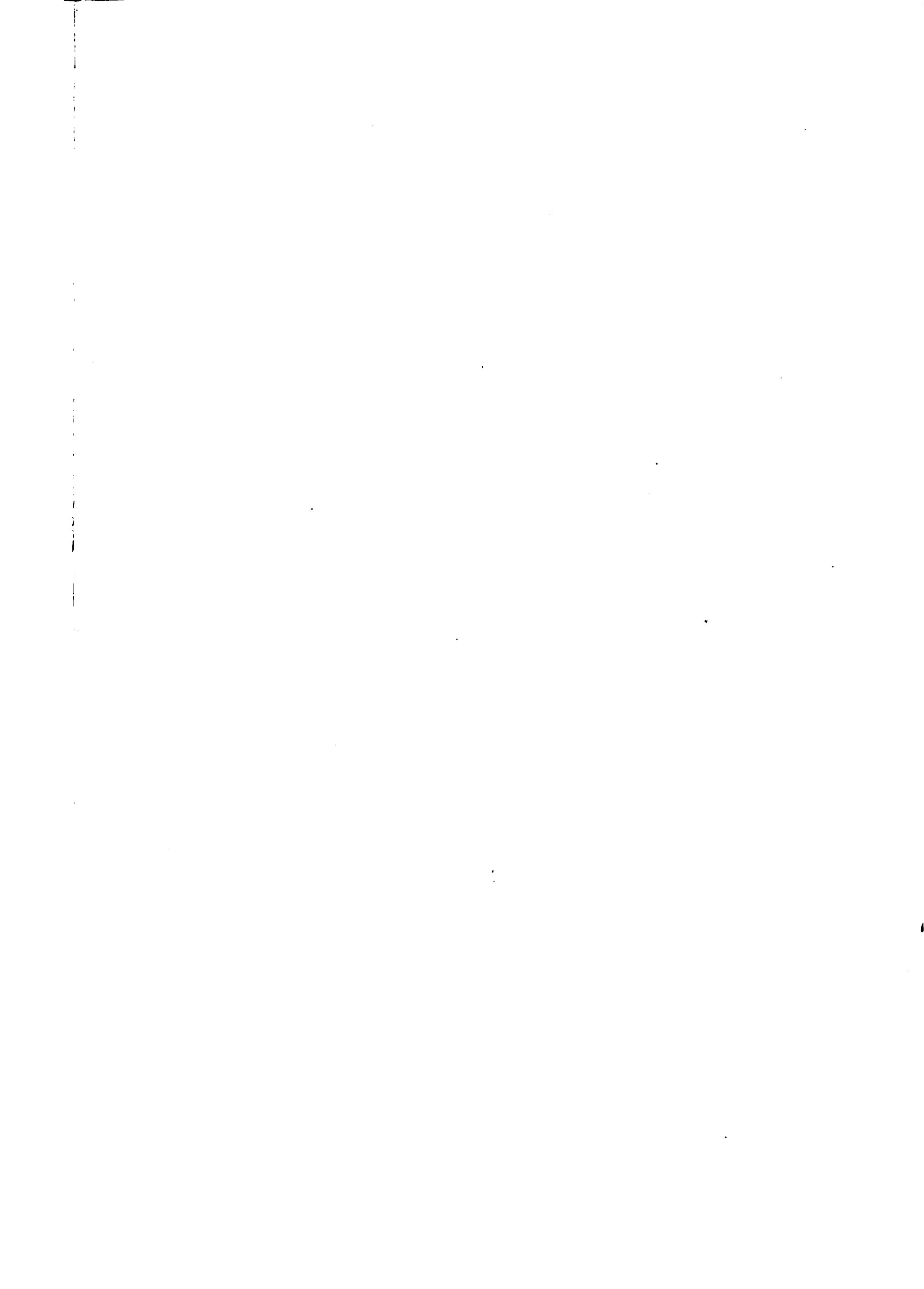

UNIVERSITY OF VIRGINIA LIBRARY
X030795977


UNIVERSITY OF VIRGINIA
1819





Hanns von Zobeltitz

Illustrierte Romane



Besiegter Stein

Jena
Hermann Costenoble

Besiegter Stein

Roman

von

Hanns von Zobeltitz

Mit 42 Bildern von Prof. Hans W. Schmidt
und Richard Starcke



Jena
Hermann Costenoble

Druck von Ant. Kämpfe in Jena.

I.



Antoine Lintal und seine Tochter schritten langsam, von der Villa kommend, die Straße entlang, dem Stolleneingang zu. Sie mußten gegen den Wind ankämpfen, der ihnen den Schnee grad' entgegen trieb. Seltener Gast der, hier unten im Divorcatal, wo sonst um diese Jahreszeit, Anfang Dezember, an den Felshängen der Steinbrech grünte.

Es dämmerte bereits.

Madeleine hatte sich fest in den Arm des Vaters gehängt. Aber nicht des Schneesturms wegen. Sie überragte seine stämmige Gestalt ja fast noch um Haupteslänge, und sie schritt so fest und sicher aus, als ob Wind und Wetter für sie gar nicht da wären. Eher daß e r dann und wann den Schritt verlangsamte, wenn ein heftiger Sturmstoß heulend

zwischen den engen Wänden des tiefeingeschnittenen Tals dahinjagte, weiße Schneewellen von dem Wege aufraffte und vor sich herwälzte. Während sie aus voller Brust gleichmäßig atmete, den schönen Kopf, um den sie nur lose ein Seidentuch geschlagen, erhoben, schien ihm der vom Tonalepaß herabbrausende, auf dem Wege über die Algitschgletscher vereiste Nord den Odem zu rauben. Bisweilen blieb er stehen, wandte sich halb um, vom Winde ab, und schöpfte schwer Luft.

Die sonst so belebte Straße war fast leer. Nur vereinzelte Arbeiter zogen des Wegs, fröstelnd trotz der wollenen Decken, in die sie sich gehüllt hatten, in der halb unter der Hülle verborgenen Hand die langgestielte Grubenlampe.

Die Divorca unten, neben dem Wege, schäumte und rauschte über das Felsgeröll. Drüben, am anderen Ufer, hatte sie gestern erst im tückischen Ansturm ein ganzes Stück mühsam gebauten Dammes fortgerissen. Ein halber Materialienzug war dabei zum Opfer gefallen, mit der kleinen Tunnelmaschine voran den Abhang heruntergestürzt. Im grauenvollen Durcheinander türmten sich Lokomotive und Lowries, Felsblöcke und Schutt, halb auf dem geborstenen Damm, halb im Flußbett, und der Schnee zog langsam seine weiße Decke über die Trümmermasse.

Madeleine blickte mit traurigen Augen hinüber. Die halbe Nacht hindurch hatte der Vater dort am Rettungswerk mitgearbeitet. Und nun war der Schnee doch ein Leichentuch. Unter den wild zusammengeschobenen, zerbogenen, hundertfach verschränkten schweren Bruchstücken im Strombett lag noch

immer der Maschinenführer. Es war unmöglich gewesen, seinen Leichnam zu bergen. Schließlich hatte kein Anreiz einer noch so hohen Belohnung die Leute zur Weiterarbeit in dem eiseskalten, reißenden Gebirgswasser bewegen können, aus dem fast wie ein gespenstisches Totenkreuz der seltsam zerrissene, zwischen Fels und Trümmer eingeklemmte Bodenteil eines der zerschmetterten Wagen senkrecht emporragte.

Heut Nachmittag hatte Madeleine Lintal die Witwe, die drei kleinen Mädchen des Verunglückten aufgesucht. Der dumpfe, wort- und tränenlose Schmerz, den sie dort gefunden, hallte noch traurig und herb in ihrer Seele nach. Er war ihr persönlich bekannt gewesen, der Gerresheim; einer der wenigen Landsleute, die der Vater aus dem Elsaß mitbrachte, als er hier im Auftrag der Süd-Westbahn an die Spitze des Tunnelbau-Unternehmens trat. Dieses unseligen Unternehmens, das ihm nur Kummer und Gram, Enttäuschung auf Enttäuschung brachte, seinen alten Ruf und Ruhm gefährdete, seine Gesundheit und Kraft untergrub. O wie sie ihn haßte, diesen Tonale-Tunnel, dies Werk, auf das ganz Europa erwartungsvoll hinblickte! Wie sie es haßte, dies tiefe enge Alpental, auf dessen Grund sechs Monate im Jahr kein Sonnenstrahl fiel, in dessen dunklen Schatten sie immer wieder die graue Frau Sorge auf leisen Sohlen schleichen sah! Wie sie diese steilen Felsmassive haßte, deren eisenhartes Gestein aller Mühen des Vaters zu spotten schien, diese schnöden Gebirgswässer, die heute jeden Dienst versagten und morgen, von plötzlichen Schneeschmelzen geschwellt, in rasender Wut alle Bändigungsversuche der Menschenhand vernichten wollten! Wie mit frohem Hoffen war sie hier vor drei Jahren ein-

gezogen. Wie viele Bitternisse hatte ihr diese kurze Spanne Zeit beschieden. Und kein Ende abzusehen —

Der schraffe Branca, der, einer Riesenkoulisse gleich, ins Tal vorsprang, schirmte sie auf Augenblicke ein wenig gegen die Wucht des Sturmes. Antoine Lintal blieb hoch aufatmend stehen.

„Ein greuliches Wetter, Kind! Du hättest zu Haus bleiben sollen —" sagte er dann mit seiner vollen, kräftigen Stimme.

„Warum, Vater? Mir tut Sturm und Schnee nichts. Aber du! Du! Was treibt's dich gerade heut noch zur Einfahrt?"

„Die Pflicht, liebe Madeleine —"

„Es gibt auch eine Pflicht gegen sich selbst!"

Er schüttelte ernst den mächtigen Kopf. „Gewiß gibt es die! Aber die andere ist die höhere; die Pflicht gegen die Mitmenschen, gegen meine braven Beamten und Arbeiter, gegen den Beruf. Übrigens —" er versuchte einen scherzenden Ton anzuschlagen — „bei uns da drinnen merkt man vom Unwetter ja nichts! Es ist mollig warm vor Ort!"

„Jawohl . . . 37 Grad . . . ich weiß!" gab sie bitter zurück. „Und die Luft so schlecht, daß Ihr seit acht Tagen die Schichtdauer wieder verkürzen mußtet. Auch das weiß ich. Auch sogar, daß gestern das letzte Bett im Hospital belegt wurde!"

„Mein Kind, wo gehobelt wird, da fallen Späne. Das ist nun einmal leider nicht anders . . . Komm, wir wollen weiter gehen. Es ist nicht mehr viel Zeit, wenn ich mich noch umkleiden will."

Sie durchschritten den Lawinenschutzbau, der die schmale Straße zwischen dem jähen Abfall des Branca und dem Fluß überdachte. Als sie heraustraten, lagen die lang im engen Tal hingestreckten Installationsanlagen vor ihnen. Durch den fallenden Schnee schimmerten wie durch einen dünnen Vorhang die elektrischen Bogenlampen vor der Maschinenhalle, die Glühlampen aus den Werkstätten und Bureaus herüber. Über ihnen schienen Felswände und Himmel zu einem Schwarz verwachsen.

Der Sturm hatte wieder mit voller Kraft eingesetzt. Der schmale eiserne Laufsteg über die Divorca erzitterte, als sie hinüber gingen, unter dem doppelten Angriff von Wind und Wasser.

Madeleine schmiegte sich noch enger an den Vater.

„Warum mußt du denn gerade jetzt einfahren? Am Abend! Um erst nach Mitternacht heimzukommen. Warum nicht morgen, Vater? Ich bitte dich: warum?“

„Weil ich eben muß! Es geht vor Ort nicht so, wie es soll. Madeleine, so sei doch vernünftig! Ich kenne mein tapferes Mädel gar nicht wieder! Und ob Tag oder Nacht, das ist für uns Tunnelleute ganz gleich. Unsere Arbeit stockt nie!“

„Aber dein Schlaf!“

„Aber ich —“ ‚Ich schlafe ja doch nicht!‘ hatte er vielleicht sagen wollen. Doch er fuhr fort: „Ich hole das bißchen versäumten Schlaf schon nach. Wir Alten brauchen auch gar nicht so viel Schlaf wie die Jugend.“

Vor der Schmiedewerkstatt machte er eine Sekunde Halt und warf durch das weitgeöffnete Tor einen schnellen Blick

auf die helleuchtenden Feuer, in denen die Bohrer seiner berühmten Gesteinsbohrmaschinen zu hunderten glühten, auf die Amboßreihen, auf welchen ihren Stahlschneiden unter sprühendem Funkenregen neue Härte gehämmert wurde. Er ging nie hier vorbei, ohne hineinzuschauen. Madeleine wußte das schon. Er dachte dann stets an die Zeit zurück, da er selbst als einfacher Schmied am Amboß gestanden — war's doch sein höchster Stolz, sich ganz aus eigener Kraft vom schlichten Handwerker zum berühmtesten Tunneltechniker Europas emporgearbeitet zu haben.

Langsam gingen sie unter dem Schutz des nächsten hochgiebligen Gebäudes weiter, bis zum Klubhaus der Beamten. Auch die Damen der kleinen, ins weltferne, italienische Alpental versprengten Kolonie waren hier gerngesehene Gäste. Man war ja in dieser tiefen Gebirgseinsamkeit, in die noch keine Anschlußbahn hineinführte, ganz aufeinander angewiesen, man hielt zusammen trotz aller Verschiedenheit der Nationalitäten.

Der Vater sprach im Vorbeigehen einige Worte mit dem Wirt, der gerade in der Vorhalle beschäftigt war.

„Wenn du mich durchaus bis zur Einfahrt begleiten willst, Madeleine, so geh nur ins Lesezimmer. Es sind ein paar Herren drinnen, Matthiesen, Gardoni, glaub' ich, und seine Frau, die wohl in ihrer Flitterwochenseligkeit ihren Schatz auch nicht allein herkommen lassen wollte. — Ich hol' dich ab, sobald ich umgezogen bin.“

Eine Sekunde stand Madeleine noch zögernd an der Tür. Ihre Stirn krauste sich, wie immer, wenn sie überlegte, unschlüssig war. Dann schüttelte sie die letzten Schneeflocken vom Kleide ab und trat ein.

Die beiden Herren, die neben Frau Gardoni am Lesetisch gesessen hatten, sprangen auf und verbeugten sich.

Madeleine hatte die peinliche Empfindung, eine lebhafte Unterhaltung gestört zu haben. Sie wußte ja, man sprach gerade vor ihr nicht gern von dem, was alle Gemüter beschäftigte: von den Schwierigkeiten des Tunnelbaues, die sich von Tag zu Tag, von Arbeitsschicht zu Arbeitsschicht steigerten. Sie wußte auch, daß gerade der Ingenieur Gardoni, das kleine schmächtige Herrchen dort drüben, der in seinem Gigerljackett und mit seinem aufgedrehten Schnurrbart immer wie ein Geck aussah — daß er vor ein paar Tagen erst von der „großen Kulturruine“ gesprochen hatte, dem „Gegenstück zum weltberühmten Panamakanal“.

Und in dem Oberingenieur, in Matthiesen, dem blonden Hünen, kannte sie den steten Widersacher des Vaters. Einen streng sachlichen Gegner freilich, den er selbst aufs höchste schätzte.

Rasch schritt sie, leicht grüßend, an beiden Herren vorüber, setzte sich neben die junge rotblonde Frau und begann sofort ein Gespräch über die Einrichtungssorgen der Villa Gardoni. Hastig: ob denn nun endlich der Spediteur in Domodosalla geliefert habe? Ob auf dem Transport viel beschädigt worden sei? Wie sich die cuoca, die Köchin, anlasse?

Sie sprach jetzt ebenso fließend italienisch, wie vorhin französisch mit dem Vater.

Aber während sie plauderte, zuhörte, antwortete, dachte sie ohne Unterlaß an ihn, mit dem leisen Grauen, das sie während des ganzen Tages nicht losgelassen hatte. Und plötzlich wandte sie sich um, fragte halb über die Schulter,

mit sichtlichem Bemühen, einen leichten Ton festzuhalten: „Ich sehe, Sie sind schon im Kostüm, Monsieur Matthiesen .... fahren Sie mit Papa ein?“

„Jawohl, gnädiges Fräulein. Ich hätte bereits um Verzeihung gebeten, meines Arbeitskittels wegen .... schön ist er ja nicht .... aber wir beiden armen Erdenwürmer, Gardoni und ich, mochten die interessanten wirtschaftlichen Erörterungen der Damen nicht stören.“

Seine Antwort verdroß sie. Immer diese Marotte, wenn sie französisch sprach, deutsch zu antworten, wo sie doch wußte, daß er das Französische fast so gut beherrschte, wie sie selbst! Dazu dieser überlegene, beinahe — bei aller Höflichkeit — spöttische Ton!

Sie kehrte sich der kleinen Italienerin zu. Aber ihre Augen folgten unter den langen dunklen Wimpern verstohlen der hohen, kräftigen Männergestalt, während beide Herren zum Fenster schritten. Fast wie ein Zwerg nahm sich Gardoni neben ihm aus. Er mußte die Kräfte eines Bären besitzen — dieser Nordlandsriese.

Und in einer plötzlichen Gedankenverbindung, über die sie sich selbst nicht ganz klar war, wurde sie wieder impulsiv: „Es geht nicht gut auf Meter 4480? Ist .... ist es besonders gefährlich jetzt, Monsieur Matthiesen?“

Ganz flüchtig huschte ein Lächeln um seinen Mund. Dann aber, als ahne er den tieferen Grund ihrer Frage, entgegnete er ernst: „Gnädiges Fräulein, nicht gefährlicher, als es unser Beruf in hundert anderen Fällen mit sich bringt. Unser Leben steht immer in Gottes Hand. Bei gehöriger Vorsicht ist nichts zu fürchten. Wir haben eine neue Ge-

steinsschicht angeschlagen: ein loses Konglomerat. Es macht augenblicklich Schwierigkeiten .... vielleicht aber, ich weiß es noch nicht, hilft es uns schneller vorwärts. Im übrigen: ich halte es vertrauensvoll mit unserem guten deutschen Bergmannswort: ‚Glück auf!‘“

Madeleine hatte sich erhoben, während er sprach. Als werde es ihr plötzlich zu warm im Zimmer, löste sie mit einer schnellen Bewegung das Tuch von ihrem Kopf. Die kleine Italinerin sah mit unverhohlener Bewunderung zu ihr auf, in das scharfgeschnittene, vornehme Gesicht, dessen Formen jetzt ohne Hülle recht sichtbar wurden. „Bellissima!“ flüsterte sie enthusiastisch.

Kaum wohl, daß es Madeleine hörte. Sie stand noch, wie zögernd, unschlüssig, mit leicht gefurchter Stirn einen Augenblick still, die Hände auf der Stuhllehne. Dann schritt sie hastig bis fast an das Ende des grünbezogenen langen Tisches und sprach schnell, aber dann und wann innehaltend, als suche sie nach einem Wort, einem halbvergessenen Ausdruck: „Herr Matthiesen! Ich habe eine Bitte! Sie sagen es doch selbst, daß es gefährlicher ist als gewöhnlich .... ich sorge mich! Nun ja .... es mag lächerlich sein für Antoine Lintals Tochter, aber ich ängstige mich! Bitte: können Sie nicht Papa bewegen, heut nicht einzufahren?“

Sie war blutrot geworden, während sie sprach, Deutsch sprach. Er hörte die Heimatslaute zum erstenmale von ihren Lippen. Er sah, sie wurden ihr sehr schwer. Nicht die Sprache — der Vater sprach ja sogar lieber deutsch als französisch.

Denn Antoine Lintal war herumgeworfen in seinem Beruf von dem Elsaß nach der Schweiz, von der Schweiz nach Italien, von Italien nach dem Kaukasus, von Rußland nach Spanien, viel zu international geworden, um nicht auf jeden Nationalitätenhader mit überlegener Gleichgültigkeit herabzuschauen. Aber ihr, der Deutschgeborenen, hatte die französische Erziehung den Haß gegen alles Deutsche eingeimpft — man wußte das ja in ganz Usella, in der ganzen kleinen Kolonie.

Es rührte ihn, daß sie deutsch sprach. Rührte ihn, trotzdem er sehr wohl empfand, es geschah mit recht bewußter Absicht. Vielleicht weil sie ahnte, daß die deutschen Laute aus ihrem Munde eine ganz besondere Wirkung auf ihn üben mußten! Vielleicht nur, weil sie nicht wollte, daß Gardoni wissen solle, Madeleine Lintal könne sich auch ängstigen, sorgen! Absicht war's auf alle Fälle. So oder so —

Er biß sich auf die Lippen. Und, wie es seine Gewohnheit war, wenn er mit einem Entschluß einmal nicht gleich fertig werden konnte, drehte er mit der Rechten die Spitzen seines starken rotblonden Schnurrbartes hoch.

Dann aber sagte er doch, ganz kurz und fast scharf, wie ärgerlich über sein Zögern den massigen Kopf schüttelnd. „Nein, gnädiges Fräulein! Das kann ich nicht!“ Und ohne eine Entgegnung abzuwarten, nun ruhiger, in dem ehrlichen Bestreben, die Herbheit seiner Verneinung zu mildern, setzte er hinzu: „Einmal, gnädiges Fräulein — es kommt mir nicht zu. Ihr verehrter Herr Vater ist der Chef; er ist mir an Erfahrung überlegen; er weiß stets ganz genau, was er tun und lassen soll. Ich glaube, er würde mich sehr bestimmt

zurückweisen, wenn ich ... Aber auch abgesehen davon. Ich kann nicht gegen meine Überzeugung: Herr Lintal gehört heut Nacht vor Ort. Er muß die Verantwortung dafür übernehmen, wie weiter vorgegangen werden soll —"

Matthiesen unterbrach sich. Er fühlte sich befangen, unfrei unter dem Blick dieser dunklen Augen. Ein paarmal ließ er den Zeigefinger zwischen Hals und dem Kragen seines zerschlissenen Lederwamses hin und her gleiten. „Ich muß Ihnen das wohl erklären, gnädiges Fräulein ... damit Sie mir glauben. Ich möchte daß Sie mir glauben! Und die Sache an sich werden Sie wohl verstehen .... als Tochter von Antoine Lintal. Sehen Sie, es ist da eine schwerwiegende Differenz zwischen Ihrem verehrten Herrn Vater und mir. Ich bin der Meinung, wir müssen jetzt bei den schwierigen Gesteinsverhältnissen mit größter Vorsicht, schrittweise, rein bergmännisch vorgehen, als gäbe es nicht Pulver, noch Dynamit. Sonst kann uns der Krempel aus dem Firſt ... von oben ... waggonweise auf die Schädel kommen. Ihr Herr Vater aber ist Schießer. So natürlich, er will eben schneller vorwärts kommen. Vielleicht hat er recht ... Nun, nicht wahr? — er muß entscheiden, nach eigener Prüfung vor Ort ... verzeihen Sie diese technische Auseinandersetzung, gnädiges Fräulein ..."

Gardoni hatte sich inzwischen zu seiner Frau gesetzt. Sie blätterten zusammen im Secolo. Er mußte aber heut nicht besonders fesselnd sein. Denn der Italiener rief plötzlich mit einem leisen Auflachen: „Nun sprechen sie schon alle beide in der Sprache unserer teuren Dreibundsgenossen. Und wir Ärmsten sitzen dabei und können nur sagen, wie Ihre

Landsleute immer hübsch radebrechen, wenn sie zum erstenmal über die Alpen kommen: non capisco!“

„Scusi, Signor“, wandte Matthiesen sich hastig an den Kollegen. „Le chiedo un mille di perdoni, Signora“? — ‚ich bitte tausendmal um Vergebung, gnädige Frau“? Und dann setzte er doch noch, wieder auf deutsch, für Madeleine hinzu, in etwas gepreßtem Tone: „Was ich Ihnen soeben sagte, gnädiges Fräulein . . . bitte . . . lassen Sie es unter uns gesagt sein. Es ist nicht gut, wenn derartige Meinungsverschiedenheiten weiter bekannt werden.“

Sie sah stumm vor sich hin, mit fest geschlossenen Lippen; die dichten schwarzen Augenbrauen stießen über der schöngeschwungenen Nase fast zusammen, so straffte sie die Stirn.

Also wieder eine Meinungsverschiedenheit zwischen dem Vater und seinem ersten Ingenieur! Immer wieder! Seit drei Jahren nun! Warum mußten gerade diese beiden Männer so oft verschiedener Ansicht sein? Sie, die sich doch gegenseitig schätzten, als Menschen, als Techniker, die doch mit einander, Hand in Hand, einem Ziele erstrebten!

Da war schon wieder das alte häßliche Mißtrauen! Sie konnte es nicht unterkriegen, und wenn sie sich tausendmal sagte: es ist häßlich, erbärmlich, gemein! Grundlos ist es und kindisch! So unglaublich kindisch! Daß dieser Matthiesen über Vater hinweg . . . über Antoine Lintal! . . . den Ruhm ernten wollte, der Vollender des Tonale-Tunnels zu werden.

Zu thöricht — zu dumm! Was dem Erbauer des Gradesca-Tunnels, dem, der den Simitsch, den Corral del Veleta bemeistert hatte, was ihm etwa nicht gelingen sollte . . . aber

es mußte ihm gelingen, ihm, Antoine Lintal! . . . das fiel Herrn Bruno Matthiesen ganz gewiß nicht in den Schoß . . .

Diesem deutschen Bären . . .

Die Thür schlug auf. Der Vater stand zwischen den Pfosten, im Tunnelanzug, über dem wollenen Wams einen kurzen ärmellosen Mantel, unter dem die Bergmannslampe hervorsah.

Er schien heiterer als vorhin. „Vorwärts, Kollege!" rief er Matthiesen zu. „Und du, Madeleine . . . ich bitt' dich . . . troll dich nach Hause. Signor Gardoni nimmt dich gewiß gern unter seinen Schutz —"

Sie war schon an seiner Seite. Trotzig und zärtlich zugleich bat sie, ihn bis zum Stolleneingang begleiten zu dürfen.

So traten sie hinaus.

Es hatte aufgehört zu schneien, aber der Sturm blies noch schneidender als vorhin. Am dunklen Himmel glänzten vereinzelt die Sterne auf. Zwischen den Bergschatten schimmerte und glitzerte es hier und dort weiß, wo grad ein zitternder Lichtstrahl die Eis- und Schneehalden traf. Drüben von der Osteria her klangen Gesang und Mandolinen. Keine laute, grelle Tanzmusik, ein schwermütiges piemontesisches Volkslied. Es stimmte gut zur kalten Winternacht.

Der Schnee knirschte unter ihren Füßen.

Madeleine hatte ihre Hand unter des Vaters Arm geschoben, sie wollte sprechen, bitten, flehen. Aber er schnitt ihr kurz das Wort ab, kaum daß sie begonnen hatte. „Laß mich . . . es ist meine Pflicht."

An der Maschinenhalle gingen sie hin, hinter deren Mauern das schwingende Geräusch der ungeheuren Räder-

werke dröhnte, die das Divorcawasser kilometerweit in den Tunnel hineinpreßten, damit es dort die scharfen Stahlschneiden der Bohrmaschinen in den Fels trieb. Längs dem gewaltigen Eisenrohr dann, in dem die komprimierte kalte Luft bis vor Ort gedrückt wurde, an den langgestreckten Umkleidehallen für die Arbeiter endlich entlang. Dicht neben diesen hielt schon der Zug. Die kleine schornsteinlose Lokomotive an der Spitze, zwanzig niedrige offene Schutterlowries hinterdrein. Wie die Gnomen hockten, knieten, lagen auf deren Boden und Borden die Arbeiter, die zum Schichtwechsel einfuhren, jeder die schon entzündete Lampe sorgsam gegen den Sturm schützend. Ganz am Schluß eine Lowry mit Kisten und Kasten. Ein Karabiniere saß darauf, in voller Uniform, die Waffe über den Knieen. Der Wagen führte das Dynamit in den Tunnel. Man war besorgt geworden in Italien seit dem letzten Attentat. Man wußte, unter der aus Nord und Süd zusammengewürfelten Arbeiterschar fehlte es nicht an den unheimlichen Schwarmgeistern, die aus der Vernichtung des Bestehenden eine goldene Zukunft schaffen zu können meinten.

Antoine Lintal war am drittletzten Wagen stehen geblieben. „Gute Nacht, Kind!" sagte er zärtlich, ganz ruhig. „Daß du dich zu Bett legst, bitt' ich mir aus. Es kann spät werden oder vielmehr früh, ehe ich zurückkomme. Morgen will ich aber keine übernächtigen Augen bei dir sehen."

Mit beiden Händen hielt sie seine Rechte fest umspannt, sah ihm wortlos, mit zuckenden Mienen ins Gesicht. Dann eugte sie sich, küßte seine Hand — um plötzlich, sich auf-

richtend, beide Arme um seinen Hals zu schlingen, als wolle, als könne sie ihn nicht lassen.

„Aber, Madeleine . . . Törin!“ Ärgerlich und doch lachend machte er sich endlich frei. „Gute Nacht, Kind!“ Und auf Wiedersehen morgen früh beim Tee!“

Matthiesen bot ihm die Hand. Er schwang sich gewandt auf den Wagenbord, wo die Arbeiter schnell zusammenrückten mit einem „Buona sera, Signor!“ . . . „Avete freddo, sor Lintal?“ — ‚Friert Sie, Herr Lintal?‘

Einen Augenblick stand der Oberingenieur noch neben Madeleine. Dann wandte er sich: „Gute Nacht, gnädiges Fräulein!“ Es klang eigen bewegt.

Da faßte sie plötzlich, hochaufatmend, nach seiner Hand. „Herr Matthiesen —,“ bat sie leise. „Geben Sie acht auf meinen Vater —“

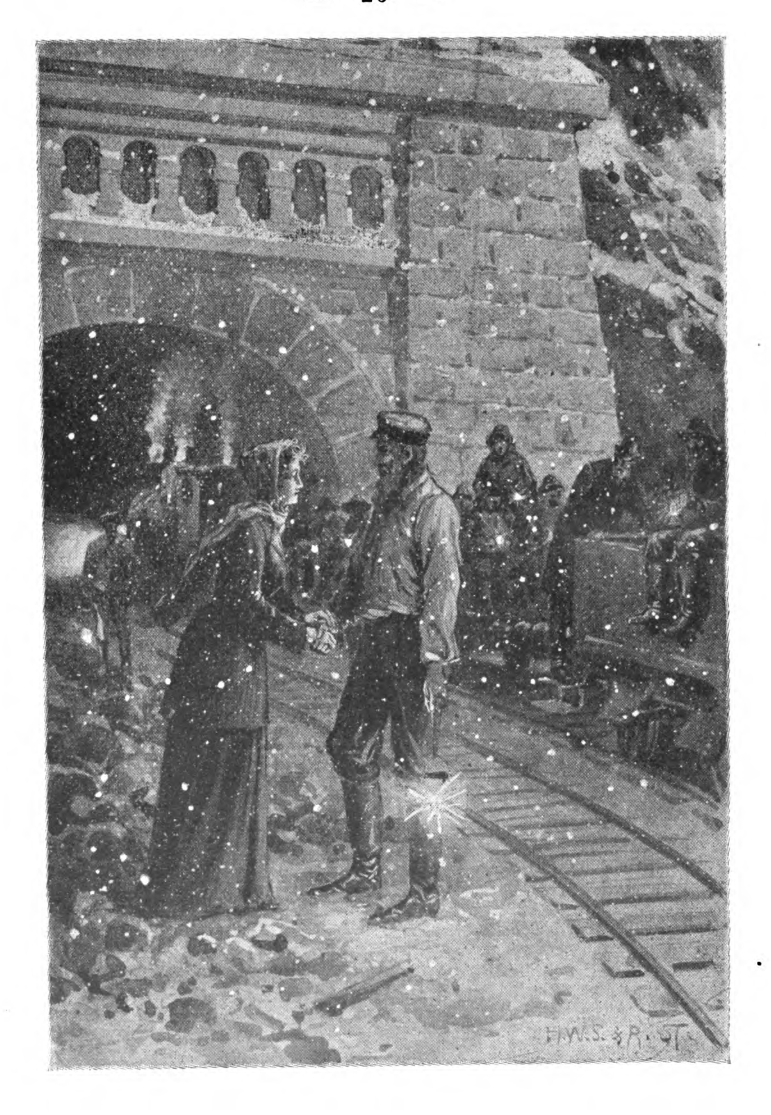
„Vorwärts, Kollege! Vorwärts!“ drängte Lintal.

„Sofort!“ Matthiesen hatte die Linke schon am Wagenrand. „Seien Sie ohne Sorge, gnädiges Fräulein!“ gab er leise zurück. „Ich verspreche Ihnen, über Ihren Herrn Vater zu wachen . . wie es ja auch selbstverständlich ist. Gute Nacht, Fräulein Madeleine . . .“

Ihre Hände lösten sich.

Im nächsten Augenblick saß er neben dem Chef. Der Zugbeamte schwenkte die rote Laterne im Halbkreis. Die Maschine pfiff. Polternd setzte sich der kleine Zug in Bewegung.

„Gute Nacht, Kind!“ rief der Vater, noch einmal sich rückwärts wendend.



Madeleine Lintal stand und stand und sah die Wagenreihe langsam dahinkriechen über die schmale, beschneite Bahn, einer Schlange gleich. Wie deren Glieder leuchteten die Lampen der Arbeiter. Nun war's nur noch eine schwarze, verschwimmende Linie, über der sich der weiße Dampf der Maschine hob — ein Pfiff! — jetzt rollte die Lokomotive in das Einfahrtstor. Auf eine Sekunde warf die elektrische Leuchte über der dunkel gähnenden Pforte ihr grelles Licht auf die Wagenreihe, dann verschwand sie ganz in dem Rauchschwaden, der tagaus — tagein, ohne jede Unterbrechung aus dem Stollen herausquoll — — —

Madeleine hatte die Hände gegen die Brust gepreßt. Aufschreien hätte sie mögen, um sich von der dumpfen Angst zu befreien, die auf ihr lag, nachstürzen dem Zuge, sich im dunklen Tunnel vorwärts tasten an den feuchten Wänden über Geröll und Gerüst. Nur beim Vater sein — ihm zur Seite stehen — ihn warnen und zurückhalten —

Dann quoll in ihr ein bitteres Lachen empor. Ja, wenn sie sein Sohn wäre! Der würde bei ihm geblieben sein, den würde er nicht heimgeschickt haben . . . ‚geh' zu Bett, mein Kind! Sei hübsch artig . . . geh' zu Bett!'

Und aus dem Lachen wurde ein stoßweises Aufschluchzen, während sie sich endlich wandte und langsam am rechten Divorca-Ufer zurückging, die Schienengeleise entlang.

Ja, wenn sie ein Mann wäre!

Ehedem — sie erinnerte sich wohl — als die Mutter noch lebte, hatte der Vater sie nicht selten ‚seinen Jungen' genannt, ein so wildes Füllen, wie sie gewesen war. Damals im Kaukasus am Kambardapaß, wo sie in dem kleinen Block-

hause lebten mitten unter den Tscherkessen. So glückliche freie Tage . . . bis der Vater nach Spanien ging . . . und sie nicht mitnahm. Sie hatten es schön gebändigt und zurechtgestutzt, die chère mère und die übrigen Erzieherinnen im Pensionat zu Montmorency, das wilde Füllen. Leicht mochte es ihnen nicht geworden sein, aber gelungen war's ihnen doch, das sanfte Abschleifen. Seitdem . . . ja seitdem nannte der Vater sie nicht mehr ‚mein Junge' . . . Und sie wußte doch, wie im Geheimen der Schmerz an ihm nagte, keinen Sohn, keinen Mithelfer, keinen Erben zu haben —

So in Gedanken versunken schritt sie zwischen den Schienen entlang, daß sie gar nicht bemerkte, als sie auf der Unfallstelle von gestern angelangt war. Erst als ihr Fuß heftig an eine querliegende verbogene Eisenschwelle stieß, stutzte sie und sah sich um. Und da sah sie, daß sie unmittelbar vor dem jähen Abfall stand, von dem der Materialienzug heruntergestürzt war. Gerade unter ihr erhob sich aus Geröll und Trümmern der senkrecht stehende zerborstene Wagenboden, der sich wie ein Kreuz gen Himmel reckte.

Und sie hörte, aus dem Toben des Wassers heraus ein Wimmern und Schluchzen.

Furcht war ihr fremd. Aber hier, heut, wo die Sorge alle ihre Nerven spannte, überschlich sie doch ein Grausen.

Sie hielt den Atem an und spähte über die Schneefläche hinab zum Ufer der Divorca. Da unten kroch es hin und her. Ein grauer Schatten. Hockte sich, huschte über die Felsblöcke, richtete sich auf, duckte wieder nieder. Menschliche Gestalt hatte es, und nun streckte es die Arme hoch empor, wie drohend, nach dem Stolleneingang zu.

Noch immer stand Madeleine wie gebannt, regungslos. Das alte Märchen schoß ihr durch den Sinn, von dem die Arbeiter am Herdfeuer raunten: das Märchen vom Berggeist dem grauen Tunnelgespenst, das wehklagend in den Klüftungen hause, wie eine Wolke am First entlangschwebe, unglückskündend. Wenn aus verborgenen Höhlen die Bergwasser plötzlich jäh herabstürzten, lo spretto hatte ihnen den Weg gewiesen. Wenn ein Bursch im Geleise strauchelte und die Lowry zermalmend über ihn hinging, lo spretto hatte ihm ein Bein gestellt. Wenn die Dynamitpatrone vor Ort vorzeitig explodierte, des Berggeistes Werk war's. Lo spretto knickte die festesten Balken, brach Pfähle und Bretter, löste die Verbände der Zimmerung, blies den Mineur mit stickig heißem Odem an ... im ewigen Kampf mit dem frechen Eindringling in seine felsigen Gründe.

Unsinn das alles ... Aberglauben! Sie wußte das und starrte doch hinunteri n die Tiefe mit grauenerfüllter Seele.

Aber dann flog sie plötzlich eilenden Fußes den Abhang hinab.

In einem Augenblick, da die Gestalt dort unten von einem Felsblock geradeswegs in den Strom schreiten zu wollen schien, hatte sie die Unselige erkannt. Geahnt mehr noch, wer dort den Tod suche, als wirklich geschaut: des verunglückten Lokomotivführers Weib —

„Marianne!“ rief sie, von Stein zu Stein springend, über die Trümmer hinwegkletternd, fallend, wiederaufstehend. „Deine Kinder, Marianne! Denk' an die Kinder!“ Sie achtete nicht darauf, daß ihre Hände sich an dem übereisten Gebälk der über den Hang hinabhängenden Lowries blutig

rissen, daß ihre Kleider zerrissen. Sie dachte nicht daran daß ein einziges unglückliches Ausgleiten ihr den Tod bringen konnte, hier, wo im Dunkel der Nacht der Fuß nur tasten, das Auge nicht unterscheiden konnte, der frische Schnee alle Ungleichheiten unter trügerischer Decke verbarg. Sie hastete vorwärts. „Die Kinder, Marianne! Denk' an Gott!“ rief sie immer wieder.

Endlich stand sie neben ihr, umschlang sie mit ihren kräftigen, jugendstarken Armen, zwang sie von der gefährlichsten Stelle zurück, trug sie fast bis zum Hang.

Die Unglückliche widerstrebte nur schwach. Mehr wohl als bessere Überzeugung lähmte Madeleines plötzliches Erscheinen ihr Willen und Entschluß. Zitternd lag sie in den Armen des Mädchens.

Dann, als Madeleine sie auf dem Geleise niedergleiten ließ, um Atem zu schöpfen, kauerte sie wimmernd im Schnee, die Knie hochgezogen, das Gesicht, über das die Haare in wirren Strähnen herabhingen, in den Händen.

Ratlos harrte Madeleine neben ihr. Vorhin, in den ersten Augenblicken der Erregung, hatte die junge Kraft sie über alles hinfortgetragen. Nun wußte sie nicht, was beginnen. Sie versuchte wohl, der Landsmännin zuzusprechen — aber sie fühlte, wie wenig Worte dieser Verzweiflung gegenüber vermochten . . .

Und ringsrum, im Schatten der Nacht, die tiefe Einsamkeit. Wohl schimmerte der Schein der elektrischen Leuchten aus der Maschinenwerkstatt bis hier herüber. Dazwischen aber schäumte die Divorca, und ihr Toben und Brausen übertönte jeden Ruf . . .

Und doch durfte sie die Unglückliche nicht allein lassen, um Hilfe herbeizuholen. Sie mußte die ihrer Sinne nicht Mächtige bewegen, aufzustehen, mit ihr zu gehen . . . das arme Weib war ja von Haus fortgelaufen, nur dürftig bekleidet, im bloßen Kopf, die Füße in dünnen Bastschuhen . . . und der Sturm fauchte noch immer eisig durch die Talenge.

Madeleine kniete im Schnee neben ihr nieder, umschlang sie, als möchte sie ihr von der Wärme des eigenen Körpers abgeben, bat, flehte . . . „So komm doch nur, Marianne! So sprich doch nur . . .“

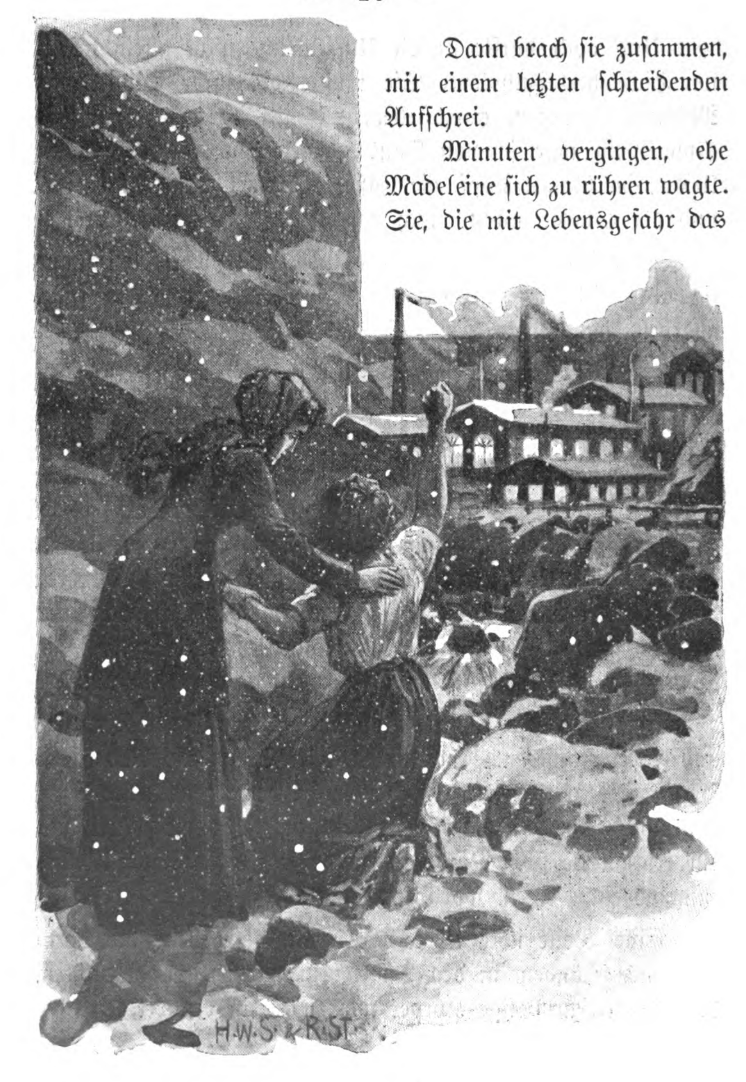
Vergebens! Bis sich die Unglückliche plötzlich auf die Knie warf, die Arme reckte. Jäh brach ihr Schluchzen ab. Eine Sekunde starrte sie, ohne sich zu regen, auf das dunkle Felsmassiv drüben. Und dann schrie sie auf, schrill, wie in einer großen Klage, in haßerfüllter Drohung: „Verfluchtes, dreimal verfluchtes Werk! Den Vater hast du mir erschlagen! Meinen Bruder haben sie eingescharrt am Gotthard! Meinen Kindern hast du den Vater genommen! Was du bringst, ist Verderben! Fluch über dich! Fluch und Verdammung!“

Es gellte durch das Tal über alles Sturmesbrausen und Wasserrauschen. Es schnitt wie Stahl in Madeleines Herz. Sie konnte nicht aufschauen, sie vermochte keinen Laut, keine Bitte über die Lippen zu bringen. Bis ins Mark hinein erschauerte sie. Nur ihre Hände fügten sich unwillkürlich zusammen, zu einem wortlosen Gebet.

Eine Weile noch kniete Marianne Gerresheim mit hocherhobenen Händen, in den Augen ein unheimliches Leuchten, der schmale, armselige Körper wie zu Stein erstarrt.

Dann brach sie zusammen, mit einem letzten schneidenden Aufschrei.

Minuten vergingen, ehe Madeleine sich zu rühren wagte. Sie, die mit Lebensgefahr das



unglückliche Weib vom Rande des Abgrundes fortgerissen hatte, ohne zu zögern — sie fürchtete sich jetzt vor ihr. War's doch gewesen wie ein Ausbruch des Wahnsinns . . . diese schreckliche Drohung . . . dieser Fluch, der ihr immer noch in der Seele nachgellte: der Fluch auf des Vaters Werk . . .

Mühselig, langsam mußte erst das Mitleid die Furcht besiegen. Bis sie dann, immer noch in dumpfer Scheu, ihre Hand auf Mariannes Schulter legte und leise bat: „Steh' auf . . . Wir wollen gehen!"

Da schlug die Frau die Augen auf, sah sich wirr um, richtete sich auf und strich sich mit der Rechten über die Stirn. Dann umklammerte sie plötzlich des Mädchens Arm . . . „Die Kinder! . . . Nach Haus . . . ja . . . Gott, mein Gott! . . ."

Madeleine hob sie empor.

Und sie schritt willig, auf deren Arm gestützt, bis vor die Tür des kleinen Hauses, das einst ihr glückliches Heim gewesen war durch drei Jahre hindurch . . . bis zum gestrigen Tage.

II.

Langsam rollte der Zug durch den engen, noch nicht zum vollen Tunnelprofil ausgebrochenen Stollen. In tiefer Dunkelheit. Die kleinen Bergmannslampen verbreiteten immer nur einen winzigen Lichtkreis um sich her. Dann und wann hob bald Lintal, bald Matthiesen die Leuchte, um irgendein Stück Zimmerung, ein Stück der feuchten, schwarzen Felswand im Vorüberfahren zu besichtigen; dann und wann galt es wieder, die Lampen unter einem Zipfel des Mantels zu schützen, wenn vom First herab das Bergwasser in breiter Regentraufe herunterrieselte. Noch war die Luft verhältnismäßig gut, die Temperatur nicht drückend.

Die beiden Männer sprachen wenig. Einige Male tauschten sie kurze Bemerkungen aus, über den Zustand der durchfahrenen Strecke, über den Transport der Hölzer nach vorn, über die Zunahme des Wasserandrangs. Alles streng sachlich. Nur einmal fragte Lintal: „Es bleibt also dabei, daß Sie im Februar in das alte Raubnest, das Cialdinischloß einziehen — wirklich, Herr Kollege? Na — es wird für Sie auch eine Wohltat sein, wieder eine eigene Häuslichkeit zu haben."

„Gewiß, Herr Lintal!"

„Wann denken Sie denn, daß Ihr Fräulein Schwester eintrifft?"

„Sie will das Weihnachtsfest noch in Hamburg verleben. In der ersten Januarwoche hoffe ich sie dann von Locarno abholen zu können."

„So — so! Nun . . . ich freue mich für meine Tochter, daß ein junges Mädchen in unsere Einsamkeit kommt. Egoistisch — was? Aber Madeleine lebt zu einsam. Was hab' ich nicht schon gebeten, sie soll sich ihre kleine Pensionsfreundin . . . Odile Beauvan . . . Sie wissen vielleicht . . . einmal herkommen lassen. Immer vergebens —"

Matthiesen neigte schweigend den Kopf. —

Allmählich stieg die Temperatur, die Luft wurde dumpfer und schwüler. Einzelne der Arbeiter begannen schon, sich in ihrer hockenden Stellung der Jacken zu entledigen. Lintal ließ seine Uhr repetieren: „Halb elf! Wir müssen gleich bei Kilometer drei sein." Und nach einer Pause: „Haben Sie heut früh vor Ort die Temperatur gemessen, Kollege? Wie war's?" Halblaut — die Arbeiter brauchten es nicht zu hören — gab der Oberingenieur zurück: „39 einhalb!" Der Chef zuckte die Achseln.

Weiter und weiter, immer mehr die Fahrt verlangsamend, kroch der Zug vorwärts durch die Enge. Hier und dort blinkte seitlich das kleine Licht eines Streckenwärters auf oder die Leuchten einiger Arbeiter, die an der Zimmerung Reparaturen ausführten. Hart an der Wand standen sie unbeweglich, bis der letzte Wagen vorüber war. So schmal der Raum, daß die Borde der Lowries fast ihre Leiber streiften, während sie die Köpfe unter der mächtigen Eisenröhre beugen mußten, in der die Druckluft nach vorn getrieben wurde.

Das fröhliche Geplauder der Leute auf den Wagen war längst verstummt. Der und jener hob seine Lampe hoch, putzte am Docht herum, und, wenn sie heller aufflammte, beleuchtete sie die dicken Schweißperlen auf der Stirn. Endlich weitete sich der Stollen ein wenig, gerade genug, um noch ein zweites Geleise aufzunehmen. Der ‚Bahnhof‘ — 3500 Meter von der Einfahrt.

Die Maschine polterte über eine Weiche und hielt. Die Arbeiter sprangen ab, kletterten über die Wagen auf dem Nebengeleis, strömten in dichtem Haufen, die ganze Breite des Stollens füllend, nach vorn. Eine andere Schar wartete schon auf die Rückfahrt; geschwärzt vom Dampf und Rauch, mit hängenden Köpfen, matt und müde standen und hockten sie umher auf dem mannsdicken Rohr für die Wasserleitung, den aufgestapelten Balken und Brettern. Kaum daß ein Gruß, ein Wort zwischen den Kommenden und Gehenden gewechselt wurde.

Auch einer der Bauführer kam gerade von vorn zurück. Er schlich mehr, als er schritt, den Rücken gekrümmt, die Schultern wie unter einer Last nach vorn gedrückt, Fuß um Fuß mühsam nachziehend. Erst als Matthiesen, ihn erkennend, die Lampe hochhob, sah er auf, reckte die Glieder zusammen und meldete halb automatenhaft: „Nichts Neues —“

„Arnold, Kollege! Wie sehen Sie aus, armer Kerl! War's denn so bös vor Ort?“

„Nicht viel anders wohl als jetzt immer, Herr Matthiesen.“

Er zog sein Taschentuch heraus und wischte sich den Schweiß und Schmutz aus dem Gesicht. „Aber der Geier mag das aushalten . . . vier Stunden vor Ort. Die Leute

können's auch nicht mehr. Die Schicht muß weiter verkürzt werden." Seine Stimme klang ganz heiser.

„Ich werde mit Herrn Lindal sprechen. Er ist übrigens mit eingefahren." Der Oberingenieur deutete nach rückwärts, wo der Chef mit dem Depotverwalter sprach.

Der Bauführer zögerte ein wenig. Dann sagte er doch: „Wenn ich mir erlauben darf—"

„Sprechen Sie nur—"

„Ich wollte nur sagen . . . wenn Sie's können, bestimmen Sie den Alten, daß er mit der Schießerei aufhören läßt. Ich hab' unter ganz ähnlichen Verhältnissen — nur ohne diese blödsinnige Hitze — im Hausteintunnel gearbeitet. Glauben Sie's mir, wird geschossen, so bekommen wir einen Kladderadatsch herunter, der nicht von schlechten Eltern ist. Es sah schon bei der letzten Attacke schlimm genug aus."

Matthiesen zuckte mit den Achseln. „Die Entscheidung muß heut getroffen werden. Wir werden ja selbst sehen. Wer ist übrigens von den Herren vor Ort?"

„Rovere."

„So — das freut mich. Und nun, Landsmann, legen Sie sich lang hin in eine Lowry, lassen Sie sich herauskarren, und dann gleich eine ordentliche Dusche und einen Schluck Barolo. Nicht zu knapp! Gott befohlen, Arnold!"

„Glück auf, Herr Matthiesen!"

Einige Minuten noch mußte der Oberingeneur auf Lintal warten. Dann schritten sie neben einander den Arbeitern nach, deren Lampen noch aus der Ferne wie winzige Irrlichter glimmten. An ein paar Wagen mit Schotter vorbei, die ein Maulesel im müden Trott zum Bahnhof zog; über Balken

und Schienenstapel tastend und kletternd; mit den Füßen im Wasser, das, je weiter sie vorwärts kamen, immer höher und höher stand. Bei jedem Schritt blieben die Stiefel tief im Schlamme stecken.

Mehr und mehr stieg die Hitze, immer dumpfer wurde die Luft, immer erschwerter das Atemholen. Während der Schweiß wie im Dampfbade aus allen Poren drang, legte es sich wie ein Gürtel um die Brust. Das Herz begann stärker zu arbeiten.

Matthiesen schritt noch immer ohne Ermüdung aus. Er kannte sie überhaupt kaum, mit seiner unverwüstlichen Zähigkeit, seinen stählernen Nerven. Er empfand, worunter andere stöhnten, fast stets nur als Unbequemlichkeit, die ihm Kinder-spiel war zu überwinden.

Aber er merkte, Lindal wurde der Marsch durch den engen, niederen Stollen heut schwer. Der Chef suchte es zwar sichtlich zu verbergen. Wenn er stehen bleiben mußte, um Atmen zu schöpfen, das pochende Herz sich ein wenig beruhigen zu lassen, that er's immer unter einem Vorwand; leuchtete ein Stück Fels ab, legte das Ohr an die Luftleitung, sah nach der Druckwasserröhre und begann mit irgendeinem Arbeiter ein Gespräch. Seine Stimme klang heiser; er sprach in möglichst kurzen, scharf abgeschnittenen Sätzen.

Matthiesen beobachtete ihn aufmerksam. Er dachte un-ausgesetzt an das Versprechen, daß er Madeleine gegeben hatte. Aber er kannte die Willenskraft des alten Herrn, wußte ganz genau, daß der sich schwer zu irgendwelcher Schonung der eigenen Person bewegen ließ, ja daß er im-stande war, die bestgemeinte Warnung sehr übel zu vermerken.

Er konnte sehr eigensinnig sein, wenn in Frage kam, was er als Pflicht auffaßte.

So gingen sie weiter und weiter, nur daß ihr Schritt sich immer mehr verlangsamte. Ein paarmal stieß Lintal mit den unsicher werdenden Füßen hart an einen Geröllhaufen, mehrfach erlosch ihm die Lampe, weil er versäumte, sie vor dem aus dem Firſt herabrieselnden Bergwasser zu schützen.

Endlich blieb Matthiesen stehen. „Alle Wetter," sagte er, „es ist wirklich der reine Backofen. Es geht mir doch auf die Nerven — ich merke, daß ich heut zum zweitenmal eingefahren bin. Ist's Ihnen recht, Herr Lintal, wenn wir ein paar Minuten drüben im Dynamitmagazin rasten?"

Der Chef merkte vielleicht die Absicht, er blinzelte jedenfalls mißtrauisch zu Matthiesen herüber. Aber er sagte doch nicht nein. Im Gegenteil, er meinte: „Gewiß — ich habe so noch einiges mit Ihnen zu besprechen."

Das Dynamitmagazin war nicht viel mehr als eine seitlich in den Fels gehauene, durch eine Tür verschließbare Nische; nur etwa der Tagesbedarf an Patronen war hier, unter der Aufsicht eines zuverlässigen älteren italienischen Unterbeamten, gelagert. Der Raum so eng, daß er knapp für zwei Männer Platz bot. Lintal schickte den Beamten denn auch gleich heraus und ließ sich todmüde auf einer der Dynamitkisten nieder; Matthiesen lehnte an der Wand. Die Lampen hatten sie draußen dem Aufseher übergeben — nur ein matter Schimmer drang durch die Türspalte und fiel schräg auf die gebeugte Gestalt, das gefurchte Gesicht Lintals.

Er saß eine ganze Weile, ohne zu sprechen. Seine Brust ging schwer. Die Rechte drückte er auf das Herz, als könne er so den tobenden Puls beruhigen.

Dann sagte er plötzlich: „Wir haben heut früh ein neues Dekret der italienischen Regierung bekommen . . . wegen des Dynamits. Allerlei lästige Vorschriften und noch lästigere Wünsche. Auch bezüglich der Überwachung der Arbeiter . . . als ob uns das nicht schon genug Wirtschaft, Kosten, Mühe machte. Die Herren Anarchisten spuken der Regierung im Kopfe herum. Bitte, lieber Kollege, sehen Sie das Schriftstück doch 'mal morgen auf dem Bureau ein —“

Es wollte Matthiesen scheinen, als sei das alles nur eine Art von Einleitung, wie sie Lintal bisweilen liebte. Er neigte nur kurz den Kopf -- und wartete.

Wieder vergingen einige Minuten.

Lintal saß mit hängendem Haupt, die Rechte immer noch auf dem Herzen, die Finger der linken Hand tasteten auf dem Knie herum. Den dickgefütterten Filzhut, der, zum Schutz gegen herabfallende kleine Steine, zum Tunnelanzug gehört, hatte er abgenommen und zur Seite geworfen. Eine breite Strähne seines grauen Haares war über die mächtige Stirn geglitten. Er sah sehr alt, sehr verfallen aus. Und wieder gedachte Matthiesen der Sorgen Madeleines.

Endlich richtete Lintal sich ein wenig auf: „Es muß doch wohl gesagt sein, Kollege —“ begann er — „es kann so nicht weiter gehen. Nicht etwa wegen der augenblicklichen Schwierigkeiten vor Ort . . . auf die pfeife ich! Aber ich sehe ein, daß wir für bessere Luftzuführung sorgen müssen. Auch in Bahl kommen sie nicht mehr vorwärts. Ich bin

entschlossen, hüben und drüben eine größere Ventilationsanlage zu schaffen ... vielleicht mit Einfügung einer Zwischenstation im Stollen, in der wir die Druckluft noch einmal einer energischen Abkühlung unterziehen ..."

Er brach ab und sah erwartungsvoll zu dem Oberingenieur auf. Erst nach einer Pause setzte er hinzu: „Nun — was sagen Sie dazu?" Es klang ein wenig verstimmt.

Matthiesen zögerte noch immer. Er wußte, wie schwer es war, hier gegen eine vorgefaßte Meinung anzukämpfen. Dann erklärte er doch: „Sie wissen ja, Herr Lintal, daß ich ein Gegner von Palliativmaßnahmen bin. Sie werden mir nicht recht geben — aber da Sie mich fragen, muß ich wohl antworten. Und wenn sie die größte Ventilationsanlage bauen, kommen wir damit im günstigsten Fall, hier wie drüben bei Bahl, je tausend Meter weiter. Dann stehen wir auf dem alten Fleck; die Temperatur steigt, die Druckluft kommt schon warm vor Ort, die Weiterarbeit wird schließlich unmöglich."

„Pah! Es gibt für die heutige Technik keine Unmöglichkeit."

„Die gibt es doch, Herr Lintal. Jedem menschlichen Können ist eine Grenze gesetzt. Aber hier scheint auch mir eine solche noch nicht erreicht. Ich kann freilich nur auf meinen alten Vorschlag zurückkommen —"

„Den berühmten Parallelstollen! Ich weiß — ich weiß! Lieber Matthiesen, ich habe Sie wirklich schätzen gelernt. Aber dieser Parallelstollen, der Millionen verschlingen würde, ist geradezu ihr Tollpunkt — verzeihen Sie!"

„Und Sie werden sich dennoch für ihn entscheiden müssen, wenn Sie Ihr Werk vollenden wollen —"

Lintal lächelte trübe. „Ich, lieber Kollege? Es will mir oft scheinen, als ob ich nicht dabei sein werde, wenn Ihr zum letztenmal die Bohrer ansetzt. Was kommt es auch schließlich darauf an, wenn nur mein Werk selbst vollendet wird. Obschon . . . leicht ist es nicht, die Kräfte schwinden zu fühlen . . . an einem halben Mißerfolg. Es gibt wohl Stunden, in denen ich wünschte, diesen Tanole-Paß nie gesehen zu haben . . . auch meiner Tochter wegen . . ."

Noch nie hatte Matthiesen den alten Herrn so sprechen hören. Er kannte ihn nur als eine Kampfnatur, die unter Schwierigkeiten immer neue Kräfte zu gewinnen wußte, der jedes Zagen fern lag. Es ergriff ihn, Lintal so weich zu sehen. Er wollte entgegnen, Einwürfe machen — trotzdem er eigentlich sachlich nicht zu widersprechen vermochte —, doch Lintal schüttelte abwehrend den Kopf. Und dann fragte er plötzlich, ganz unvermittelt: „Was haben Sie eigentlich mit Madeleine, lieber Matthiesen? Es ist ja neuerdings fast, als lebten Sie auf dem Kriegsfuß miteinander?"

Matthiesen traf die Frage ganz unvorbereitet. Er hatte nie daran gedacht, daß Lintal das etwas gespannte Verhältnis zwischen seiner Tochter und ihm überhaupt beachte. Seiner ganzen Art widerstand es auch, sich auszusprechen. Er biß die Lippen zusammen, sein Gesicht wurde herb, fast trotzig. Wozu setzte ihm der alte Mann da derart die Pistole auf die Brust? Wenn er versucht hatte, einen leichteren Ton anzuschlagen — für eine Plauderfrage war weder der Ort angetan, noch die Verbindung mit allem, was sie soeben besprochen hatten. Hätte er die gleiche Frage in seinem Salon getan, so würde man mit einem Scherz haben darüber hin-

kommen können — wenn dieser Scherz auch schmerzte. Jetzt war das unmöglich. Darum lieber gar nicht antworten.

Da begann Lintal wieder: „Ich kann mir gar nicht denken, daß es dieser alberne Nationalitätenhader ist, der Madeleine beeinflußt. Mein Himmel, ich habe ja 1871 natürlich auch für Frankreich optiert — so in der ersten aufwallenden Erregung. Nachher hab' ich doch wieder friedlich in der alten Heimat gelebt, in den kargen Zwischenräumen meines Wanderlebens, und meine Tochter ist in Garberg unweit von Zabern geboren. Meine verstorbene Frau war sogar eine Reichsdeutsche. Ich hätte das Kind vielleicht nicht in das Pariser Pensionat tun sollen . . . dort hat man sie zur Patriotin gestempelt."

„Ich glaube nicht, daß Ihr Fräulein Tochter sich so leicht beeinflussen läßt —"

„Je nun — je nun! Übrigens . . . ich sagte es wohl schon . . . ich kann Madeleine nicht für so kindisch halten, diesen politischen Hader gar auf das persönliche Gebiet zu übertragen."

Er sah wieder zu Matthiesen auf, eine Antwort, einen Einwurf erwartend. Aber der schwieg hartnäckig.

Der alte Herr hatte seinen Filzhut aufgenommen und drehte ihn zwischen den Händen. Dann stand er plötzlich auf und sagte in ganz verändertem, ganz geschäftsmäßigem Tone: „Wir müssen nun aber gehen. Es wird Zeit, wenn wir das Bohren in dieser Attacke noch sehen wollen."

Und sie drangen weiter durch die Dunkelheit vorwärts der Arbeitsstätte vor Ort zu. Lintal schien die Rast gut getan zu haben, oder er bezwang sich: er schritt frischer aus,

trotzdem die Hindernisse auf dem Wege — Schlamm, Schutterungs-geröll, Holzstapel — sich häuften, die Hitze immer mehr stieg.

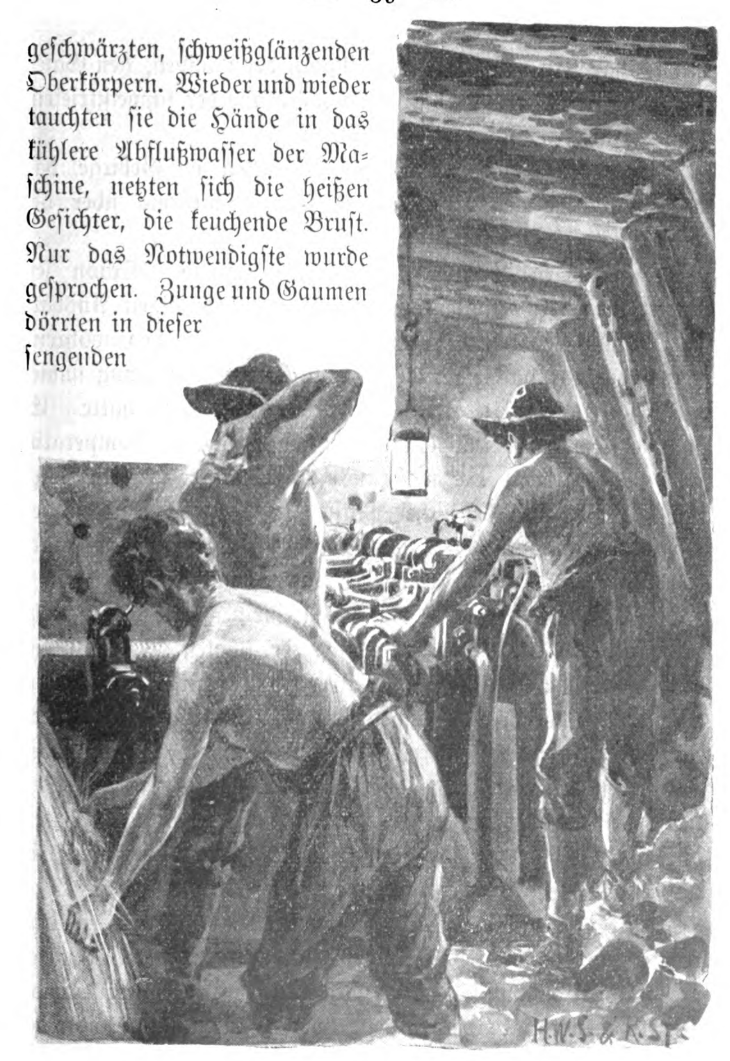
Jetzt schimmerten die Leuchten der Arbeitsgruppen vor Ort bereits deutlich herüber, und das Geräusch der Bohrmaschinen, ein undeutliches Gewirr von Stimmen drangen zu den gebückt an den Wänden des Stollens Vordringenden. Auf dem Geleise in der Mitte schoben die jungen, halbnackten Burschen, von Schweiß triefend, die Hunde mit dem Gestein der letzten Schutterung nach rückwärts.

Als dann die Druckluftleitung zu Ende ging, blieb Lintal einen Augenblick stehen. Er hielt seine Hand vor die Öffnung der schwarzen Röhre: „Schauen Sie nur, Kollege, wie das bläst! Es ist gar nicht so schlimm — ich kann wirklich die Luft nicht so arg finden. Die Leute neigen doch immer zu Übertreibungen. Glauben Sie mir: wir kommen mit einer genügend verstärkten künstlichen Ventilation doch noch zum Ziele.“

Eine Antwort wartete er nicht ab, legte vielmehr die letzten hundert Schritt bis vor Ort, als wolle er zeigen, daß es wirklich ‚nicht so schlimm sei‘, in verstärktem Tempo zurück und trat sofort an die Seite Roveres, des aufsichtsführenden Beamten, neben den Bohrwagen.

Die stählernen Schneiden knirschten bereits tief im Gestein der Felswand. Das Druckwasser, das sie trieb, quoll nach getaner Arbeit in starken Strahlen zwischen die Füße der Arbeiter, die, nur mit einem leinenen Beinkleid um die Hüften, die ausgestreckten Arme der Maschine bedienten, die Wasserhebel regulierten, seitlich und im First die Zimmerung vollendeten. Wie die Cyklopen sahen sie aus mit ihren rauch-

geschwärzten, schweißglänzenden Oberkörpern. Wieder und wieder tauchten sie die Hände in das kühlere Abflußwasser der Maschine, netzten sich die heißen Gesichter, die keuchende Brust. Nur das Notwendigste wurde gesprochen. Zunge und Gaumen dörrten in dieser sengenden



Atmosphäre, in dieser, von dem Rauch der Lampen, den Gasen der letzten Sprengung, von der Ausdünstung der schweißtriefenden Männer geschwängerten Stickluft.

4480 Meter vom Eingang — mitten im Gebirge, das in der fünfmaligen Höhe der Kölner Domtürme über der Arbeitsstelle lastete —

Matthiesen leuchtete die Zimmerung ab. Schon seit zwanzig Metern mußte man mit dem vollständigen Ausbau, mit sorgsam gefügten Stützen und Pfählen, vorgehen, während bisher der eisenharte Gneis eine völlige Auszimmernng immer nur auf ganz kurze Strecken erforderlich gemacht hatte. Er zog den Taschenthermometer heraus und maß die Temperatur . . . 41,5 Grad! Er maß auch die Temperatur des Bergwassers, das in bedenklicher Masse zwischen den Pfählen des Firstbaues herabrann . . . es war heiß . . . fast 29 Grad!

Dann endlich trat er neben Lintal und Rovere.

Matthiesen wußte, es war eine kleine verzeihliche Schwäche des Chefs, gern der Arbeit seiner berühmten Bohrmaschine zuzuschauen, Verzeihlich — denn er hatte mit ihr eine neue Aera des Tunnelbaues eingeleitet. Alle Konkurrenten hatten die mit Wasserdruck getriebenen, das Gestein zermalmenden Schneiden aus dem Felde geschlagen; wo immer in der Welt heute der Tunnel-Ingenieur in den Berg eindrang, arbeitete die Lintalsche Maschine. Eine geniale Erfindung, groß in ihrer durchdachten und doch so einfachen Konstruktion.

Auch jetzt hatte Lintal offenbar seine Freude an dem regelmäßigen Gang der Kolben, an dem steten Vorwärtsdringen der Stahlschneiden. Vielleicht sah er nicht einmal, wie lose hier das Gestein war, wie es allenthalben von der

Wand bröckelte, in kleinerem Gerölle hier, in größeren Stücken dort. Aber Matthiesen sah es. Und als er jetzt, ganz nach vorn tretend, die Lampe hoch über die vordersten Pfähle der Firstzimmerung hob, da sah er auch, daß bei der letzten Sprengung schon ein beträchtlicher ‚Kamin' ausgeschossen worden war — über den Firstpfählen wölbte sich eine Höhlung.

Er trat zurück. Er untersuchte noch die Reste der letzten Schutterung, die Geröllhaufen auf der Sohle des Stollens. Loses, morsches Gestein, wie er es vermutet hatte.

Gerade als er sich wieder zu Lintal und Rovere gesellte, hörte er, wie der Chef letzterem die Weisung gab, den Bohrwagen zurückziehen und laden zu lassen.

Der Bauführer sah halb verzweifelt zu Matthiesen hinüber. Einen Augenblick zögerte dieser noch. Es war immer der alte Kampf in ihm, dem berühmtesten, erfahrensten Tunnelbauer der Welt zu widersprechen. Einem Meister der Kunst, der zwar bisher jeden Einwurf stets sachlich geprüft hatte ... schließlich aber doch fast nie nachgab.

Matthiesen wußte, gerade hier würde er am unliebsten nachgeben. Verzichtete er auf die Weiterarbeit mit Dynamit, so galt es, langsam, sehr langsam mit Handarbeit, mit dem Bergmannsgezäh vorzugehen, Schritt um Schritt. Blieb man bei den Sprengungen, so förderte gerade in diesem Gestein die Arbeit mächtig. Glückte es, so holte man vielleicht alle bisherigen Zeitverluste und damit alle Verluste an Kapital und Zinsen, die das Unternehmen schon erfordert, wieder ein. Es war ein Wagnis. Aber kein Ingenieur der Welt vermochte vorauszusagen, daß dieses Wagnis nicht glücken konnte.

Trotzalledem —

Matthiesen durfte in seinem starken Verantwortlichkeitsgefühl nicht schweigen.

Er trug, während die Arbeiter den schweren Wagen, auf dem die Bohrmaschiene mit ihren Polypenarmen montiert war, zurückrollten, dem Chef noch einmal alle seine Bedenken vor. Wie schon die Sprengungen bei den letzten Attacken das Gestein im First gelockert hätten, wie jeder weitere Schuß die Gefahr heraufbeschwöre, daß die losen Geröllmassen mit ungeheurer Wucht herabstürzen könnten. Er sprach ruhig, besonnen, klar — er bat. Aber Lintal schien nervös geworden. Wiederholt unterbrach er den Oberingenieur mit einem spöttischen: „Ja — ja — es kann schief gehen! Was kann in der Welt denn nicht schief gehen?“ Dann sagte er schließlich: „Lieber Kollege, ich trage die Verantwortung, nicht wahr?“ in einem Tone, der eigentlich jede weitere Erörterung ausschloß.

Die Bohrlöcher waren inzwischen mit den bereitgehaltenen Dynamitpatronen geladen, die Zündschnur war nach rückwärts verlegt worden. Die Arbeiter hatten sich schon zurückgezogen. Nur die drei Ingenieure standen nach vor Ort.

Matthiesen wollte noch ein Letztes thun. Er fragte Rovere direkt: „Und Sie, Kollege, was ist Ihre Ansicht?“

Der junge Bauführer war in einiger Verlegenheit. Aber — obwohl zögernd — sagte er dennoch: „Wenn ich offen sein soll, Signor Lintal — ich würde wenigstens während der nächsten Attacken nur mit Handarbeit vorgehen. Der Berg ist unruhig.“

„Wollen Sie mir nicht vielleicht erzählen, lo spretto laure da oben im First?“ gab Lintal ironisch zurück. „Nein, nein! Es wird geschossen!“

Und er wandte sich, um den Arbeitern nachzugehen. Langsam folgten die beiden anderen.

Eng zusammengedrängt längs der Wand standen, hockten, zweihundert Meter rückwärts, die Leute. Gleichgültig und abgestumpft, nur froh der kurzen Ruhe. Für sie war es ja stets das gleiche Einerlei: Ausfahrt und Einfahrt, dieselben drei Perioden der Attacke: das Bohren, das Schießen, das Forträumen der gesprengten Massen — die Schutterung. Sie lebten erst draußen wieder auf, in der freien Bergluft, am Herd ihrer kleinen Baracken, in ihren Osterien. Hier waren sie Hände, lebende Maschinen —

Lintal gab das Zeichen. Der Capo, der Vorarbeiter, beugte sich, entzündete die Leitungsschnur.

Eine ihm sonst unbekannte Spannung der Nerven überfiel Matthiesen. Die wenigen Sekunden, die der Feuerfunke in der Guttaperchaschnur gebrauchte, um sich bis zur Sprengpatrone vorwärts zu fressen, dehnten sich für ihn schier zu einer Ewigkeit. Wie oft hatte er ebenso gestanden und gewartet — und wie anders dünkte ihn das heute. Unwillkürlich faßte er mit der Rechten nach dem Arme Roveres und drückte seine Finger fest um dessen Muskeln. Nicht etwa, daß er für die nächsten Augenblicke eine Katastrophe erwartete. Die konnte, wenn überhaupt, ebenso gut erst im Laufe der nächsten Attacken, der nächsten Tage eintreten. Aber ein fremder, seltsamer Druck lag auf ihm. Er empfand ganz anders wie sonst, während er in Gedanken zählte: eins — zwei — drei — vier! Er empfand die stickende Luft, den Qualm der Lampen, die Glühhitze; die Nähe der schweiß-

gebadeten Arbeiter, die Enge rings um sich her . . . so weit, so weit vom Tage. Und dann dachte er plötzlich an Madeleine —

Wie ein weiter, auf Sekunden zusammengedrängter Traumflug war es, der ihm mit einemmale alle seine Begegnungen mit ihr noch einmal heraufzauberte, ihm den Schleier von der Seele riß: ‚Bist du denn blind gewesen gegen dich selbst! Warum fühlst du's denn jetzt erst . . . du liebst sie ja . . . liebst sie . . . liebst sie . . .‘

Da sauste ein scharfer Luftzug von vor Ort durch den Stollen . . . so jäh und stark, daß alle Leuchten verlöschten. Und durch das tiefe Dunkel rollte ein Schuß, noch einer, der dritte, wie zu einem Schlage verschmolzen, und das Prasseln fallenden Gesteins tönte von vorn . . .

Matthiesen riß sich empor. Die Wirklichkeit schnitt den Traumflug haarscharf ab . . .

Tiefe Stille nach den dröhnenden Schlägen . . .

Ein Augenblick atemloser Erwartung noch. Dann hörte Matthiesen die triumphierende Stimme Lintals neben sich: „Da haben wir's ja. Ganz normal!“ und sah, wie ein Zündhölzchen aufflammte. Die Lampe des Chefs brannte als erste wieder.

Und der alte Herr schien, von Ungeduld verzehrt, auch wieder der erste vor Ort sein zu wollen. Er stürmte nach vorn. Vergebens rief Rovere ihm zu: „Herr Lintal . . . lassen Sie doch die Sprenggase sich erst etwas verziehen!“ Er war nicht zurückzuhalten.

Matthiesen blieb hart an seiner Seite. Wenn Madeleines Vater sich in Gefahr stürzte, wollte er nicht fern sein.

Gefahr? Nun ja! Die wahnsinnige Glut unmittelbar nach dem Schuß, der den zertrümmerten Fels durchhitzt, daß man vor der Weiterarbeit Ströme Druckwassers über ihn gießt — die giftigen Gase des Dynamits —

‚Mein Himmel . . . schließlich haben er wie ich das schon hundertmale durchgemacht! Und sonst — sonst scheint ja wirklich alles ganz normal‘ —

Beide hasteten vorwärts, schweratmend, schweigend. Die Arbeiter weit hinter sich, noch beschäftigt, ihre Lampen wieder zu entzünden, die der Luftdruck des Schusses ausgelöscht hatte. Alles wie immer, wie bei jeder Attacke, tagaus — tagein, normal . . . ganz normal . . .

Schon stehen, steigen, klettern sie über das Geröll, die Steinmassen, die der letzte Schuß herabgeworfen hat, bis dicht vor Ort.

Da . . . plötzlich . . . ein leises Knistern und Knacken im Holz der Zimmerung. Nur dem geübten Ohr des Bergmanns verständlich. Ein Knattern und Rollen im First, ein dumpfer Knall. Das Bersten eines Pfahles —

Der Fuß stockt. Dann greift Matthiesen nach Lintals Arm: „Zurück! Zurück!“

Zu spät . . .

Ein gewaltiges Rauschen, kurzhallender Donner von oben, Prasseln und Schlag . . . die Seitenzimmerung beugt sich nach innen, der First bebt . . . biegt und bricht . . . Lintal stürzt in die Knie . . . ein Felsblock hat ihn getroffen, niedergeworfen . . . die Lampen verlöschen . . . Matthiesen reißt ihn empor, hebt ihn, trägt ihn . . . in großen Sprüngen über Schutt und Geröll, unter dem sinnlosen Geschrei der Arbeiter.



Und hinter ihm donnert und rauscht es weiter und kracht und prasselt . . . Er hört es kaum. Aber er fühlt, wie es feuchtwarm an seinem Arm herunterrieselt . . . Blut . . .

Er ruft den Arbeitern zu: „Zurück! Zurück!“ Und er denkt nur: ‚Gott . . . mein Gott! Ob er lebt? Ob er . . . ob er tot ist? . . . Wohin? . . . Und kein Arzt hier . . . Aber im Dynamitmagazin wird eine Verbandkiste stehen . . . nur vorwärts . . . alles übrige muß sich finden . . .‘

Wie die Schatten sieht er die Arbeiter an sich vorüberhuschen, eine Leuchte hier, eine drüben aufglühen. Einmal ist wohl Rovere an seiner Seite, fragt: „Lintal?“ — „Hier, hier! Ich habe ihn — er ist verwundet!“ — „Kollege . . . hören Sie? Daß sich niemand nach vorn wagt!“ — „Jawohl, Herr Matthiesen . . .“ — „Der Berg muß sich erst beruhigen! Morgen werden wir weiter sehen!“

Und das Blut rieselt an ihm herab. Wie leblos der alte Mann in seinen Armen . . . immer schwerer und schwerer die Last. Nur die Zähne aufeinander beißen! Es kann ja nicht mehr so weit sein bis zum Magazin. „Rovere, sind Sie da?“ — „Hier — hier!“ „Schnell voraus nach dem Magazin! Die Verbandkiste!“ „Jawohl, Herr Matthiesen! Mein Gott — wenn er doch auf uns gehört hätte!“

Da endlich . . . endlich . . .

Vor der Tür des Depots stehen ein paar Arbeiter mit hocherhobenen Lampen; auf der Schwelle kauert schon Rovere und kramt mit zitternden Händen unter den Rollen mit Leinen, Gaze und Karbolwatte. Der scharfe Geruch des Jodoforms dringt selbst hier durch.

Ein paar Mäntel, ein paar leere Säcke sind bereits über die Bretter vor der Tür gebreitet. Matthiesen läßt Lintal sanft herabgleiten. Erst jetzt sieht er schaudernd das dicke rote Blut an seinen Händen, an den Ärmeln, in breiten dunklen Streifen über seiner Brust . . . und schaut, niederknieend, in ein leichenblasses Antlitz, auf das Haupt des alten Mannes, auf die fürchterliche klaffende Wunde im Hinterkopf.

Gespenstisch flimmert und zuckt das Licht der wenigen Lampen über all das hin, über die hohe Stirn, die starren Züge, die tiefen, geschlossenen Augen, das jetzt nur noch leise sickernde Blut . . . und daneben leckt dasselbe Licht hinauf an den schwarzfeuchten Wänden, spiegelt wieder im Wasser unter den Brettern, auf denen er liegt, malt seltsame Schatten, unheimliche Silhouetten auf der breiten Tür, taucht hinein bis in den Innenraum zu den Kisten und Kasten, in denen der vernichtende Sprengstoff schlummert —

Matthiesen kniet neben dem Verwundeten. Hoffnungslos . . . er hat Rovere schon ein leises verzweifeltes Zeichen gegeben . . . für diese Wunde gibt es keinen Verband, und kein Arzt der Welt kann sie schließen!

Ein gnädiger Tod! Was gäbe es hier anders zu wünschen, zu hoffen . . .

Noch atmet Lintal leise, das Herz schlägt ganz schwach.

Tief beugt sich Matthiesen über ihn. Und er sieht nur den großen Meister vor sich, den teuren gottbegnadeten Menschen, der aus kleinstem Beginnen heraus sich zum weltberühmten Manne emporarbeitete, nur den teuren, genialen Kollegen, den nie verzagenden, tapferen unermüdlichen Vor- und Mitkämpfer.

Abgrundtief sind alle Meinungsverschiedenheiten versunken in diesen geweihten Augenblicken! Es bleibt nur Bewunderung, Verehrung — Liebe . . .

Da geht es plötzlich wie ein Erschauern durch den kleinen Kreis —

Lintal schlägt die Augen auf — groß — klar — mit dem leuchtenden Feuer, das ihnen immer eigen war . . . der Körper zuckt . . . und die Rechte schiebt sich, als wolle er sich stützen, aufrichten . . .

Die dunklen Pupillen suchen. Die Brust weitet sich, unter dem buschigen Bart bewegen sich tonlos die Lippen.

Noch tiefer beugt sich Matthiesen. Und er hört den Totwunden: „Mein Werk . . . vollenden! . . . Vollenden . . .!“ Und dann: „Mein Kind . . . Madeleine . . . mein Kind . . .“

Nur ein schmerzensvoller Hauch ist es. Und die großen Pupillen suchen immer noch, hilfeflehend, umher.

Dicht an die Brust des Sterbenden lehnt sich Matthiesen. „Ich bin hier, Lintal! Ich, Matthiesen. Ich höre —“

„Matthiesen . . . Madeleine . . . Mein Werk . . . nicht Le Sueur . . . Matthiesen . . . Doppelstollen . . .“ Und wieder: „Madeleine . . .“

Wie ein letztes Aufflackern war es.

Plötzlich streckte sich der Körper. Jach faßte die Rechte in die Luft, reckte sich, ballte sich.

In dicken Tropfen trat blutiger Schaum über die halb geöffneten Lippen. Ein Erzittern noch — — ein einziges Heben der Brust — ein Zusammenzucken — —

Matthiesen hatte die Rechte des Verewigten ergriffen. Er schloß seine beiden Hände über sie. Er horchte noch einmal auf den entschwindenden Herzschlag. Er drückte Lintal sanft die Augenlider herab. Langsam, schwer erhob er sich endlich. Die Männer umher standen regungslos, mit gesenkten Köpfen. Leise erklang das letzte



Gebet des einen oder anderen, wie sie es gewohnt waren von Kindesbeinen an:

„O Herr, gib ihm die ewige Ruhe! Das ewige Licht leuchte ihm! Herr, laß ihn ruhen in Frieden. Amen.“

Matthiesen hatte die Hände gefaltet. Sein Blick ruhte auf dem Antlitz des Toden. Wie ruhig und friedlich er lag, wie verklärt das schöne Greisenhaupt war!

Ein Greis! Und doch zu früh dahingegangen. Zu früh für sein letztes großes Werk! Zu früh für sein Kind —

Und dennoch: ein schöner Tod! Auch er verblutete auf dem Felde der Ehre, wie ein Krieger in der Schlacht! Ein ehrenvoller Tod . . . dieser Tod mitten im Beruf . . .

Der Beruf! Die Pflicht!

Matthiesen straffte sich.

Die eiserne Pflicht! Sie ließ ihm nicht einmal Zeit, den teuren Toten hinauszugeleiten aus der Enge des Werks, dem seine letzten Worte gegolten, in die andere Enge, in der er dem ewigen Lichte entgegenschlummern sollte.

„Rovere!“ Ganz hart klang seine Stimme. Hart und heiser.

„Rovere! Wollen Sie, bitte, unserem verehrten Chef das Geleit geben. Benachrichtigen Sie Gardoni und Pestel, und senden Sie letzteren vor Ort. Fräulein Lintal bringen Sie wohl selbst die schreckliche Nachricht und sagen ihr, daß ich es nicht selbst thun konnte, daß ich hier unabkömmlich sei. Unabkömmlich hören Sie . . .! Und nun, Leute, vorwärts! Wir müssen sehen, was vor Ort zu retten ist —“

III.

Im ewigen Schnee des hohen Branca hatten sie ihn zu Grabe getragen, auf den kleinen Friedhof, der all die Opfer des Tunnelbaues aufnahm — nun schon eine lange, traurige Reihe.

Über den verschneiten Tonalepaß waren die Beamten von der anderen Tunnelseite, aus Bahl, herübergekommen mit dem dortigen Oberingenieur Le Sueur an der Spitze; aus Winterthur und Zürich die Direktoren und Verwaltungsräte der Südwestbahn; aus Mailand einige Vertreter der italienischen Regierung. Weithin — bis unterhalb der dunklen, dräuenden Mauern des Cialdinischlosses, von dessen verwetterter Turmzinne die Fahne halbmast wehte, hatten die dienstfreien Arbeiter, die auf dem eng umfriedeten Raum des Gottesackers nicht mehr Platz fanden, die Straße in dicht aufgeschlossenen Kolonnen gefüllt.

Kein Glockengeläut klang nach der Grabrede des evangelischen Pfarrers, der von Genua aus nach dem einsamen Divorcathal geeilt war, dem großen Manne das letzte Geleit zu geben. Aber gerade als die ersten Erdschollen auf den Sarg fielen, tönte vom jenseitigen Ufer her der langgezogene Pfiff der Lokomotive, die ihre hochbeladenen Schutterwagen aus dem Stolleneingang herausschleppte.

Und nach dem Sturm und dem Schneetreiben der letzten Tage leuchtete heute die Sonne hoch oben über den Berggipfeln und goß silbernen Schimmer auf die weißen Firnen.

Madeleine Lintal hatte neben dem Pfarrer zu Häupten des Sarges gestanden, dessen dunkle Wände in eine Flut weißer Rivierarosen getaucht waren.

Regungslos stand sie da in ihrem schwarzen Trauergewand mit dem langen, faltigen Schleier. Das blasse Gesicht in tränenlosem Schmerz wie versteint, die großen Augen immer und immer auf die Gruft gerichtet. Bis der Grabhügel sich wölbte und Palme auf Palme sich über ihm zu einem grünen Dache schlossen.

Wortlos hatte sie dann dem Geistlichen die Hand zum Danke gereicht und sich gewandt. So deutlich lag auf ihren starren Zügen die stumme Bitte: ‚Nur kein Beileidswort jetzt — nur keinen Trostversuch!‘, daß die Reihen der Umstehenden sich unwillkürlich für sie öffneten unter tiefem Schweigen.

Hart an Bruno Matthiesen schritt sie vorüber, ohne aufzuschauen, und quer über die Landstraße nach der väterlichen Villa zu. Ganz allein.

Matthiesen blickte ihr nach, bis sie die Gartenpforte erreicht hatte. Er meinte den hellen Klang, mit dem die Eisentür hinter ihr ins Schloß fiel, bis hier herüber zu hören, und es klang ihm, als wolle sie eine Scheidegrenze ziehen zwischen sich und allen, die hier um das Grab des Vaters versammelt standen. Eine Scheidewand, wie sie zwischen sich und ihm schon gestern und vorgestern aufgerichtet hatte. Dreimal war er oben in der Villa gewesen — ohne sie sprechen zu dürfen.



Das war das Här=
teste und Schmerzlichste
in diesen harten und
schmerzlichen Tagen
gewesen.

Selbst seine star=
ke Natur war am
Zusammen=
brechen. Zuerst
hatte er drei
Schichtdauern
hindurch die
Aufräu=

mungsarbeiten vor Ort persönlich geleitet; als er nach diesen zwölf langen, bangen Stunden endlich die schlimmste Gefahr überwunden zu haben glaubte und Pestel, als dem Chef des Vororts, das weitere Vorgehen anvertraut hatte, rief ihn, kaum daß er im Bureau angelangt war, die Kunde von einem Nachbruch des Gebirges zum zweitenmale in den Stollen. Wieder galt es stundenlange Arbeit, die alle physischen Kräfte, alle geistige Elastizität beanspruchte — und dann fügte sich draußen die lange Kette all der Vorbereitungen für die Beerdigung Lintals an. So viel hilfsbereite Kollegen ihm auch zur Verfügung standen, jede Anfrage ging doch an ihn, jede Entscheidung mußte von ihm getroffen werden.

Und doch — alles wäre zu tragen, zu überwinden gewesen. Aber daß er nicht vor Madeleine hintreten durfte, ihr nicht sagen konnte: ‚Ich bin reinen Herzens! Ich habe mein Wort eingelöst, soweit es möglich war! Ich möchte mein Herzblut hingeben, könnte ich den teuren Mann wieder ins Leben zurückrufen!‘ — daß sie ihn nicht sehen, nicht hören wollte, das war das Schmerzlichste und Härteste. —

Als Madeleine gegangen war, umringten ihn die auswärtigen Kollegen, die Trauergäste aus Nord und Süd. Jeder wollte von ihm Auskunft haben über die letzten Minuten Lintals, über die Katastrophe, über ihre voraussichtlichen Folgen: aus geschäftlichen Rücksichten dieser, aus Neugier jener, aus wirklicher Anteilnahme der dritte und vierte.

Langsam schritten sie, während er hier berichtete, dort vertröstete, durch die sich auf der Straße noch stauenden Arbeiterscharen dem Klubhause zu. Auch das mußte ja überwunden werden: das landesübliche Traueressen mit den weit

über das Gebirge Zugereisten — und dann das andere: die geschäftliche Konferenz mit den Direktoren der Bahn, den Bankiers der Finanzgruppe.

Mein Gott — es ging ja nicht anders — gewiß! Aber ihm graute davor, an der langen Tafel sitzen zu müssen unter all den gleichgültigen Menschen, ihm graute vor den Auseinandersetzungen, bei denen, er ahnte es, über den Verewigten manch herbes Urteil gefällt werden würde — ihm graute vor all diesen Stunden, in denen seine Gedanken doch nur dort oben sein konnten bei dem einsamen unglücklichen Mädchen, das er liebte . . . und das ihn mißachtete. Ja, das war es: sie mißachtete ihn! Er fühlte es ganz deutlich: nie, nie würde sie ihm verzeihen, nie verstehen wollen, daß er den Vater nicht zurückhalten, nicht retten konnte! Nie ihm glauben — nie — nie —

Oberst Sicher, der Vorsitzende des Aufsichtsrats, und Le Sueur hatten Matthiesen recht geflissentlich sofort in Beschlag genommen und hielten ihn auch während der Tafel zwischen sich fest. Schon bei der Suppe lenkten sie das Gespräch auf die Tätigkeit Lintals; das Thema schien überhaupt ausschließlich rund um den Tisch ventiliert und variiert zu werden; immer in den Ausdrücken höchster Bewunderung des toten Riesen — und doch mit scharf durchklingender Kritik. Einmal, als Matthiesen von den außergewöhnlichen Schwierigkeiten des Baues sprach, bemerkte Oberst Sicher: „Aber, mein Verehrtester, wir wissen doch alle, daß Sie keineswegs immer mit unseres teuren Freundes Anordnungen übereinstimmten.“

„Wo gäbe es wohl eine große gemeinsamer Arbeit, in deren Lauf nicht bei den Beteiligten Meinungsverschiedenheiten vorkämen? Herr Lintal und ich haben solche aber stets unter uns ausgeglichen, und ich begreife nicht, wie die Kenntnis davon in weitere Kreise gedrungen sein kann.“

„Das liegt doch auf der Hand: durch Herrn Lintal selbst!“ warf Le Sneur spitz ein. „Er hat mir noch neulich, als er zum letztenmale in Bahl war, von Ihrer Idee des Parallelstollens gesprochen.“

Matthiesen sah den lebhaften Franzosen, der unaufhörlich an seinem schwarzen Spitzbart drehte, scharf an. „Aus diesem Projekt, in dem ich die einzige Lösung aller Schwierigkeiten sehe, habe ich nie ein Geheimnis gemacht. Wie Herr Oberst Sicher gewiß gern bestätigen wird, ruht darüber eine bereits vor anderthalb Jahren von mir verfaßte und von Lintal begutachtete Denkschrift in den Händen des Aufsichtsrats.“

Der Oberst nickte zustimmend: „Die Arbeit hat uns alle damals im höchsten Grade interessiert. Übrigens bekannte Lintal sich theoretisch in seinem Gutachten durchaus zu Ihrem Vorschlag, Monsieur Matthiesen — er glaubte nur eben, mit Rücksicht auf die Kosten auch ohne den Parallelstollen auskommen zu können. Ja, die Kosten — die Kosten — zehn Millionen, ich bitte Sie —.“ Das kluge, rundliche Gesicht des Finanzmannes, der trotz seines Titels so gar nichts Militärisches an sich hatte, glänzte förmlich vor Freundlichkeit, wie immer, wenn er auf Zahlen zu sprechen kam. Er schob den letzten Rest der Tomatensauce auf seinem Teller zierlich auf das letzte Stück Kalbsschnitzel und meinte: „Ja . . . mein Freund Lintal wollte immer billig bauen. Er war

eben ein guter Rechenmeister, sein Leblang. So als simpler Schlosser anzufangen und mit einem halben Dutzend Millionen abzuschließen, wenn's nicht mehr ist, das bekommt nicht jeder fertig. Und nur eine Erbin. S' ischt ein schönes Mädchen, die Madeleine, und eine Partie dazu. Was für eine Partie . . . freili, festgelegt ist das Kapital ja jetzt, vorläufig . . ."

Am liebsten wäre Matthiesen aufgesprungen, herausgelaufen. Es empörte ihn, wie der alte Herr hier, kaum daß sich der Grabhügel über dem Vater gewölbt, von der Tochter als einer ‚guten Partie' sprach. Aber zugleich überrieselte es ihn eiskalt. Er hatte noch nie daran gedacht, ob Madeleine reich oder arm sein könne. Nun er es hier hörte, sah er in ihren Millionen nur ein neues Hindernis für seine geheimen Wünsche. Was kam es freilich darauf an? Er biß die Zähne zusammen: es gab ja doch keine Brücke von ihm zu ihr! „Festgelegt, monsieur le colenel?" fragte neben ihm Le Sueur. — „Wieso?"

„Nun, das ist ja kein Geheimnis. Lintal war eben einer der Hauptbeteiligten an unserem Unternehmen. Enfin, ein anderer Teil seines Kapitals steckt da unten in Spanien, wo er bei der Entsumpfung großer altrömischer Bergwerke stark engagiert ist. Eine sehr aussichtsreiche Geschichte, aber Zukunftsmusik . . . Zukunftsmusik . . ."

Matthiesen atmete erleichtert auf, als man sich endlich von der Tafel erhob.

Die meisten Herren blieben noch bei der Zigarre im Speisesaal. Aber Oberst Sicher ging händeschüttelnd von dem einen zum andern, zog dieses und jenes der Mitglieder des Aufsichtsrats in eine Fensternische und winkte schließlich

die beiden Oberingenieure heran. Der ganze engere Kreis trat in dem benachbarten Lesezimmer zu einer geschäftlichen Konferenz zusammen.

Wenn Matthiesen vor langen Besprechungen gegraut hatte — sie blieben ihm erspart. Man war sich wohl bereits auf der Herreise im wesentlichen einig geworden. Für ein Provisorium freilich nur. Es sollte vorläufig in der bisherigen Weise gearbeitet werden, und zwar unter völlig selbständiger getrennter Leitung der beiden Oberingenieure auf der schweizer und italienischen Seite. Innerhalb acht Tagen sollte jeder der Herren aber eine Denkschrift über die allgemeine Lage nebst motivierten Vorschlägen für die weitere Tätigkeit einreichen. Das weitere behielt sich der Aufsichtsrat vor. „Einverstanden, meine Herren?" schloß Oberst Sicher seine kurze Auseinandersetzung.

Le Sueur bejahte sofort. Matthiesen zögerte. Er hatte so viel auf dem Herzen. Hier waren alle die leitenden Persönlichkeiten versammelt. Das gesprochene Wort mußte ganz anders auf sie wirken als die schönste Denkschrift Aber er sah auch: man wollte heute keine Entscheidung. Und schon trat Oberst Sicher zu ihm heran, legte ihm die Hand auf den Arm und zog ihn in den Speisesaal zurück: „Ich habe mir den Wagen auf vier Uhr bestellt, also noch reichlich eine Stunde Zeit," sagte er. „Dürfte ich sie bitten, mich zur Villa Lintal zu begleiten. Ich habe Madeleine noch gar nicht gesprochen . . . das arme Mädchen! Und ich möchte doch wissen, wie sie sich ihr Leben nun einrichten will."

Matthiesen war in peinlicher Verlegenheit. Er konnte die Bitte nicht gut abschlagen. Aber er mochte Madeleine

gegenüber um alles in der Welt auch nicht aufdringlich erscheinen. Oberst Sicher als alter Freund des Verstorbenen durfte wohl darauf rechnen, daß ihn Madeleine annehme — wer weiß auch, wann er einmal wieder in das Divorcathal kam? Ihm jedoch, Matthiesen, schien es unmöglich, heute vor sie hinzutreten, nachdem sie ihn dreimal hatte abweisen lassen.

Aber es handelte sich ja wahrscheinlich nur um die Begleitung bis zur Lintalschen Villa —

So ging er mit.

Der Oberst schauderte trotz seines Gehpelzes zusammen, als sie aus dem überhitzten Zimmer ins Freie traten. Er grub die Hände fest in die gefütterten Taschen. „Eine Temperatur habt Ihr hier im gelobten Lande Italien — ich danke! Da wars ja oben auf dem Paß besser.“

„Wir leben sechs Monate im ewigen Schatten, Herr Oberst. Aber der Sommer ist dann desto schöner.“

„Na ja . . . ja doch! Wenn ich aber Lintal gewesen wäre, hätte ich mich doch lieber in das freundliche Bahl gesetzt, als hierher.“

„Herr Lintal wußte, das hier das Schwergewicht des ganzen Unternehmens lag; er wollte persönlich gegen die größeren Schwierigkeiten ankämpfen. Das hat er denn auch getan, bis zum Tode!“

Sicher zog an seiner Minghetti. Er hörte nie gern vom Tode sprechen. Erst nach einer Pause, als sie schon die Divorca überschritten hatten, begann er wieder: „Schwierigkeiten — Schwierigkeiten, wie schauts denn jetzt bei Ihnen vor Ort aus?“

„Bei uns vor Ort sieht es leider nicht gut aus, Herr Oberst!“ sagte Matthiesen zu seinem Begleiter. „Wir kommen durch die Konglomeratschicht nur ganz mühsam vorwärts, kaum einen Meter am Tage. Über den Aufräumungsarbeiten sind auch achtundvierzig Stunden verloren gegangen, und ich sehe — das ist das schlimmste — den Tag kommen, wo unsere Italiener nicht mehr weiterarbeiten wollen, richtiger nicht können. Sie sollten nur einmal selbst einfahren —“

„Den Geier werd' ich tun! Der selige Favre hat mich einmal mit in den Gotthard geschleppt. Mein Leblang vergeß' ich das nicht. An zehn Unternehmungen bin ich seitdem beteiligt gewesen, aber nicht zehn Pferde kriegen mich selbst noch einmal in Eure Löcher 'nein.“

Matthiesen mußte doch lächeln. Das war nun auch einer von denen, deren Namen mit der Geschichte der Alpenbahnen eng und für immer verknüpft war, auch ein Genie in seiner Art, aber er wollte die Sache immer nur hübsch von außen ansehen! Nur sich die Behaglichkeit des Lebensgenusses nicht stören lassen! Nur sich keiner Gefahr aussetzen! Da war Antoine Lintal doch ein anderer Mann gewesen —

Sie bogen jetzt in die Landstraße ein, und gerade als sie den kurzen Lawinenschutzbau durchschritten hatten, sahen sie kaum zwanzig Schritt vor sich Madeleine. Sie kam augenscheinlich vom Friedhof und ging nach der Villa zurück. Als sie hinter sich die Schritte der beiden Männer hörte, wandte sie sich um und blieb stehen.

In Matthiesen quoll es heiß empor. Er sah in dem schönen, blassen Antlitz sofort den harten Zug auftauchen und

in den dunklen Augen einen kurzen, fast feindseligen Blitz. Noch ein paar Schritte tat er vorwärts, dann trat er zur Seite und zog den Hut.

Sie schien sein Ausweichen gar nicht zu bemerken. Ja, es war nun, als übersehe sie ihn absichtlich. Sie ging auf Sicher zu und reichte ihm die Hand. „Sie wollen gewiß zu mir, Herr Oberst —.“ Ihre Stimme klang ganz ruhig; sie sprach wieder französisch.

„Das wollte ich, liebe Madeleine! Ihnen sagen wie ich betrübt bin . . . und Ihnen das Beileid meiner Frau aussprechen. Kind . . . Sie armes Kind! Solch ein entsetzliches Unglück . . . mein lieber alter Freund . . .“ Er sagte es sehr herzlich und streichelte ihr die Hand. Aber dem vielgewandten Redner versagte hier seine Kunst. Er konnte sich diesen seltsamen Mädchenaugen gegenüber nicht zurechtfinden. Sie sahen so unsagbar elend drein, und doch war ein fremder Zug in ihnen, der zu der Trauer nicht passen wollte. Noch einmal fing er an: „Arme Madeleine . . . liebes Kind . . . wenn Sie eines Freundes, eines Beraters bedürfen . . . rechnen Sie immer auf mich . . .“

Sie warf ein wenig den Kopf zurück. Dann sagte sie unvermittelt: „Aber wollen Sie nicht die wenigen Schritte mit herauf zu mir kommen, Herr Oberst?“ Und plötzlich wandte sie sich an den anderen und setzte in schneidender Schärfe hinzu: „Auch Sie, Herr Matthiesen. Ich hörte, Sie waren schon zwei- oder dreimal so gütig, bei mir vorzusprechen. Nun . . . es ist wohl begreiflich, daß ich Sie nicht empfangen mochte, so lange mein Vater noch . . . im Hause war. Jetzt

will ich Sie sprechen. Und es ist mir lieb, daß ich das in Gegenwart des Herrn Oberst kann."

Matthiesen war leichenblaß geworden. Im ersten Augenblick lohte in ihm helle Empörung empor — nichts als Empörung! Wie durfte, konnte sie es wagen, ihm so zu begegnen?! Verlangte es nicht seine Mannesehre, ihr ohne jedes Wort der Entgegnung den Rücken zu kehren? Oder kurz zu erklären: ‚und jetzt will ich nicht sprechen!' Gleich aber kam der Schmerz: . . . . und wenn sie nun von hier fortgeht und du kannst ihr nie, nie sagen, wie unrecht sie hat . . .' und es kam das ruhigere überlegenere Verständnis des reifen Mannes und ein tiefes, ergreifendes Mitleid mit dem jungen, wunden Herzen dort drüben! Sie wußte ja gar nicht, was sie sprach — —

Übrigens wartete sie gar keine Antwort ab. Raschen Schrittes ging sie der nahen Villa zu.

Der Oberst war noch eine Minute neben ihr geblieben, Nun verlangsamte er den Schritt, zog fragend die Achseln hoch, machte ein unglückliches Gesicht. „Was haben Sie denn mit einander, mon cher? Hätt' ich das geahnt, den Geier wär' ich in die Kälte hinausgekommen." Und dann: „Wie sehen Sie denn nur aus? Als ob Sie Essig getrunken hätten. Nein, diese Weiber, diese Weiber!"

„Ich kann mir die Antwort ersparen, Herr Oberst — glaub' ich," gab Matthiesen bitter zurück. „Fräulein Lintal wird wohl aus ihrer Abneigung gegen mich kein Hehl machen."

„Na — na — na! Nur kalt Blut. Es wird so schlimm nicht werden —"

Sie schritten durch den Vorgarten über die große Diele des Hauses.

Dann — im Arbeitszimmer des Verstorbenen — trat Madeleine an das breite Fenster, vor dem sein Schreibtisch stand, mit Büchern und Schriftstücken bedeckt, als sei Lintal soeben erst aufgestanden.

Es schien fast als habe sie auf Augenblicke die Anwesenheit der beiden Herren ganz vergessen. Sie forderte nicht auf Platz zu nehmen; sie sprach überhaupt nicht. Halb abgekehrt lehnte sie am Fensterkreuz und starrte über die Landstraße hinweg zum düsteren Brancahang hinüber — auf den kleinen Friedhof. Auf des Vaters Grab, den winzigen, grünen Hügel im glänzenden Schnee.

Im Zimmer lag schon die leichte Dämmerung des Winternachmittags. Scharf wie eine Silhouette hob sich die hohe, schlanke Gestalt in dem schwarzen Gewande gegen das lichte Fenster ab. Und darüber das festgeschnittene Profil mit den zusammengepreßten Lippen. Klassisch schön, aber hart — unerbittlich hart.

Dem alten Herrn wurde das drückende Schweigen unerträglich. Er sah zu Matthiesen hinüber, der mit über der Brust gekreuzten Armen unbeweglich zwischen Thür und Arbeitstisch stand, blickte auf die Uhr, zog die Achseln hoch und trat endlich zu Madeleine.

„Kind!“ sagte er halblaut. „Ich versteh' ja wahrhaftig Ihren Schmerz. Aber man muß sich doch auch ein wenig bemeistern können. Ich darf das wohl sagen, Madeleine, ich, der ich Ihren lieben Vater ein ganzes Menschenalter lang gekannt habe: dies Hinstarren da, körperlich und seelisch ge-

nommen, wäre da gar nicht nach seinem Sinne gewesen.“ Er schöpfte Atem und fuhr fort: „Sie müssen mir nicht verargen, Kind, wenn ich Ihnen auch sage: ich hab' nicht viel Zeit. Und ich hab' doch wenigstens eins noch mit Ihnen zu besprechen. Nämlich: meine Frau und ich denken, Sie werden hier nicht bleiben können, so allein! Er wäre Unvernunft. Und da wollt' ich Ihnen, auch eben im Auftrag meiner Frau, sagen, daß unser Haus und unsere Herzen immer für Madeleine Lintal offen sein werden.“

Sie war leicht zusammengezuckt, als er zu sprechen anfing. Dann aber hatte sie ihm zugehört, ohne ihn zu unterbrechen. doch auch ohne ihre Stellung zu verändern.

Nun erst wandte sie sich halb um und sprach hastig, in vibrierendem Ton: „Fort von hier? Ich! Sie meinen es sehr gut, Oberst Sicher. Ich danke Ihnen. Aber hier ist mein Platz. Hier will ich stehen . . . ja . . . und hinstarren, wie Sie es sagen, dort auf sein Grab. Ich hab' ja nichts, nichts anderes mehr auf der Welt als den kleinen Fleck dort. Alles andere ist versunken —“

Sicher schüttelte den Kopf. „Madeleine, Sie dürfen so nicht sprechen. Wir sind doch alle sterbliche Menschen — gellen's — und an die Überlebenden hat das Leben seine Rechte. Ich weiß ja: Sie sind halt immer solch leidenschaftliches Geschöpf gewesen. Aber Sie müssen Vernunft annehmen, Kind —“

„Vernunft! Vernunft — wo ich jeden Augenblick glaube, der Wahnsinn packt mich!“ Sie schrie es fast. Gleich darauf lachte sie grell auf. Und wie mit einem plötzlichen Entschluß trat sie die paar Schritte zurück bis zum Schreibtisch und

drehte an dem elektrischen Schalter. Tageshelle übergoß den Raum.

„Vernunft soll ich annehmen! Wo ich doch nichts vor Augen habe als Vaters Bild, nichts im Sinn als die Überzeugung, daß er hätte gerettet werden können, gerettet werden müssen, wenn — wenn man seine Pflicht getan hätte. Ja, heben Sie nur abwehrend die Hand, mein Herr Matthiesen! Dieselbe Hand, die Sie am Donnerstag Abend dort drüben vor dem Stolleneingang mir reichten: ‚Ich werde über Ihren Vater wachen —!‘ Sagten Sie nicht so? War's nicht so? Und vier Stunden darauf brachte man ihn hier ins Haus, zerschmettert, tot! Und Sie . . . Sie waren an seiner Seite! Ja, Sie haben über ihn gewacht; Sie haben Ihr Wort gehalten! Posaunen Sie's doch nur durch die Welt. Ein Ehrenkreuz an Ihre Brust! Für Treue und Tapferkeit! Vielleicht sendet's Ihnen Ihr ordensreiches Vaterland wirklich noch über die Alpen. Nur zu — nur zu! Aber ich weiß es — ich fühle es —“

In immer gesteigerteren Akzenten hatte sie gesprochen, über den Schreibtisch gebeugt, mit fliegendem Atem, lodernden Blicken. Vergebens legte Sicher ein paarmal seine Hand auf ihren Arm — sie schüttelte sie ab. In wilder, alles vergessender Leidenschaftlichkeit stieß sie die Worte heraus, jeden Satz scharf betonend, als solle er ein Hammerschlag sein, als solle er vernichten.

Nun brach sie jäh ab.

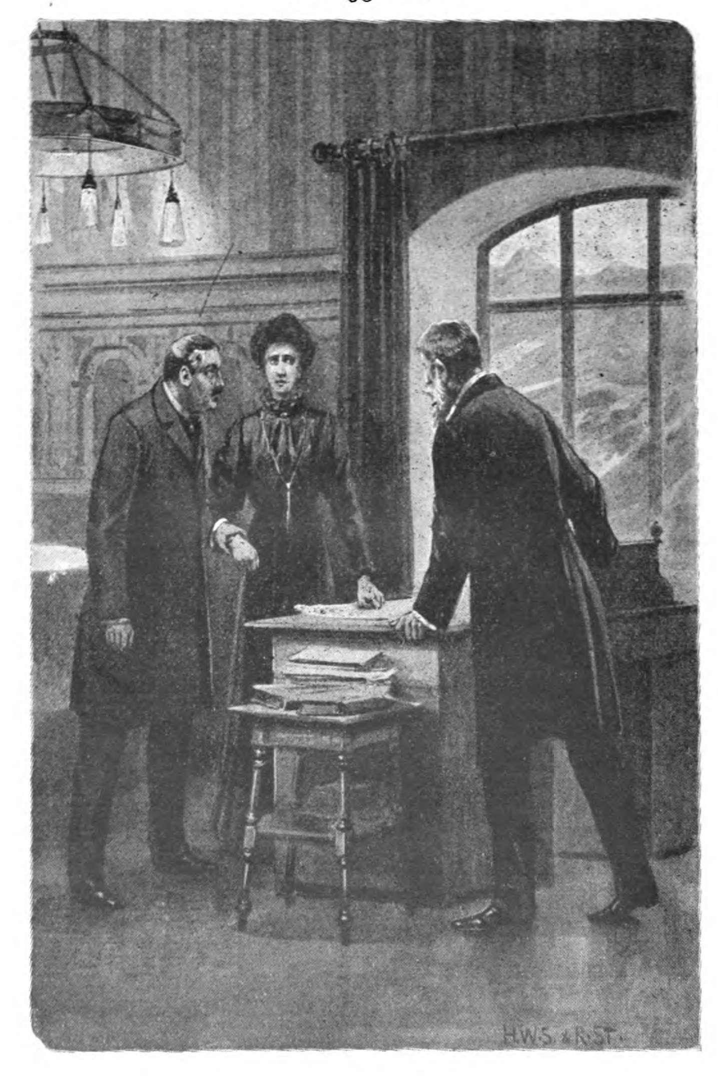
Matthiesen war bis unmittelbar an den Schreibtisch herangetreten. Er stand ihr gegenüber, Auge in Auge. Nur die Tischplatte trennte sie.

Aus seinem Gesicht war alles Blut gewichen. Aber es war auch hart wie Stein geworden. Und durch seine Stimme klang es, wie nur mühsam niedergezwungener Zorn, als er nun sprach: „Sie haben die Rücksicht verscherzt, Fräulein Lintal, die ich Ihrer Trauer zu zollen gewillt war. Auch die Rücksicht darauf, daß Sie eine Dame sind. Wenn ich nicht sofort gehe und den Staub dieses Hauses von meinen Füßen schüttele, dann geschieht dies nur im Andenken an den Mann, der Ihr Vater war. Wenn ich rede, ist es wahrlich nicht, um mich zu verteidigen. Es erübrigen mir auch nur wenige Worte. Hat Ihnen Signor Rovere gesagt, welche Vorstellungen er und ich Ihrem Vater vor der Katastrophe gemacht haben? Sie schweigen! Hat er Ihnen gesagt, wie ich ihn zurückzuhalten suchte? Hat er Ihnen gesagt, wie ich ihn auf meinen Armen hier rückwärts trug mit Gefahr meines eigenen Lebens?“

Höhnend schrillte als Antwort ihr Lachen durch das Zimmer.

Da war es mit seiner Fassung vorbei. Er griff hart an das Holz des Schreibtisches, daß die Platte erzitterte:

„Lachen Sie nicht, Fräulein Lintal, wo es sich um die Ehre eines Mannes handelt!“ rief er zu ihr hinüber. „Sie zwingen mich, Ihnen zu sagen, wodurch Ihr Herr Vater zugrunde gegangen ist. Er war seit Monaten ein kranker, nervös überreizter Mann! Und in dieser Überreiztheit beging er eine Unvorsichtigkeit, die in der Geschichte unseres Berufs beispiellos ist. Nur er fiel ihr zum Opfer, Fräulein Lintal! Aber es hätte auch anders kommen können: erfolgte der Einbruch nur fünf Minuten später, dann lagen mit ihm Rovere


H.W.S. & R.ST.

und ich und zwölf arme Arbeiter unter dem Gestein begraben. Das alles soll bei Gott keine Anklage gegen meinen verehrten Meister sein — wir alle können ja irren, — aber gesagt mußte es werden."

Schmähen Sie nur sein Andenken! Sie waren immer sein Widersacher — sein Gegner!" klang es leidenschaftlich zurück. „Wenn er krank war, ist er's durch Sie, durch Ihren unaufhörlichen Widerspruch geworden! Durch Ihr Besserwissenwollen! O — Sie wissen sich schon Ihren Weg zu bahnen — nach echt teutonischem Ellenbogenrecht — und wenn der Weg auch über Leichen geht! Fluch über Sie —!"

Einen Augenblick stand Matthiesen noch regungslos ihr gegenüber.

Einmal nur hob er in aufwallendem Zorn die geballte Faust, als wollte er sie niederschmettern lassen auf die Tischplatte.

Aber sie sank gleich wieder herab. Er trat zurück, hoch erhobenen Hauptes, verbeugte sich kurz und knapp uud verließ das Zimmer.

Draußen auf der Diele hörte er noch das krampfhafte Lachen Madeleines und des Obersten beruhigende, vorwurfsvolle Stimme.

Die Haustür fiel hinter ihm ins Schloß. Einen Augenblick lehnte er sich an den Pfosten und schaute mit leeren Augen über das düstre, dämmerige Tal auf die soeben aufflammenden elektrischen Leuchten der Installationsanlagen, hinüber zur großen Bogenlampe ob dem Stolleneingang.

Dann ging er langsam, schweren Fußes durch den Vorgarten auf die Landstraße hinaus. Schon klangen Sichers

kurze, hastige Schritte hinter ihm und dessen asthmatisches „He — he!“ Am liebsten wäre er davon gelaufen. Nur allein sein — allein —

Wieder, wie vor drei Tagen im Stollen, war's ihm, als erdrücke ihn die Enge rings umher. Als würden diese himmelhohen Wände des schmalen Tals über ihm zusammenstürzen, als müßte das graue Gemäuer der alten Trutzburg dort von seiner Felsenklippe herabrollen und ihn begraben, als sinke der bleierne Himmelsstreifen selbst, der sich wie eine Decke von Schneegipfel zu Schneegipfel spannte, tiefer und tiefer.

Plötzlich blieb er stehen und wartete auf den Obersten.

Der kam, pustend und scheltend, heran und wollte gleich beginnen: „Unvernünftiges, überspanntes Weibervolk .... ärgern Sie sich nicht, mein Bester ...“ Aber Matthiesen schnitt ihm das Wort ab: „Herr Oberst, verzeihen sie, wenn ich noch vor Ihrer Abreise, gleich mit einer Bitte komme. Mit der Bitte nämlich, auf meine weitere Tätigkeit verzichten zu wollen. Möglichst bald möchte ich gehen — jedenfalls sobald Sie einen Ersatz für mich haben.“

Sicher packte ihn am Arm. „Sind sie ganz des Geiers, Mann!“ rief er erschrocken. „Um einer Weiberlaune willen uns, mir nichts, dir nichts, den Stuhl vor die Tür setzen! Da soll doch —! Aber es kann ja gar nicht Ihr Ernst sein, lieber Herr!“

„Doch, Herr Oberst. Mir würde hier die rechte Freudigkeit zur Weiterarbeit fehlen.“

„Ah — eh! Unsinn — pardon, Herr Oberingenieur ... aber ich kann nur wiederholen: solch ein plötzlicher

Entschluß ist Unfug. Ich denke auch gar nicht daran, ihn ernst zu nehmen. Im Gegenteil —.“ Der kleine Mann reckte beide Arme gen Himmel. „Ich möchte mich nicht noch mehr ärgern. Ärger ist geradezu Gift für mich. Aber alles, was mit diesem verwünschten Tanole-Tunnel zusammenhängt, ist wirklich wie mit Ärger durchwachsen. Technisch, finanziell, personell . . . eh — ah —“

Er schöpfte tief Atem. Dann sagte er etwas ruhiger: „Nun bringen Sie mich 'mal zur Posta, lieber Freund, auf dem Wege können wir besprechen, was ich Ihnen sagen muß. Nein . . . diese rabbiate Person, diese Madeleine . . . und die in Öl gebackenen Fische, die da ihr Sudelmann im Klub hatte, kann ich schon gar nicht vertragen . . . und jetzt kommen Sie mir noch . . .“

„Ja so! Nun hören Sie einmal, Herr Oberingenieur, was ich Ihnen sage, bleibt aber unter uns, denn eigentlich sollten vor diesen Eröffnungen Ihre und Le Sueurs Berichte abgewartet werden. Indessen — wir wissen ja alle, was dieselben enthalten werden, wenigstens im wesentlichen. Also: schon in unserer letzten Sitzung, vor fast vierzehn Tagen, waren wir einig darüber, daß es so nicht weiter gehen könne. Die allergrößte Hochachtung vor meinem verstorbenen Freunde! Aber auch der erfahrenste Meister kann irren — Lintal hatte sich hier verrannt. Wir waren also entschlossen, eine Kommission hierher und nach Bahl zu senden, zur nochmaligen Prüfung aller technischen Fragen — nun ja, und um Lintal den Rückzug zu erleichtern. Denn es war schon so gut wie entschieden, daß Sie — Sie, Herr Matthiesen, ihm als gleichberechtigter

Leiter zur Seite gestellt werden sollten. Der Tod des armen Antoine hat alle Schwierigkeiten in anderer Weise gelöst. Ganz einfach derart, daß Sie an die Spitze der gesamten Unternehmung — so weit das Technische in Frage kommt — treten werden. So! He — wolleu Sie nun auch noch fahnenflüchtig werden, Herr?"

Das Tal schien sich plötzlich vor Matthiesen zu weiten.

Als jagten die Dynamos mit einemmal verdoppelte Strommengen durch die Leitungen, so viel heller leuchteten all die Lampen drüben jenseits der Divorca auf —

Er wußte, was diese Aufgabe galt, was es bedeutete, an Antoine Lintals Stelle zu treten! Er fühlte die Kraft in sich, das Können, die stahlharte Energie, die dazu gehörte, und der so oft niedergekämpfte Ehrgeiz, unter den ersten, den allerersten seines Berufes zu stehen, loderte mächtig in ihm auf. Er vergaß nicht auf die Länge eines Atemzuges, was er soeben erlebt und gelitten hatte. Aber es war doch ein großer Rausch in seiner Seele: ‚Du wirst der Mann sein, der durch jene unüberwindlichen Felsen dort drüben den Weg bahnt von Süd nach Nord! Und wenn man die Namen Louis Favre nennt und Alfred Brandt und Antoine Lintal, dann wird man den deinen hinzufügen müssen!'

Trotzdem antwortete er nicht sofort. Der erregten Phantasie blieb die niederdeutsche Bedächtigkeit zugesellt.

Erst nach wenigen weiteren Schritten fragte er: „Herr Oberst, Sie wissen, daß ich nur zustimmen kann, wenn ich unumschränkte Vollmacht bekomme — Sie müssen wissen,

daß ich die Vollendung des Unternehmens nur für durchführbar halte, wenn mir der Parallelstollen bewilligt wird?"

„Ich weiß es! Aber darüber kann ich heut nicht entscheiden. Es wird ja auch noch mancherlei anderes zu erledigen sein. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen: bringen Sie uns Ihre Denkschrift selbst nach Zürich — heut über acht Tage. Ich werde dann eine Sitzung anberaumen — bei Baur au lac — und wir werden schon einig werden. Geben Sie mir Ihre Hand . . . nicht wahr . . . Sie werden nicht fahnenflüchtig?"

Langsam legte Matthiesen seine Rechte in die des Obersten.

Der lachte schon wieder: „Und wegen des anderen — Sie wissen schon — lassen Sie sich keine grauen Haare wachsen, lieber Freund. Ich kann Sie, auch aus eigener Erfahrung, versichern: alle Frauen sind unlogisch! Die klügsten wie die dümmsten! Da giebt es wohl wirklich keine Ausnahme. Und wetterwendisch! Man darf sie nicht ernst nehmen. Nun gar solch armes, in der innersten Seele aufgewühltes Geschöpfchen wie die Madeleine. Da kommt es und geht es, wie Sonne und Regen im Herbst an unsern Seen. Ich kenn' das doch."

Der Oberst war, während er sprach, in den bereitstehenden Wagen gestiegen. Er wickelte sich tief in seine Decken und Pelze ein, bis nur noch das frische, rote Gesicht und ein Stück grauen Bartes von ihm sichtbar waren. Dann reichte er Matthiesen noch einmal die Hand zum Schlage hinaus: „Auf Wiedersehn in acht Tagen: Und Kopf hoch, verehrter Freund! Nur Mut! Noch ist nichts verloren. Sie werden

die Sache schon in Ordnung bringen!“ Er dachte augenscheinlich bereits wieder nur an das Unternehmen. „Auf Wiedersehen, Matthiesen! Avanti, postiglione!“



Der Wagen rollte schnell talabwärts — auf Locarno zu.

Matthiesen war zurückgetreten.

Er atmete schwer. Es zuckte in seinem Gesicht. In ihm klangen die letzten Worte des alten Herrn nach: ‚Noch ist nichts verloren . . .‘

Aber er setzte schmerzlich hinzu: ‚. . . nur ein Menschenglück . . .‘

IV.

„Du sollst deinen heimatlichen Weihnachtsbaum haben — und mich dazu! So egoistisch bin ich denn noch nicht, mich hier auf dem Dom zu amüsieren, wenn du wirklich so heiß nach mir begehrst. Etwas unbegreiflich ist mir deine plötzliche Riesensehnsucht freilich, aber ich werde ja mit meinen berühmt guten Augen bald selbst sehen, woraus dies edle brüderliche Sehnsuchtsröslein, das selbst die teuersten Telegrammdornen nicht scheut, entsprungen ist. Also: am Donnerstag spediert Tante Mine das Paket Trude nebst Kisten und Koffern (na, die Überfracht!) von hier ab, am Freitag fünf Uhr kannst du's zollfrei in Zürich auf dem Hauptbahnhof in Empfang nehmen. Auch eine Marzipantorte ist dabei, damit du doch etwas Süßes bekommst. Ich freue mich übrigens riesig auf unser verwunschenes Schloß, das heißt manchmal graule ich mich auch davor, wenn ich an Mäuse, rauchende Öfen, Gespenster und Signorina Giovanella Calista denke — so heißt unser zukünftiger dienstbarer Geist ja wohl? Und nun Gott befohlen, alter Brunobruder, und auf frohes Wiedersehen!"

Das Herz war ihm leichter geworden, als er der Schwester Zeilen in Händen hatte, und ein Frohgefühl, wie er seit langem nicht empfunden, erfüllte Matthiesen, als er den blonden, frischen Kopf am halbzugefrorenen Wagenfenster endlich ent-

deckt hatte, als er die schlanke Gestalt endlich in seine Arme nehmen konnte. Und wie sie ihn aus den feuchten, blauen Augen heraus zärtlich, liebevoll anlachte und gleich mit ihm wegen des Handgepäcks ein wenig zu zanken anfing und ihn dann abküßte, mitten unter all den wildfremden Menschen, als ständen sie daheim auf dem Dammthorbahnhof, — ein liebes, liebes Stück Heimat, ein Stück Elternhaus, etwas wie Nordseeduft war's und doch noch unendlich viel Besseres: sein Schwesterchen eben. Der Spätling, das Nesthäkchen der verstorbenen Eltern, fünfzehn Jahre jünger als er. Immer hatte er fast väterliche Empfindungen für sie gehegt — nun sah er mit freudigem Staunen, wie groß und stattlich das ‚Kind' in den letzten beiden Jahren geworden war, aufgeschossen wie eine Nordlandstanne.

Er war in so froh erregter Stimmung, daß es ihn selbst überraschte. Am Vormittag hatte er mit dem Aufsichtsrat endgültig und in durchaus zufriedenstellender Weise abgeschlossen; nun die Schwester wie ein Weihnachtsgeschenk! Er faßte wieder Vertrauen auf die Zukunft, er konnte lachen, als sie ihn im Hotelzimmer umfaßte und durchaus probieren wollte, ob er noch einen richtigen Hamburger Walzer verstünde. Er konnte stundenlang neben ihr sitzen und sich erzählen lassen von Uhlenhorst bis Ottensen, von Eppendorf bis Billwärder, von den Braunekuchen, die Tante Mine gebacken, und von dem Abschiedsfrühstück, zu dem Onkel Eduard sie zu Pforte eingeladen hatte. Von der alten Alwine, die immer noch an der Fäulewut leide und das ganze Haus wöchentlich unter Wasser setze, von der neuen elektrischen Bahnlinie und daß Paulus u. Co. an der Kaffeebörse ein Vermögen gewonnen

hätten und Elli Paulus wahrscheinlich den Leutnant Greven heiraten würde, und daß Gustav Brenshagen wieder 'mal übersee sei . . .

Die gute, erleichterte Stimmung hielt an während der ganzen Fahrt. Das Wetter war schön, die Aussicht nebelfrei, die Wunderwelt des Gotthard zeigte sich, schneebedeckt, in herrlichster Beleuchtung. Es freute ihn, mit welch klaren verständnisvollen Augen die Schwester die Riesenwerke der Technik und die so viel gewaltigeren der Natur betrachtete, hier in Ehrfurcht verstummend, dort wieder hell aufjubelnd. Es mahnte ihn daran, wie er einst selbst zum erstenmal über die Alpen nach Italien, in das gelobte Land hinabgestiegen war, als sie angesichts des weiten, blauen, sonnenbestrahlten Spiegels des Lago maggiore die Hände zusammenschlug, als sie die ersten Zypressen am Ufer sah und die ersten Palmen im Freien begrüßte. Das Kind . . . das liebe Kind, das sie geblieben war trotz ihrer zwanzig Jahre . . .

Dann aber, als sie im offenen Wagen durch das Divorcathal fuhren, schon nahe Usella, als die eisgekrönten, scharfen Hörner des Algitsch bereits herüberleuchteten, legte es sich wieder wie Meltau auf seine Seele. Er fühlte, überwinden konnte er wohl durch hartes Schaffen — und die Schwester mochte ihm das Überwinden erleichtern — verschmerzen konnte er nie! Nie!

Auch Gertrud war verstummt.

Der Föhn hatte in den letzten Tagen von Süden her geweht. So war es selbst im Schatten der Felswände warm. Als Matthiesen sich verstohlen nach der Schwester umschaute, sah er, daß sie das verhüllende Kopftuch hatte heruntergleiten

lassen, sah, daß ihr Gesicht einen ganz veränderten ernsten Ausdruck trug. Der zierliche Kopf war hoch aufgerichtet, die feinen rosigen Nasenflügel bebten leise, um die Lippen lag ein fast herber Zug, und die Augen blickten erwartungsvoll, ernst gradaus — gradaus — auf Usella zu —

Es schoß ihm plötzlich durch den Sinn, daß Gertrud nie nach Usella gefragt hatte. Nicht nach seinem Beruf, nicht nach ihrer zukünftigen Wohnung, nicht nach den Kollegen und deren Frauen. Gestern abend, als sie in Locarno im behaglichen Lesezimmer am Kamin saßen, wollte er allerlei erzählen; aber sogar da sagte sie: „Laß nur . . . ich möchte selbst sehen!“ und war sprunghaft schnell auf irgendeinen Reiseeindruck zurückgekommen. Gestern war es ihm nicht aufgefallen — jetzt, als er in ihr ernstes Gesicht sah, fragte er sich ganz erstaunt: ‚Hast du am Ende bisher nur eine Trude kennen gelernt? Gibt's noch eine andere? Unwillkürlich dachte er zurück an Vater und Mutter, die ernste, schwer veranlagte, pflichttreue Frau, den liebenswürdigen, leichtlebigen, immer lebensfrohen Mann. ‚Muttersohn‘ hatte man ihn früher immer genannt, und die Schwester später ‚Vaterskind‘. Gestern hätte er noch geschworen, ja, sie sei ganz Vaters Kind — heut wurde er irre . . . .

Dicht hinter Bagnaja überholte der Wagen einen Wandersmann, der fröhlich grüßend den Hut schwang.

Matthiesen rief dem Kutscher sofort zu: „Cocchiere, fermate!“ und gab Gertrud eine kurze Erklärung: ‚Hier an einem Kollegen vorüberzufahren, ohne ihn mitzunehmen, sei schlechte Kameradschaft. Übrigens sei Arnold ein Landsmann, ein engerer sogar — von der Waterkant — aus Rostock —!‘



In Wahrheit trat in ihm für den ersten Augenblick jeder andere Gedanke vor dem einen zurück: ‚Arnold kann dir sagen, wie es vor Ort steht?‘

Das war denn auch die erste Frage nach der kurzen Vorstellung und nachdem der Bauführer sich auf dem engen Rücksitz zurechtgezwängt hatte.

„Fein mittel, Herr Matthiesen! Vorgestern anderthalb Meter,

gestern knapp achtzig Centimeter. Wenn's so weiter geht, werden wir in zehn Jahren den Durchschlag feiern können —"

„Es wird schon besser werden!"

„Gott geb's." Dann streckte er Matthiesen die Hand hin. „Übrigens — ich gratuliere . . . Ihnen und uns! Gestern lief das offizielle Schreiben aus Zürich ein vom hohen Verwaltungsrat. Ein paar erstaunte Gesichter gab's schon, aber dann doch nur frohe. Drüben in Bahl mag's anders gewirkt haben. Ich freue mich herzlich, als erster meinen Glückwunsch aussprechen zu können."

Matthiesen dankte. Er wollte möglichst schnell über diesen Punkt hinweg. So fragte er, was denn Arnold heute nach Bagnaja geführt habe?

Das fröhliche Gesicht des jungen Kollegen wurde ernst.

„Wir haben ein paar Typhusfälle, Herr Matthiesen. Und da unser demico bei Tisch klagte, daß sein Doktorkasten nicht hinreichend gerüstet sei und ich mir so wie so die Beine ein bissel vertreten wollte, erbot ich mich, nach Bagnaja zur Farmacia zu pilgern. Es hat jedoch hoffentlich nichts auf sich, gnädiges Fräulein brauchen sich nicht zu sorgen: an das alte Ritterschloß traut sich der Typhus nicht heran. Jetzt muß übrigens gleich der Turm auftauchen. Der Marchese hat sicher geflaggt —"

Gertrud späht nach vorn. Richtig, da kroch ein braunes, hohes Gemäuer über den Berghang empor, und ein hellerer Punkt war darüber — es konnte wohl eine Flagge sein.

Aber ihr Interesse wurde gleich abgelenkt durch die Holzhäuschen, die jetzt rechts und links des Weges sich aneinanderzureihen begannen, einstöckig, in grellen Farben bemalt, mit

bunten Vorhängen vor Fenstern und Türen. An jedem dritten, vierten Hause mächtige Inschriften, die hier den besten Wein dort die billigsten Kolonialwaren, die süßesten Ricottes, die schönsten Caldarroste, die herrlichsten Trombinis und Maritozzis anpriesen. Ordentlich lustig sah es aus!

„Unser Boulevard des Italiens!“ sagte lächelnd Arnold. „Unser Arbeiterkolonie,“ erklärte Matthiesen.

Überall vor den Arbeiterhäusern standen Gruppen. Das schöne Wetter hatte alt und jung herausgelockt. Die Männer in ihrer malerischen Kleidung, die Frauen mit schillernden Tüchern um Kopf und Hals, ihren Bambino im Arm, lebhaft gestikulierend, lachend, schwatzend, schreiend. Der und jener schwenkte die Kappe gegen den schnell vorüberrollenden Wagen. Die Kinder trollten haarscharf neben den Rädern her, bettelten mit ausgestreckten braunen Fäustchen, schlugen ihre Purzelbäume trotz des besten Zirkusclowns.

„Aber das ist ja reizend!“ rief Gertrud impulsiv.

Matthiesen und Arnold sahen sich an — und schwiegen. Sie kannten die Kehrseite des Bildes.

„Da, Trude — unser Heim!“ sagte dann Matthiesen und deutete nach vorn.

Jetzt hob es sich mächtig am Hang, die ganze Thalenge beherrschend, das alte Schloß der einstigen Schutzherren des Tonale-Passes, der Cialdinis. Vor vier Jahrhunderten, als sie noch mit ihren Knappen und Reisigen Karawane auf Karawane über den Saumpfad geleiteten, den großen Handelsweg von Mailand nach dem Norden, als man von ihnen erzählte, daß sie ihre Rosse nur mit silbernen Hufeisen beschlagen ließen — damals mochte es prächtig ausgeschaut

haben, halb Burg, halb Renaissanceschloß. Heut lagen die beiden Flügel in Trümmern, von den drei Türmen ragte nur noch der eine empor, die Bastionen des Vorwerks waren zerfallen. Der zweistöckige, massige und doch schön gegliederte Mittelbau allein, der Andrea Sansovino selbst gebaut haben sollte, stand noch. Er schien, von hier unten aus gesehen, ganz wohlerhalten mit seinen mächtigen Fensterreihen und dem flachen Dach; nur die Statuen, die einst die Balustrade geschmückt haben mochten, waren zerstört, vom Zahn des Alters zernagt bis auf unerkennbare Stumpfe herunter, verwittert wie Zinnen und Altane des Turmes, über dem die grün-rote Flagge wehte.

Der Bauführer sprang ab. Langsam kroch der Wagen die Serpentinen hinauf, den in den Fels gehauenen schmalen Weg zum Schlosse, durch eine gewölbte grabesdunkle feuchte Poterne —

Matthiesen faßte nach der Hand der Schwester: „Zeig' es nicht, wenn dir unser Schloß- und Hausherr zuerst etwas wunderlich vorkommt. Es ist ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Zehe."

Sie drückte seine Rechte. Aber sie sprach kein Wort.

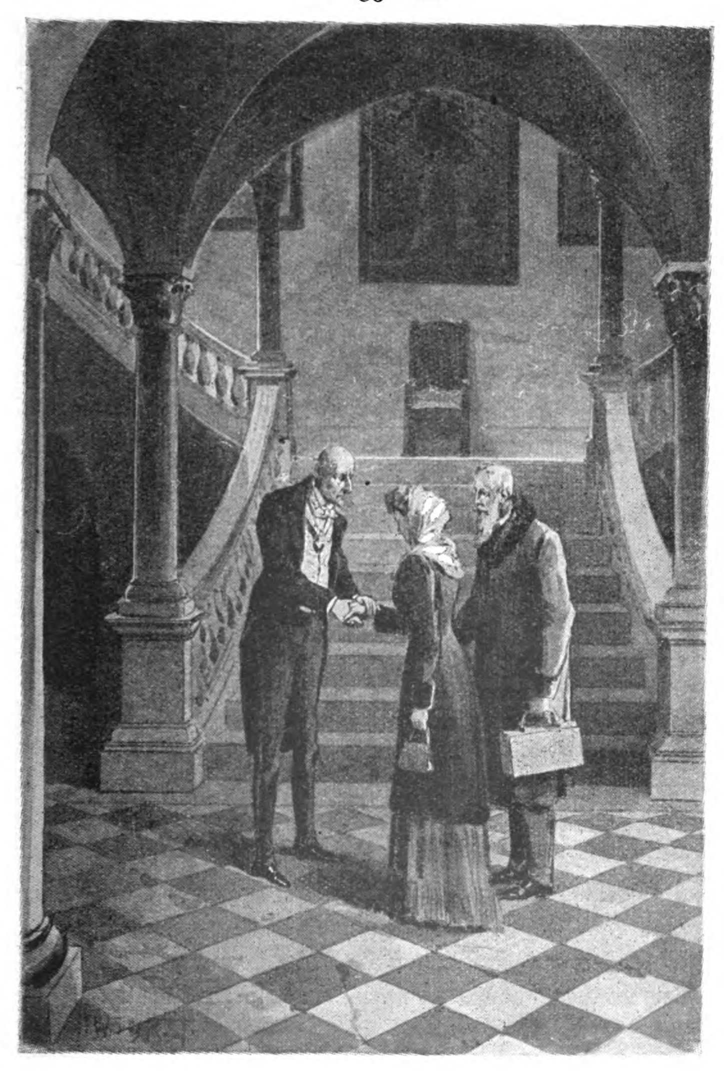
Die letzte kurze Strecke war fast eben. Der Vetturino schnalzte mit der Zunge. Im flotten Trabe rollte der Wagen auf die mächtige Rampe vor das breite, von zwei ungeheuren Karyatiden umfaßte Portal.

Es schien niemand da, sie willkommen zu heißen. Auch Matthiesen war etwas erstaunt. Dann aber lächelte er. „Komm nur!"

In die riesigen eichenen, mit schönen, aber stark vom Rost angefressenen Eisenbeschlägen verzierten Thürflügel war eine kleinere neuere Thür eingeschnitten. Die drückte er auf. Sie traten in eine weite Halle. Gertrud sah in dem Dämmerlicht, das den großen Raum erfüllte, zuerst nur die hohen Kreuzwölbungen der Decke und im Hintergrund eine doppelwangige Treppe, die — schön geschwungen — in zwei Absätzen emporstieg. Dann erst, als der Bruder rief: „Buona sera, Signor Marchese!“ bemerkte sie an der einen Treppenwage eine unendlich hagere, unendlich lange Gestalt, die sich nun langsam, in gemessenen Schritten näherte. Einen Herrn in etwas altmodischem Frack mit etwas vergilbter weißer Binde; auf der Brust einen funkelnden Crachat, um den Hals einen zweiten Orden; der Kopf ganz kahl, das Gesicht wie eine in gelber Masse nachgegossene Totenmaske.

Sie schauerte leise. Aber dann sah sie über der häßlichen Raubtiernase in zwei große, blaue Augen, die Augen eines Kindes. Und es überkam sie eine seltsame, wohltuende Sicherheit und Ruhe. All ihr in den letzten Monaten erworbenes Italienisch raffte sie zusammen, um der wohlgesetzten, fast feierlichen Willkommenrede des Greises mit einigen freundlichen Dankesworten erwidern zu können, legte dann ihre Hand in seinen, mit fast spanischer Grandezza dargebotenen Arm und ließ sich die tief ausgetretenen Steinstufen der Treppe hinaufführen bis in die Mitte des Korridors, der durch die ganze Breite des Palazzo zu laufen schien.

Hier machte ihr der Marchese noch einmal eine tiefe Verbeugung, drückte dem Bruder die Hand und stieg die



Treppe hinunter. Fast unheimlich, geräuschlos, man hörte nur ganz leise den Widerhall seiner vorsichtigen Füße.

„Komm, Kleine! In unser Reich!“ sagte Matthiesen und zog sie den Korridor rechts hinab. An einer endlosen Fensterreihe entlang . . . sie spähte im Vorüberhuschen hinaus: dicht hinter den Fenstern türmte sich die steile Felswand. Fast senkrecht stieg sie hier empor, schwarzbraun, und der Hof, der zwischen ihr und dem Palazzo lag, war so schmal, daß im Korridor ein ewiges Halbdunkel herrschen mußte trotz der unzähligen Fenster. Aber sie sah auch, daß in den meisten das Glas fehlte, daß hier und dort die Rahmen herabgebrochen waren, und in allen Ecken dichte graue Spinneweben. Es fröstelte sie.

Da tauchte plötzlich eine schlanke, ranke grell bunte Mädchengestalt vor ihnen auf, mit kohlschwarzem, wirrem Haar und pechschwarzen Augen in dem gebräunten, hübschen Gesicht. „Unsere Perle, Trude — Giovannetta Calista! Erzieh' sie dir mit Milde und Strenge! Vergiß aber die letztere nicht!“ Und die Perle knixte tief, zeigte lachend ihre weißen Zähne, schien sehr erstaunt, daß ihr die ‚Madamigella‘ die Hand reichte und küßte diese eifrig, bis auf den Ärmel hinauf.

Nun standen sie endlich, endlich wieder im hellen Licht. Zuerst erschrak Gertrud über die Weite und Höhe der Zimmer. Fast Säle waren es. Bruno führte sie rasch hindurch: „Hier unser Wohn- und Eßzimmer, mein Arbeitszimmer, unser Salon — alles in einem; hier mein Schlafzimmer; hier deine Kemenate, Trude!“ Er schloß sie noch einmal an seine Brust. „Sei mir herzlich willkommen! Und laß dirs wohl sein hier,

und sei bedankt, daß du gekommen bist! So — das ist unser Reich! Das heißt: Du hast noch die Auswahl unter reichlich einem Dutzend anderer Säle und Zimmer. Ich hab' das ganze erste Stockwerk gemietet. Brauchst nicht zu erschrecken: 400 Lire im Jahr. Das Wohnen ist billiger hier, als in Uhlenhorst . . . Ich laß dich nun allein. Wenn du ein bissel ausgekramt hast, komm zu mir herüber. Die Calista wird wohl für Kaffee gesorgt haben —"

Als er hinaus war, stand sie einen Augenblick regungslos, mit hängendem Kopf. Dann eilte sie an das Fenster. Aber als sie drüben, jenseits der Divorca, wieder die steilen, düsteren, schwarzbraunen Felsen sah, mit dem Schneekamm darüber, und nur einen winzigen Streifen blauen Himmels, Fels an Fels, fast zum Greifen nahe bei der klaren Bergluft, stöhnte sie leise auf. Etwas wie Sehnsucht überkam sie nach einem weiten Blick über die flachgewellte Heide der nordischen Heimat, über eine leuchtende Wasserfläche —

Langsam schritt sie zurück.

Wie liebevoll Bruno an alles gedacht, für alles gesorgt hatte. Es fehlte wohl an nichts, was ein junges Mädchen gebraucht. Aber die einzelnen Stücke verloren sich fast in dem großen Raum; winzig erschien der Spiegel, vor dem sie schnell ihr Haar zurechtstrich; der Teppich bedeckte nur ein kleines Stück des steinernen Fußbodens, dessen Kälte sie durch die Schuhsohlen fühlte. Gottlob wenigstens, daß dort in der Ecke ein blanker Amerikaner glühte. Wie heimatlich lohte sie die züngelnde Flamme durch die Marienglasscheibe an.

Da waren ja sogar Blumen auf dem Tisch! Ja so — und Karten lagen dabei. Sie ließ sie durch die Finger gleiten:

‚Madame Gardoni‘ . . . ‚Max Pestel, Leutnant der Reserve im 2. Eisenbahnregiment‘ . . . ‚Frau Marianne Klein‘ . . . ‚Ersilia Luisa Bertucci‘ . . .

Leere Namen heute noch für sie! Aber doch liebenswürdige Willkommensgrüße . . .

Noch einmal blätterte sie die Karten durch, ganz langsam. All die Tage, seit den dringenden Telegrammen Brunos, hatte sie darüber gegrübelt, was ihn ihr Kommen plötzlich so heiß begehren ließ. Es war doch anders, in größter Ruhe, mit langen Fristen voraus bestimmt gewesen. Nun warf er alle Pläne über den Haufen. Drei Jahre hatte er hier allein gelebt — warum nicht auch noch zwei Monate? Es mußte seinen ganz eigenen, tiefen Grund haben . . .

Armer Bruno . . .

Sie ging zu ihm hinüber. Er stand am Fenster. Leicht legte sie ihren Arm um seine Schulter, und er begann ihr zu erklären: die Werkstätten dort unten . . . da das Klubhaus . . . die Arbeiterhallen . . . das Maschinenhaus . . . ganz rechts, der dunkle Punkt, halb von gelbgrauen Rauchschwaden verschleiert, der Stolleneingang! Dann der große steile Fels . . . der Branca . . . der kleine Friedhof darunter . . .

„Und die hübsche kleine Villa dort mit dem zierlichen Schweizerdach, Bruno?“

„ . . . Ist das Haus meines verunglückten Chefs . . . und Vorgängers . . .“

„Des armen Lintal — ah so! Was wir erschrocken waren, als wir im ‚Korrespondenten‘ von dem Unglück lasen! Schriebst du nicht früher einmal von einer Tochter . . . Madeleine . . . oder ähnlich . . .?“

Sie hatte es ganz ahnungslos gesagt. In dem natürlichen Interesse des einen jungen Mädchens für das andere — gerad' hier — in dieser Bergeinsamkeit —

Aber sie erschrak, als er sich jäh umwandte. Hart, wie Eisen auf Eisen, klang seine Stimme: „Es muß doch einmal ausgesprochen werden. Darum besser sofort. Fräulein Lintal hat mich tödlich beleidigt. In meiner Ehre als Mann, in meiner Ehre als Beamter. Sie existiert nicht mehr für mich —“

Sie wollte mitleidsvoll nach seinem Arm fassen, aber er streifte ihre Hand ab und schritt hinüber zu dem Tisch, auf dem die Kaffeemaschine brodelte. Dicht daneben stand auch hier ein großer Füllofen. Bruno beugte sich ein wenig über ihn und hielt seine Hände vor die Glühfläche als fröre ihn.

Nun wußte die Schwester, warum der Bruder sie gerufen hatte — — —

V.

Tauwetter war. Seit Tagen rieselte er fast ununterbrochen aus den Wolken, ein feiner Regen, rieselte es in breiten Bächen, in Hunderten von schmalen Rinnsalen von den Höhen. Die Divorca ging hoch, hier und dort die Straße überspülend und das Installationsgebiet. Oben im Gebirge lag noch tiefer Schnee, und der knatternde Donner der Lawinenstürze tönte in den stillen Nächten bis ins Tal. Tief herunter reichten selbst in der Mittagstunde die grauen, wallenden Nebelwände.

In den kleinen Holzhäusern der Arbeiterkolonie hockten Männer, Frauen, Kinder fröstelnd um die Kohlenpfannen und das winzige Herdfeuer, im dumpfigen Dunst trocknender Kleider und schmorender Zwiebeln. Unaufhörlich klatschte gegen die angelaufenen Fensterscheiben der Regen, diese verhaßte pioggia continua, die sie mehr fürchteten als Eis und Schnee.

Und der Tod ging um in den Hütten —

Das Hospital war belegt bis auf die letzte Strohmatratze. Doktor Gisbert rang verzweifelt die Hände, er konnte nicht Raum schaffen auch nur für die Typhuskranken. So fraß der Schreckensgast von Haus zu Haus weiter. Er heischte seine Opfer vernehmlich unter den Weibern und Kindern.

Schon dehnte sich hinter dem Grabe Lintals eine lange traurige Reihe kleiner Hügel. Unter den Männern aber trat erst vereinzelt, dann sich schnell mehrend ein unheimliches Leiden auf, bei dem einen im schleichenden Siechtum, bei dem anderen akut, in wenigen Tagen den Tod herbeiführend. Mineurkrankheit nannte es der Arzt, aber er sagte selbst: es ist eben nur ein Name, der die verschiedensten Erscheinungen decken muß. Und wenn man ihn nach den Ursachen fragte, dann zuckte er die Achseln: ‚Ventiliert besser, schafft vor allem das stagnierende Sumpfwasser aus dem Stollen, sorgt für kräftigere Nahrung, sorgt, daß jeder Arbeiter, der den Stollen verläßt, sofort warm badet und reine Kleider anziehen kann — sorgt mit einem Wort für eine zweckmäßige Hygiene, dann richtet Ihr hundertmal mehr aus, als ich mit meinem armseligen Chinin und dem ganzen übrigen elenden Doktorkasten!‘

Und wenn er wieder einmal seinen Vortrag gehalten hatte, dann sahen sich die Herren ins Gesicht, zuckten auch die Achseln — und schwiegen. Sie wußten ja, die Arbeit durfte nicht stocken, die Ventilation ließ sich nicht erzwingen, die ungeheuren Wassermengen ließen sich nicht bewältigen, die Kosten durften nicht ins unermeßliche gesteigert werden — und sie wußten auch das andere: was der gute Doktor da zweckmäßige Hygiene nannte, kräftige gleichmäßige Nahrung, peinliche Sauberkeit, das wollte der Arbeiter selbst nicht. Es standen ja für ihn sogar einige Duschezellen bereit — per amor di Dio! — wer benutzte sie denn?

Die Arbeiter aber saßen stumpfsinnig in ihren Häuschen oder hockten frierend und fluchend in den Osterien beim Wein,

bis die Stunde zur Einfahrt wieder schlug. — Wein sei die beste medicina, erklärte der alte Antonio Zagorolo, der schon am Gotthard mitgearbeitet hatte. — Krank konnte man überall werden und sterben auch ... hier gab's doch wenigstens Verdienst, bares Geld, mehr, weit mehr, als in den Marmorbrüchen oder gar in den Schwefelgruben unten in Sizilien! Freilich: nur eben wir poveretti werden krank. Die Reichen, die Herren — die bleiben gesund, kerngesund. Aber das ist auch überall so in der Welt und wird so bleiben, bis . . . nun bis einmal die Vergeltung kommt. Der große Umsturz, der alle gleich macht und alle reich! Bis . . . ja bis . . .! Und die Weiber heulten und beteten ihren Rosenkranz, versprachen der Madonna die dicksten Wachskerzen und gossen des Doktors Tränke zum Fenster hinaus. Die alte Nonna, die Lavandaia, die Wäscherin, die wußte ein feines Sprüchlein, das war besser als alle Medizin. Half auch das nichts, nun — dann hätten die Pillen und Pulver ganz gewiß erst recht nichts genutzt: Die Madonna wollte dann eben den süßen ragazzo, den Gelasio, gerad ihn, zum Engel haben . . .

Matthiesen kam mit dem Ingenieur Pestel aus dem oberen Divorcatal zurück. Der stark angeschwollene, rasende Gebirgsbach hatte dort Unheil angerichtet. Die Futterwand des Kanals, der einen Bruchteil seines Wassers abzweigte und in den Dienst des Unternehmens zwang, war unterwaschen worden und eingestürzt. Steintrümmer und Geröll hatten freie Bahn gefunden bis zu dem großen Druckrohr, die Wehre zerrissen, die Öffnungen verstaut, versperrt. Seit gestern führte die Röhrenleitung nur ein Drittel der Wassermasse nach

Usella hinab, zu den Turbinen und Kompressoren, knapp das Nötigste, um den Betrieb aufrecht zu erhalten.

Gelang es nicht schnell, Abhilfe zu schaffen, so war die Lebensader des ganzen Werkes unterbunden. Denn das Wasser bohrte im Fels, drückte Luft in den Stollen, wandelte seine Kraft in den Dynamos zu elektrischem Strom, trieb die Maschinen der Werkstätten, leuchtete in Hunderten von Lampen.

Doch der Unfall dort oben am Hang des Rosella — es war ja nur ein Glied einer langen Kette.

Matthiesen schritt zwar hochaufgerichteten Hauptes neben dem Kollegen einher, aber seine Gedanken durchwanderten all die Schwierigkeiten, die ihm in den letzten Wochen entgegengetreten waren — und es bedurfte aller Spannkraft seiner Seele, sich nicht von ihnen niederdrücken zu lassen.

Vor Ort kroch man immer noch in mühseligster Bergmansarbeit langsam durch die Geröllschicht, die niemand vorausgesehen hatte. Im Geschäftszimmer hing das große Bild des Querschnitts durch das Felsmassiv, wie es die gelehrten Herren Geologen sich konstruiert hatten aus den Eindrücken, die sie bei ihren Wanderungen und Forschungen hoch oben über Paß und Gipfel gewonnen. Das schöne Gemälde wußte nichts von einer Konglomeratschicht auf Meter 4480 . . . ein Phantasiebild war's, kaum mehr! Wenn das Geröll nun von den 14000 Metern, die noch zu durchmessen waren, von Nord nach Süd, nur 1000 Meter währte, oder 2000 . . . . was dann?

Vor acht Tagen hatte er den Parallelstollen anschlagen lassen. Aber er sah die ungläubigen Gesichter Gardonis und Roveres, das leise spöttische Lachen der Kollegen hörte er

manchmal selbst im Traume. Er glaubt ja felsenfest an die Wirksamkeit dieses seines letzten Hilfsmittels, für das er gekämpft hatte seit dem ersten Ansetzen der Bohrmaschine im Gestein des Tanole. Aber konnte nicht auch er irren? Wenn es versagte ... was dann?

Hier in Usella leitete er persönlich. Er zwang auch die Widerstrebenden nieder. Aber in Bahl konnte Le Sueur, der selbst gehofft hatte, Lintals Nachfolger zu werden, ihm hundert Fallstricke legen, seine Pläne durchkreuzen, seine Weisungen als undurchführbar erscheinen lassen. Was dann? Was dann?

Und nun das schleichende Unheil der Epidemien. Arbeiter — nun an unmittelbare Arbeiternot war wohl nicht zu denken. Sie kamen ja noch täglich herauf, mit dem kargen Bündelchen im Arm, aus dem schönen, armen, von Steuerlasten fast erdrückten Lande, ihre geldgierigen Capos an der Spitze, hier Arbeit zu suchen, guten Verdienst gegenüber den Hungerlöhnen dort unten. Aber was nutzte es, ihnen Geld zu geben, nacktes, kaltes Geld, wenn die Arbeit an ihrer Gesundheit fraß wie ein Vampyr? Wenn dieselbe Arbeit, die ihm so wert war, die ihm als ein kostbares Gut an sich erschien, sich in ihr verderbenbringendes Gegenteil verkehrte! Der Arbeiter sollte nicht nur des Lohnes halber froh sein — die Arbeit sollte ihn zufrieden, glücklich machen. Ach — welch Abstand von der Wirklichkeit! Und wenn man, von allen höheren Gesichtspunkten abgesehen, die Epidemien schließlich Unlust und Unwillen, und diese den bitteren Haß, und der einen Ausstand heraufbeschwor? Wenn eines Morgens der Maschinenführen dort unten stand und wartete, und nie-

mand sich einfand, sich von ihm in den gähnenden Schlund hineinfahren zu lassen; wenn die Schmiedefeuer in den Werkstätten vereinsamten, wenn hier am Geländer der Landstraße die Arbeiter, die Hände in den Hosentaschen, mit verbissenen Gesichtern herumlungern würden .... was dann? — — —

„Ich verlasse mich auf Sie, lieber Pestel! Lassen Sie sich auf dem Bureau eine Kolonne von 20 ordentlichen Leuten zuweisen — nehmen Sie Fackeln mit hinaus, es muß die Nacht durchgearbeitet werden."

„Sehr wohl, Herr Matthiesen." Sie standen an der Laufbrücke, wo sie sich trennen mußten. Pestel nahm, während der Oberingenieur ihm die Hand reichte, fast militärisch die Hacken zusammen. Er markierte auch hier immer gern den Sommerleutnant dem älteren Kollegen und Vorgesetzten gegenüber, der ja zufällig sogar Hauptmann der Landwehr war. Matthiesen mußte trotz aller seiner trüben Gedanken leise lächeln.

Aber er wunderte sich, daß Pestel nicht auch vorschriftsmäßig Kehrt machte, vielmehr noch stehen blieb.

„Sie haben noch etwas auf dem Herzen?" fragte er. „Nur heraus mit der Sprache!"

Der junge Bauführer zögerte. Er sah mit etwas schwärmerischen Augen schräg hinüber auf den kleinen Vorgarten der Lintalschen-Villa, schüttelte in einiger Verlegenheit seinen Gummimantel, daß die Regentropfen herumstoben. Dann sagte er endlich: „Es ist Ihnen gewiß bekannt, Herr Matthiesen, daß Fräulein Lintal unermüdlich all die Arbeiterwohnungen besucht, in denen der Typhus herrscht. Nun ... ich meine nur ... ob man sie nicht doch warnen müßte ...

es ist ja sehr edel, bewunderungswürdig . . . so als barmherzige Samariterin . . . aber, auch Doktor Gisbert sprach davon, die Ansteckungsgefahr ist doch überaus groß . . .“

Matthiesen stand stumm. Er mochte sein Gesicht nicht sehen lassen. Den Kopf gesenkt, starrte er auf den aufgeweichten, tief ausgefahrenen Straßenboden, auf die kleinen grünlich schimmernden Lachen zu seinen Füßen.

„Neulich hat Fräulein Lintal, erzählte der Doktor, eine ganze Nacht dort unten, bei dem Kinde des Ruppini gewacht. Bis sie dem Würmchen die Augen zudrücken konnte. Es ist ja so erklärlich . . . Fräulein Madeleine hatte immer den Zug ins Soziale, wie wir ja wohl jetzt in Deutschland sagen . . . nun der Tod des Vaters, der ihre Seele gewiß noch besonders erregt hat . . . der ewige Blick auf den Friedhof hier, auf den Grabhügel des alten Herrn und die neuen Gräber, die täglichen Beisetzungen . . . aber man müßte Fräulein Lintal doch einmal ernstlich aufmerksam machen, in welche Gefahr sie sich begibt . . .“

„Fräulein Lintal weiß stets ganz genau, was sie will, lieber Pestel.“ Matthiesen sagte es so schroff, daß der Kollege ihn erstaunt ansah. „Es würde wohl keinem von uns zukommen, sie zu warnen, wo sie sicher einem Herzensbedürfnis folgt — mir am allerwenigsten.“ Dann, nach einer kurzen Pause, setzte er, scheinbar ganz unlogisch hinzu: „Höchstens, daß Doktor Gisbert eine passende Gelegenheit dazu finden könnte . . . als Arzt. Vielleicht sprechen Sie einmal mit ihm.“ Und dann, ganz kurz: „Also Sie sorgen, Kollege, daß die Geschichte da oben bis morgen früh in Ordnung ist.

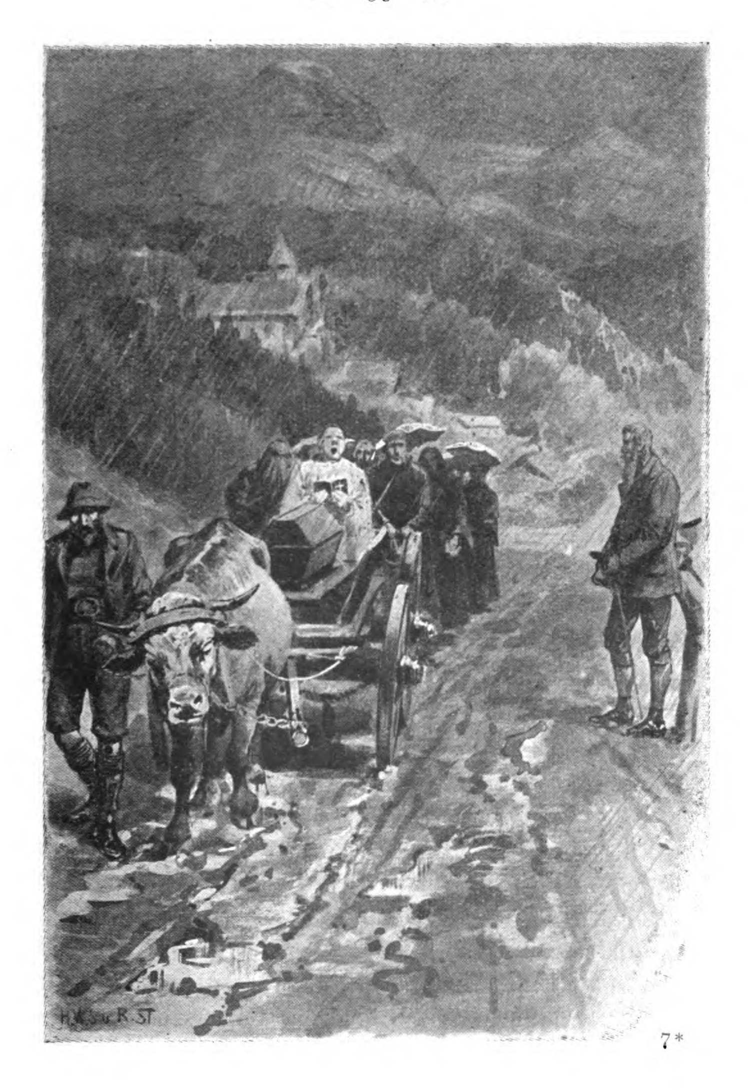
Ich möchte nicht nach Bahl, ehe ich nicht beruhigt bin, daß hier die volle Wasserkraft gesichert bleibt. Adieu, Kollege —"

Sie schüttelten sich die Hand. Matthiesen ging ein paar Schritte weiter, dann wandte er sich plötzlich um und rief den anderen, der schon auf der Mitte der Laufbrücke stand, zurück. Merkwürdig unsicher, nun seinerseits fast ein wenig verlegen, meinte er: „Mir ist noch eins eingefallen, lieber Pestel. Sie kennen ja von Gardonis aus Signora Annita Visone . . . die Lehrerin . . . Sie wissen schon . . . die junge Dame, die kürzlich von Genua kam, um hier eine evangelische Kinderschule einzurichten . . ."

„Gewiß, Herr Matthiesen —." Der Bauführer verstand nicht, warum sein sonst oft recht wortkarger Vorgesetzter so ausführlich war.

„Soviel ich weiß, sieht Fräulein Lintal die junge Dame häufiger bei sich. Vielleicht finden Sie auf dem Wege über sie die Anknüpfung, die Sie suchen, die Gelegenheit für eine wohlgemeinte Warnung zur Vorsicht. Zur Vorsicht, hören Sie — nicht mehr!" Und dann, mit einer gewissen Hast: „Übrigens, bitte, erwähnen Sie gegen niemand, daß Sie mit mir über diese Sache gesprochen haben. Das . . . es könnte eher schaden, als nutzen! Adieu . . ."

Hastig schritt Matthiesen jetzt aus. Vorüber an dem Gottesacker, vorbei am Gärtchen der Lintalschen Villa, bis zum Aufstieg zum Schloß. Hier wurde er auf einige Augenblicke aufgehalten. Ein kleiner Leichenzug kam ihm entgegen. Auf einem elenden Karren der winzige Sarg, dahinter der junge Priester aus dem nahen Bagnaja; der Vater des ver-



storbenen Kindes, die schluchzende Mutter, zwei, drei andere Frauen, ein paar halbwüchsige Mädchen. Das war alles —

Er war zur Seite getreten, bis hart an das Geländer, mit dem Hute in der Hand. Der traurige Zug ging ruhig seines Weges, leiser und leiser erklang das Murmeln der Gebete. Niemand hatte ihn beobachtet. Aber ihm wars, als hätte durch den Schleier des fallenden Regens jedes einzelne Augenpaar der Armen ihn mit vorwurfsvollem Ausdruck angeschaut —

Während er sich in seinem Zimmer der nassen Kleider entledigte, hörte er nebenan heiteres Geplauder, ohne doch die einzelnen Stimmen unterscheiden zu können. Gertrud mußte Besuch haben, wohl ein paar Damen, Frauen der Kollegen.

Er empfand alles andere eher, als Neigung, hinüberzugehen, über gleichgültige Dinge sprechen, artig zuhören zu müssen.

Über seine Seele war bittere Unrast gekommen und herbe Unzufriedenheit mit sich selber.

Mit schweren Schritten ging er im Zimmer auf und ab.

Wie man's drehen und deuteln mochte: auch er hatte immer nur, gleich all den anderen, unter der Zwangsvorstellung des einen Zieles gestanden, die Arbeit zu fördern. Natürlich, man tat ja, dem eigenen Vorteil und dem Zuge der Zeit folgend, dies und jenes für die Arbeiter. Ihnen hatte man Baracken gebaut — sie mußten doch ein Dach über sich haben. Ein Hospital errichtet — es ging ja nicht ohne dem. Eine Halle zum Umkleiden für die Ein- und Ausfahrenden, ein paar Badezellen dazu. Und man zahlte ja einen guten Lohn. Wenn auch die Capos, die Arbeiter-

vögte, davon einen überstarken Prozentsatz in ihre Tasche gleiten ließen — immerhin standen sich die Leute weit —, weit besser als drunten in ihrer Heimat. Gewiß!

Bisher hatte auch er im großen und ganzen die Zustände als mindestens nicht unbefriedigend angesehen. Er war nicht einmal auf den Gedanken eines Einwurfes gekommen, als man neulich im Aufsichtsrat von ‚unseren Wohlfahrtseinrichtungen‘ sprach, mit jener stolzen Befriedigung, auch auf diesem Gebiet wohl weit mehr geleistet zu haben, als alle früheren Unternehmungen. Was ja auch zutraf.

Heut wollte ihm das alles so nichtig erscheinen, so armselig, als reine Palliativmittelchen . . . als Lug und Trug. Potemkinsche Dörfer: seht einmal, diese Arbeiterhäuser, diese Lazarette, diese Badehalle . . .!

Heute dachte er an die Tage zurück, in denen er, aus Amerika heimkehrend, vor zehn Jahren die staatlichen Einrichtungen am Bau des Nordostseekanals besucht hatte, an die anderen Tage, wo er die großartigen Kruppschen Werke besichtigte und die Werften in Kiel — —

Gewiß! Daheim sprachen die werten Genossen ja wohl auch von „Bettelbrocken“ und von „Lockhürden, dumme Schäfchen zu fangen“. Hier würde man ganz sicher nicht viel anders urteilen, bei den eigenen Arbeitern wenig Dank, vielleicht gar Widerstreben ernten.

Doch was tat das?! Wo es eine Pflicht galt!

Er überlegte hin und her. Ruhiger geworden, wog er auch die wirtschaftliche Seite der Frage ab. Er hörte im voraus den entsetzten Widerspruch des Aufsichtsrats, dem er erst so schwerwiegende Zugeständnisse abgerungen hatte; er

hörte, wie man nun sagen würde: ‚Das hätte uns unser großer Lintal nie zugemutet‘. Aber auch dieser Widerstand mußte überwunden werden. Wenn sich nur Oberst Sicher gewinnen ließ, und der kluge Geschäftsmann würde sich dem Satz: ich brauche gesunde Arbeiter! schließlich nicht versagen.

Vor allem: man mußte einen Anfang machen, dem dringendsten Bedürfnis, den schreiendsten Notständen abhelfen. Einen Anfang, auf dem man weiterbauen konnte.

Matthiesen trat, mit einem raschen Entschluß, an das Telephon und ließ sich mit dem Hospital verbinden, bat Doktor Gisbert, wenn es seine Zeit erlaube, heut noch zu einer Besprechung auf das Schloß zu kommen.

Dann begann er seine Wanderung durch das Zimmer aufs neue. Allerlei Pläne gingen ihm durch den Sinn ...

Da hörte er nebenan nach ein paar Worten Gertruds die sanfte Stimme des Marchese. Sie löste ganz unvermittelt einen glücklichen Gedanken in ihm aus. Er öffnete die Tür.

Nach all den niederziehenden trüben Eindrücken des Tages überkam ihn plötzlich ein Gefühl des Behagens, als er in das Wohnzimmer hinübertrat und den kleinen Kreis um Gertruds Teetisch sah. Auf dem Sofa neben der Schwester die zierliche, schwarzäugige Visone, gegenüber seinen Landsmann Arnold und den Schloßherrn; in etwas ‚räubermäßigem Zivil‘, wie Pestel gesagt haben würde, jenen, im schwarzen, freilich schon stark abgenutzten Gehrock den Marchese! den laut lachend, als habe er eben eine urdrollige Geschichte erzählt oder gehört, diesen mit dem ganz feinen, etwas müden

Lächeln des alten Kavaliers in dem hageren langen Greisengesicht.

„Endlich, Bruno!“ rief ihm Gertrud entgegen. „Du Ärmster . . . nun sollst du aber gleich Tee bekommen! Bleiben Sie nur sitzen, Herr Arnold . . . ich hab alles zur Hand. Hier, Bruno . . . du darfst neben Signorina Platz nehmen. Und daß du's nur gleich weißt, weshalb ich eben so herzlich ausgelacht wurde: ich hab' bei der Calista wieder einmal acqua calda bestellt und mich des Todes verwundert, als sie mir warmes Wasser brachte. Nie werd' ich das lernen, daß unlogischerweise caldo, calda warm heißt!“

„Sie werden schon, Signorina.“ Der Marchese verbeugte sich gegen seine junge Nachbarin. „Ihre Fortschritte sind geradezu überraschend, sind erstaunlich.“ Wenn er sprach, schlossen sich immer seine buschigen weißen Brauen wie drohend zusammen und gaben in ihrem Gegensatz zu den gutmütigen blauen Augen dem ganzen Gesicht etwas Groteskes.

Gertrud plauderte weiter: „Ja Sie, Marchese, Sie sind noch mein einziger Tröster. Aber diese Giovanetta Calista ist ein gar zu verstocktes Ungetüm. Neulich wollt ich ihr klar machen, daß ich den Spinneweben feierlichst den Krieg erklärt habe. Daß ragno die Spinne hieß, wußte ich. Halt, dachte ich, das Netz heißt rete; ein Spinneweben ist doch so gut wie ein Netz. Also ich konstruiere frisch drauf los ‚rete di ragno‘. Da glotzt sie mich erst mit ihren blanken Augen an, läuft dann davon . . . was bringt sie? Einen Schmetterlingskäscher . . . weiß der Himmel, wo sie ihn aufgetrieben hat. Als ob ich mir die Spinnen fangen und

wie der berühmte Gefangene als Unterhaltung abrichten wollte.“

„Tali di ragno, Signorina!“ lachte die kleine Visone und radebrechte dann sehr niedlich, indem sie ihre weißen Zähne zeigte: „Spinn . . . nen . . . ge . . . weben. Es hat gewiß sehr viel Spinnen . . . geweben in diesem alten Pallazo . . .“

„Legionen —“ erklärte Gertrud mit einer großartigen Handbewegung. „Aber ich werde mir unsere alte Alwine kommen lassen. Die hat die Fäulewut und wird der Spinnen schon Herr werden . . . außerdem, glaube ich, sogar meiner hiesigen Perle mit dem wohlklingenden Namen. Weshalb lachen Sie denn so, Herr Arnold?“

„Ich malte mir nur die Hamburger Köksch aus“ — Arnold lachte — „als Drachen- — pardon! — als Spinnentöterin und ihre Unterhaltung mit der Giovanetta Calista: ‚Willst dich wohl die Poten spielen! Willst dich wohl die Haar’ kämmen! Du Lotterlies’ du! Mit was willst Fisch braten? Mit Provanzöl! O je . . . je doch!‘ Und dann das Bild: Fräulein Wine mit einem ungeheuren, meterlangen Stock, das Fäultuch als Fahne obendran, die Kassettendecken des Flurs draußen bearbeitend. Ob nicht selbst sie den Kampf nach vier Metern Länge aufgeben würde?“

Matthiesen hatte seinen Tee getrunken, sich erhoben und dem Marchese einen leisen Wink gegeben. Er faßte den Greis unter dem Arm und führte ihn ans Fenster. Es war ihm peinlich, dies an sich ja harmlose Gespräch der Jugend dem Schloßherrn gegenüber. Was konnte der arme Mann dagegen tun, daß sich in seinem Palast Spinnen und Fleder-

mäuse einnisteten? Er wußte, daß allein die notdürftigste Unterhaltung des Daches ihm mehr als ein Drittel seiner kleinen Pension kostete.

„Ich möchte Sie sprechen, Herr Marchese . . .“

„Und ich kam herauf, Sie um eine kurze Unterredung zu bitten . . .“

„Womit kann ich Ihnen dienen? Im voraus: ich tue es gern, wenn es irgend in meiner Kraft steht. Auch ich habe ein Anliegen, eine Bitte . . .“

Der Marchese macht noch einige schwerfällige Höflichkeitsfloskeln, um den anderen zu bewegen, zuerst zu sprechen. Dann begann er doch. Ein Ingenieur der Mittelmeer-Eisenbahn-Gesellschaft habe ihn heut früh besucht und sich als mit den Vorarbeiten für die Tracierung der Anschlußlinie von Mailand an die Tonale-Bahn betraut vorgestellt. Nach allerlei Präliminarien sei der junge Herr damit herausgekommen, wie die Möglichkeit vorliege, daß man die Trace am günstigsten unter Beseitigung des Schlosses führe. Der Ingenieur habe schließlich sogar nach dem Kaufpreis gefragt. Der Greis zitterte in mühsam verhaltener Erregung:

„Ich . . . natürlich erkläre ich ihm, dem jungen Fant, daß der letzte Cialdini keinen Schacher mit dem Stammsitz seines Geschlechts treibe. Daß ich lieber Hungers sterben wolle, als es hergeben, daß ich Himmel und Erde in Bewegung setzen würde gegen diesen verruchten Plan! Aber nun, lieber Herr Matthiesen, nun frage ich Sie: Darf man mir denn überhaupt mit dieser Gefahr drohen? Wenn ja, was muß, was kann ich tun, ihr rechtzeitig zu begegnen?“

Es war schwer raten. Matthiesen konnte der Wahrheit gemäß erwidern, daß „sein Reich“ am Tunneleingang aufhöre. Der Bau der Anschlußlinie lediglich Sache der Mittelmeerbahn sei; daß er überhaupt noch kaum an die Tracenführung gedacht habe. Wenn er sich die Situation, soweit ihm das im Augenblick möglich sei, vergegenwärtige, müsse er allerdings zugeben, daß die Anfahrtsrampe mindestens dicht am Schlosse vorbeiführen könne. An solch eine Barbarei, wie die Zerstörung dieses alten Familienschlosses, eines auch baugeschichtlich wertvollen Denkmals früherer Zeit, vermöge er jedoch nicht zu glauben; es gäbe gewiß noch andere Möglichkeiten, die Trace führen. Der Marchese solle sich nicht vor der Zeit beunruhigen, vielmehr abwarten. „In höheren Instanzen urteilt man nicht so vorschnell, wie wahrscheinlich dieser jugendliche Vandale —“

„Ehe ich weiche, sprenge ich lieber mich mit dem Schlosse in die Luft!“

„Aber — aber, Marchese! Vorher wollen wir noch manch gute Flasche Asti zusammen trinken. Wenn nun Ihr geliebter hochseliger König Viktor Emanuel anno 49 nach Mortara und Novara auch gleich so verzweifelt wäre! Ein alter Soldat, wie Sie, wird sich doch von solch einem Schreckgespenst nicht überrumpeln lassen. Schlimmstenfalls können Sie immer noch Einspruch bei den Gerichten erheben, eine Eingabe an den König machen —“

Über das faltige Gesicht des alten Herrn glitt ein trübes, ironisches Lächeln: „Mein Lieber, unsere Gerichte! Unsere Advokaten! Vor denen schütze mich Gott der Herr! Und der König? Bei uns regiert das Ministerium, und das wird vom

Parlament beherrscht. Ja, wenn ich nicht der spottarme Marchese Cialdini wäre, wenn ich noch, wie meine Vorfahren, von mir sagen dürfte, daß ich von Mailand bis Lyon auf eigenem Grund und Boden Nachtquartier nehmen könne, wenn ich wie sie Tonnen Goldes im Keller hätte, mir ein paar einflußreiche Mitglieder des hohen Hauses in Rom zu kaufen — dann — ja dann —“ Er brach ab, stäubte mit seinen feinen, langen Fingern am Ärmel herum: „Also, lieber Herr Matthiesen, nun zu Ihnen. Womit kann ich Ihnen dienen?“

„Ich wollte an den alten Offizier appellieren! Herr Marchese, nicht wahr, Sie hegen keine Furcht vor ansteckenden Krankheiten?“

Der Greis lächelte. „Ich habe siebzehn Schlachten und Gefechte mitgemacht, die Cholera, das Fieber, den Lazarettbrand kennen gelernt. Ich bin achtundsiebzig Jahre alt. In diesem Alter fürchten Männer den Tod nicht mehr.“

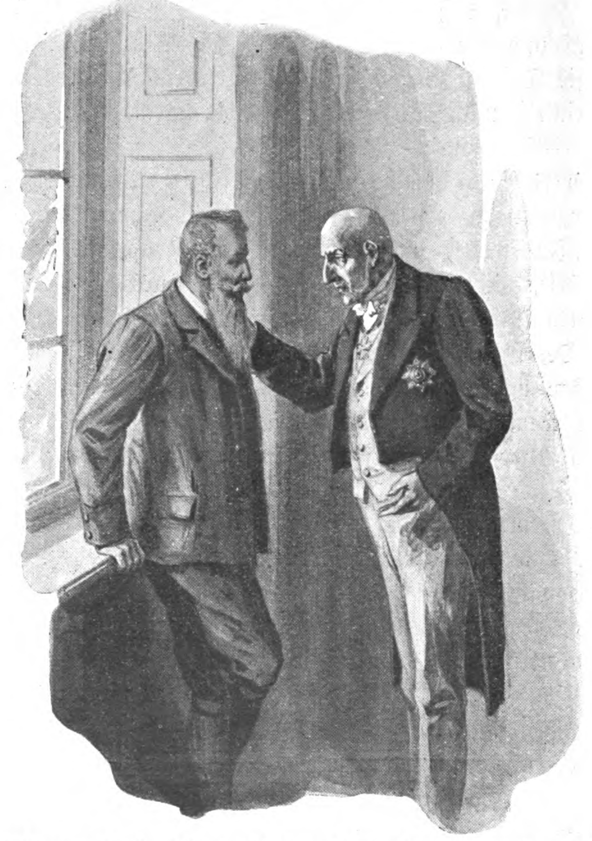
„Das dachte ich mir! Herr Marchese, wir haben eine böse Typhusepidemie unter den Arbeitern. Es fehlt an Unterkunft. Wollen Sie mir die verfügbaren Räume des Schlosses als Hospital überlassen?

Wider Erwarten zögerte der alte Herr. Zuerst deutete er auf Gertrud: „Ihre Schwester —“

„Ich weiß im voraus, daß sie die Gefahr so wenig scheut, wie Sie oder ich.“

Cialdini stäubte wieder an seinem Ärmel. „Herr Matthiesen . . . diese Gesellschaft . . . dies schmutzige Gesindel . . . Weiber und Kinder . . .“ Etwas von dem alten Magnatenhochmut, mit dem wohl einst seine reisigen Ahnen auf ihre Hörigen herabgesehen haben mochten, regte sich in ihm. Als

scheine es ihm doch eine Entweihung dieses alten Herren-
hauses, jene Proletarier aufzunehmen. Aber dann übergoß



plötzlich eine helle Blutwelle sein Gesicht, und in den blauen
Augen leuchtete es auf. „Pfui!“ sagte er heftig. „Ich schäme

mich über mich selbst. Wie kann man so niedrig denken! Vergessen Sie meine kleinliche Schwäche! Selbstverständlich: das Schloß steht Ihnen zur Verfügung, Herr Matthiesen! Gänzlich! Sofort! . . . Eine Ehre wird es für diese alten Mauern sein, armen Kranken Obdach zu gewähren . . .“

Drüben rüstete die Vesone und Arnold zum Aufbruch. Auch der Marchese ging. Gertrud räumte den Teetisch ab, der Bruder stellte sich an den Ofen neben sie. Dann kam Calista, holte das Geschirr hinaus, warf ihre neugierigen Blicke durch das Zimmer, fragte: „Comandi, madamigella?“ — „Noch Befehle, gnädiges Fräulein!“

Gertrud schüttelte den Kopf, zündete die Lampe an. Es war tiefe Stille im Zimmer, nur das gleichförmige Geräusch der schweren Regentropfen an den Fensterscheiben.

Plötzlich wandte sich Gertrud um und umschlang den Bruder mit beiden Armen, legte den Kopf gegen seine Brust, wortlos. Er fragte erstaunt, erschrocken: „Aber, Kind . . . Kind! Was hast du denn?“

„Heut hab' ich *sie* gesehen . . .“ gab sie leise zurück, ohne aufzublicken.

Er brauchte nicht weiter zu fragen, wen sie meinte? Er fühlte es.

Langsam, vorsichtig löste er sich aus den Armen der Schwester. Mit schweren Schritten ging er durch das Zimmer.

„Wie kam das?“ fragte er dann, an der anderen Seite des Tisches stehen bleibend.

„Ich war mit Anita Vesone im Arbeiterviertel. Sie wollte mir die kleine Schule zeigen. — Guter Gott, welch Elend dort unten! Bruno . . . Bruno . . . Du hättest mich

längst den Weg nach dort weisen müssen! Wie könnt Ihr das sehen, ohne einzugreifen? Seid Ihr denn nur dazu hier, um ewig Eurer Arbeit zu leben, diesem Kampf gegen den leblosen Stein, indes —"

Er machte mit der Rechten eine heftig abwehrende Bewegung. Die Ungeduld kochte in ihm schon wieder auf. „Laß das jetzt! Es wird anders, besser werden. Und . . .?"

„Im Hause neben der Schule — wenn du diese Hütte Schule nennen willst! — lag ein Kind tot, zwei andere schwer krank am Typhus. Wir sahen hinein. Keine Betten, ein paar elende Decken auf der nackten, feuchten Erde, eine Luft! Die Mutter hilflos, ratlos . . . ah! Ah! . . . Ich habe mich so geschämt, Bruno . . . auch vorhin wieder! Da sitzt man hier und scherzt . . . und dort unten . . ."

„Weiter, Gertrud!"

„ . . . als wir heraustraten aus dem Unglückshause, die Besone und ich, da kam sie gerade die Straße entlang . . . in ihrem schwarzen Trauerkleid . . . aber den Schleier zurückgeschlagen. Anita grüßte, ich trat zur Seite, sie sprachen mit einander. Dann ging sie weiter. Aber ich hab sie so genau gesehen. Bruno, so schön . . . so stolz . . . und so tief unglücklich. Solch einen Zug des Leidens im Gesicht . . . ganz verhärmt . . . es schnitt mir ins Herz . . ."

„Fräulein Lintal trauert um ihren Vater."

Gertrud sah scharf zu dem Bruder hinüber. Aber sie ging auf seine letzten Worte nicht ein. Einige Augenblicke machte sie sich wieder in ihrer geschäftigen Weise am Tisch zu tun. Dann sagte sie, wie mit einem plötzlichen schweren Entschlusse: „Bruno . . . du hast mir gesagt, Madeleine

Lintal existiere für dich nicht mehr. Das war unwahr! Tag und Nacht beschäftigt sie dich — jawohl! — Rolle nur mit den Augen — es ist doch wahr! Und, siehst du: glaube nur nicht, daß man das hier nicht weiß. Jedermann weiß es . . . denn jedermann vermeidet, wo es irgend geht, ihren Namen in deiner, ja sogar in meiner Gegenwart zu nennen. Es ist so — du kannst es mir glauben! Und, siehst du: du hast mir gesagt, sie habe dich in deiner Ehre als Mann tödlich beleidigt. Nachdem ich das wußte, stand ich ganz, ganz auf deiner Seite. Natürlich! Aber als ich sie heute sah, so unglücklich, so innerlich zerbrochen, wenn sie den schönen Kopf auch noch so hoch trug . . . nun, da hab' ich mich doch fragen müssen: wie ist denn das nur möglich? Wie kann ein Mädchen, das so . . . so gut und edel aussieht . . . ja edel . . . wie kann solch ein Mädchen einen Mann, wie dich, so tödlich beleidigen wollen? Verzeihe, daß ich dir das alles sage, Bruno! Aber, siehst du, ich denke mir immer, es muß da ein böses Mißverständnis obwalten. Und, siehst du: ich möchte dich bitten, mir zu sagen . . . lieber Bruno . . wenn du das kannst und darfst . . . was denn eigentlich zwischen dir und Madeleine Lintal steht . . ."

Sie hatte anfangs ganz ruhig gesprochen, dann immer lebhafter, eindringlicher. Nun stand sie mit gegen die Brust gehobenen Händen, geröteten Wangen, fliegendem Atem — und in den Augen die heiße Schwesterbitte um Vertrauen.

Matthiesen hatte sich über die Tischplatte gebeugt. Er zeichnete mit der Spitze des Zeigefingers mechanisch die Arabesken auf der Decke nach.

Erst nach einer ganzen Weile antwortete er: „Du hast recht, Gertrud. Wir leben hier in so engem Kreise, daß man selbst mit seinen Gefühlen Versteckens spielen kann. Am allerwenigsten sollen wir beide das. Ich will's aber ganz kurz



machen, denn, ehrlich gesagt, es birgt viel Leid und Schmerz in sich. Also einmal: Madeleine Lintal haßt in mir den Deutschen — sie ist Elsässerin und französische Patriotin bis ins Innerste ihrer Seele. Das mag der Urquell alles übrigen sein: ihr Vater schätzte mich, sie sah in mir seinen Widersacher. Am Abend vor seinem Tode überwand sie sich und bat mich, ich solle auf ihn achten. Ich versprach es und konnte es doch nicht halten — bei Gott, ohne meine Schuld. Aber die mißt sie mir zu, sie hat es mir Aug' in Aug' zugeschrieen, daß ich seinen Tod gewollt, mindestens nicht gehindert hätte. Sie glaubt das . . . und keine Macht

der Welt wird diese Überzeugung aus ihrer leidenschaftlichen Seele reißen . . . am wenigsten, nun ich sein Nachfolger geworden bin . . .“

Wieder schwiegen beide.

Dann kam Gertrud ganz leise um den Tisch herum und strich langsam, wieder und wieder, über den Rockärmel des Bruders. So zärtlich. Bis er aufsah. Und da küßten sich beide, ohne zu sprechen. Im vollen Verständnis.

Sie ließ ein paarmal die Handfläche über die feuchten Augen gleiten; er nahm seine stumme Wanderung durch das Zimmer wieder auf, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, in gebeugter Haltung — als schritte er immer durch den niedrigen Stollen.

„Gertrud —“ sagte er dann plötzlich in ganz verändertem, ruhigem Tone. „Der Doktor kommt nachher. Ich habe mit ihm zu arbeiten. Sorge für etwas Wein. Übrigens wir bekommen ein Lazarett hierher —“

Es war um Mitternacht, als der Arzt das Schloß verließ — in ganz begeisterter gehobener Stimmung. Er hatte sich gar nicht träumen lassen, daß in diesem kühlen Ingenieur so viel Herz stecke für die Leiden der Mitmenschen.

Matthiesen aber saß noch stundenlang und rechnete. Rechnete, wie er hier ersparen könne, um dort zu helfen.

Bisweilen tönte durch die dicken Schloßmauern ein eigen summendes, schnarrendes Geräusch zu ihm herauf. Dann huschte wohl ein leises Lächeln über sein Gesicht: unten stand der Marchese an der Drechselbank und drehte aus trockenstem Zirbelholz winzig kleine Rollen. Ein ganzes Zimmer lag schon voll davon. Der wunderliche alte Mann — der letzte der Cialdinis.

VI.

Je länger, desto tiefer vergrub Madeleine Lintal sich in ihre Einsamkeit.

Es gab Tage, an denen sie selbst ihrer Armen und Hilfsbedürftigen nicht gedenken mochte, an denen sie zurückscheute vor jedem menschlichen Angesicht, vor jeder Menschenstimme. Stundenlang saß sie dann am Fenster in des Vaters Schreibzimmer und schaute hinüber auf sein Grab, von dem auf den Eingang zum Stollen und wieder auf den Friedhof am Fuße des düsteren Brancafelsens. Als ob sie aus dem Ausblick auf diese beiden immer neue Kraft des Schmerzes schöpfen wollte — und des Hasses.

Dann wieder saß sie halbe Tage, halbe Nächte hindurch am Arbeitstisch und bedeckte Seite auf Seite mit ihrer steilen, hastigen Schrift, formulierte leidenschaftliche Anklagen gegen Matthiesen; an Le Sueur nach Bahl sollten die einen, an Oberst Sicher die anderen abgehen — doch wenn sie vollendet waren, wenn sie die Zeilen noch einmal flammenden Auges überlesen hatte, legte sie die Schriften immer wieder zur Seite. Morgen wollte sie die Briefe fortsenden . . . morgen! Aber morgen warf sie sie auf die Erde und stampfte mit den Füßen darauf und zerriß sie, mit geschlossenen Lidern, die Zähne fest aufeinander gebissen, in winzig kleine Stücke.

Sie hatte ja Material gegen ihn . . . ganze Dokumente! Was hatten ihr die Arbeiter bei ihren Krankenbesuchen nicht alles erzählt? Wie schlecht es stünde mit den Fortschritten vor Ort, wie lächerlich das sei mit dem neuen Stollen, als ob's mit dem einen nicht genug wäre! Ja, unter Sor Lintal, da sei es noch eine Freude gewesen, zu arbeiten . . . il maestro, der habe noch seine Sache verstanden! Aber jetzt?! Ein großes Achselzucken. Die Weiber nickten dazu und jammerten, was das jetzt für eine Plage sei und für eine elende Schinderei, eine ewige, ewige Ungerechtigkeit. Jetzt sollten ihnen sogar die kranken bambini entrissen werden und hinaufgebracht auf das schreckliche alte Schloß, in den sicheren Tod —! Aber nicht nur die Leute dort unten, die kleinen, einfältigen, hoben gegen ihn zeugend die Arme zum Himmel empor. Neulich war sie Gardoni begegnet. Der hatte ihr die Hand geküßt, sie waren ein Stück Weges miteinander gegangen . . . da hatte er auf den neuen Stollen gewiesen: „Dort wandern wieder mal ein paar Millionen hinein, Signoria! Der Alte vom Berge lacht doch nur darüber. Nun, mir kann's recht sein. Ich habs ja immer gesagt, der Tunnel bleibt eine Kulturruine gleich dem Panamakanal. Vedremo — vedremo!“ Und dann war Rovere zufällig dazu gekommen: „Schade um das verlorene Geld! Monsieur Le Sueur drüben in Bahl soll auch ganz außer sich sein. Ja, wenn Ihr großer Herr Vater noch lebte —“

Es war doch auch ihr Geld, das da verpulvert, verschleudert wurde in phantastischen Projekten! Das schwer erworbene Vermögen ihres Vaters. Zum Himmel schrie es,

wie damit gewirtschaftet wurde . . . es mußte ein Wandel geschaffen werden!

Aber . . . Denunziantin! Gerade ihm gegenüber! Nein — nein! Sein Schicksal würde sich auch so erfüllen ohne ihre Zutun!

Anfangs war sie bisweilen, wenn auch selten, mit Annita Vesone zusammengekommen. Sie mochte das frische junge Mädchen gern. Es erinnerte sie auch immer daran, daß der Vater noch die Begründung der kleinen evangelischen Schule geplant hatte, an der Annita nun mit so rührendem Eifer, im ewigen Kampfe gegen tausend Widerwärtigkeiten arbeitete.

Aber auch das war vorbei. Die kleine verblendete Person war ja offenbar mit fliegenden Fahnen in das feindliche Lager übergegangen. Sogar das Weihnachtsfest hatte sie oben auf dem Schlosse verlebt und von dem Lichterbaum geschwärmt und von deutschen Christliedern. Dabeisitzen, zuhören, wenn sie von seiner unermüdlichen Tätigkeit und von der Herzlichkeit und Güte seiner Schwester erzählte — nein! Nein — lieber auch auf Annita verzichten. Ganz und gar.

In den ersten Wochen nach des Vaters Tode hatte sie die Einsamkeit rings um sich her als Notwendigkeit, das völlige sich Abschließen als Wohltat empfunden. Und je trüber draußen das Wetter, je mehr Sturm und Schnee und peitschender Regen, je wilder die Divorca drüben schäumte, je lauter nachts der Lawinendonner dröhnte — desto besser! Eins wie das andere paßte zu ihrer verzweifelten Stimmung, stützte, näherte die leidenschaftlichen Qualen ihrer Seele.

Allein sein, stumm vor sich hinbrüten mit beiden Händen auf der brennenden Stirn, in dem aufgelösten Haar; zum Grabhügel wandern; unten an der Straße mit reichen Spenden die Not derer lindern, die dem Vater gedient; dann wieder hinüberstarren auf die dunklen Felsmassive, die sein Fluch geworden, auf den gähnenden Schlund, auf die Stelle, wo sie zum letztenmale seine warme, lebendige Hand mit den ihren umklammert hatte ... das war alles! Alles — und sie glaubte, es würde, könnte nie anders werden.

Nun sagte sie doch schon: lieber auch auf Annita verzichten ...

Draußen hatte jetzt, Mitte Februar, ein dauernder warmer Süd in wenig Tagen alle Feuchtigkeit aufgesogen, die letzten Schneereste aus den Rissen und Mulden der unteren Hänge weggefegt. Bald mußte die Sonne, zum erstenmal seit langen Monaten, wieder in das enge Tal hineinleuchten.

Wenn Madeleine durch den kleinen Vorgarten schritt, die Straße entlang bis zum Gottesacker, dann sah sie, wie unter den graubraunen Büschen verfrühtes frisches Grün sich regte, eine Knospe hier, ein paar karge Halme dort. Sie wunderte sich fast, daß sie dafür Augen hatte — dafür, daß die Zeit sich wandelte, daß der Frühling schon seine Vorboten sandte. Nicht daß sie Freude darüber empfand. Aber es ging doch nicht unbemerkt an ihr vorüber.

Und so manche andere Wandlung im Tal mußte sie auch sehen —

Einige Diakonissinnen, ein paar barmherzige Schwestern, die sich in das Liebeswerk teilten; Wagen auf Wagen, die

die Serpentinen zum Schloß hinaufkrochen, hochbeladen für das Lazarett, das die Unternehmung ja wohl dort einrichtete; am Stolleneingang ein neuer überdachter Gang, in dem, wie ihr die Marianne Gerresheim, die sie zu sich ins Haus genommen hatte, einmal erzählte, die erhitzten Arbeiter geschützt bis zu den neuen Ankleidehallen gelangen konnten. Am andern Ufer der Divorca wuchs ein Haus empor, über das die geschwätzige Nonna, als sie das letzte Mal kam, die Wäsche abzuliefern, allerlei Merkwürdiges zu berichten wußte — Madeleine hörte es im Nebenzimmer —: ‚ein großer Kaufladen solle es werden, wo man alles ganz besonders billig erhalten würde. Signorina, ich bitt' Sie . . . ecco le tovaglie, ecco i lenzuoli, le pezzuole — hier die Tischtücher, die Laken, die Schnupftücher — alles fein propre, wie immer bei der alten Nonna . . . ich bitt' Sie: also wo man kaufen soll, ganz besonders billig, als ob Signor Matthiesen nicht dabei seinen besonderen Verdienst haben wollte! Ganz selbstverständlich. Und dann: wissen Sie schon das Neueste, carrissima? Eine Badehalle wird gebaut und jeder Arbeiter, der aus dem Stollen kommt, muß baden. Ist's denn zu glauben? Nicht! Hi — hi! Baden! Sie werden was baden — unsere compatriotti, unsere paesani! Im Sommer, ja, wenn die Sonne schön scheint, unten im Tal . . . aber wer hat denn schon so etwas gehört: im Winter baden! Und müssen, Signorina! Pah! Nicht die Fingerchen machen sie sich gern naß!'

Sie sah es und hörte freilich auch: mit all dem Neuen erntete der, der die Seele und treibende Kraft des Ganzen war, wenig . . . wohl gar keinen Dank.

Bisweilen sagte sie sich selbst, in ehrlicher Selbstüberwindung: dies hattest du ja selbst schon gewünscht, für jenes suchtest du den Vater zu gewinnen! Aber dann lachte sie wieder bitter in sich hinein: er tut, was er tut, doch nur unter dem Druck bitterer Notwendigkeit, nicht aus vollem, freudigem Herzen heraus. Und er fängt's noch dazu falsch an, denn sonst müßten die Arbeiter doch einsehen, was ihnen Gutes geboten wird; er will ihnen aufzwingen, was freie Gabe sein müßte — mit deutscher brutaler Energie! Gegen den Zwang aber empören sie sich! Wie sollten sie anders?!

Ihm selbst war sie nur einmal begegnet —

Er war mit kühlem Gruß vorübergegangen, ohne daß eine Miene seines Gesichts gezuckt hätte. Sie hatte kaum merklich den Kopf gebeugt, um ihn gleich darauf desto stolzer zurückzuwerfen. Er zuallerletzt sollte wissen, wie schwer sie trug — in ihrer Einsamkeit. In ihrer Verlassenheit, die er doch verschuldete!

Wie jetzt die Tage krochen. Ein wahrer Schneckengang, dieser Wechsel der Stunden. Und dies dumpfe Hinbrüten eine wachsende Pein . . .

Jugend und gesunde Kraft bäumten sich auf in ihr. Der lebendige Geist begehrte nach einer Ablenkung, nach Aussprache, nach Betätigung. Es ging so nicht weiter . . .

Es war Ende Februar, als sie eines Vormittags von ihrem Fenster aus drüben jenseits der Divorca, zwischen der Schmiedewerkstätte und den neuen Ankleidehallen, eine Schar Arbeiter sich versammelt sah. Die Leute schienen seltsam erregt, auch einige Beamte und Werkführer traten hinzu. Erwartungsvoll spähten sie alle gen Westen —

Auch sie sah unwillkürlich hinüber, den ausgestreckten Armen drüben mit den Blick folgend, auf die Kluft zwischen den beiden eisgekrönten Hörnern des Algitsch.

Ein rosenroter Schimmer lag zwischen ihnen am Horizont. Duftig weiß, an den Rändern durchglüht, hoben sich die krystallenen Zacken gegen das leuchtende Prunkspiel der Wolken. Wie Silber glänzten die tieferen Schneefelder.

Und das Rot am Horizont vertiefte sich. Immer satter wurde die Färbung des Himmels, immer klarer erschien das Weiß des ewigen Winters dort oben.

Dann — plötzlich — tauchte über den transparenten rosigen obersten Gipfeln der schmale Rand einer leuchtenden, goldroten Scheibe auf . . .

Die Sonne war da! Zum ersten Male seit zwanzig dunklen Winterwochen stieg sie ob dem zerklüfteten Eisriesen hoch, zum ersten Male wieder sandte sie ihre Strahlen über die düsteren schwarzen Hänge bis hinab in die enge, tiefe Talschlucht der Divorca . . . Madeleine war aufgesprungen. In einer impulsiven Bewegung riß sie die Vorhänge auseinander und öffnete die Fensterflügel.

Sie hörte nicht den frohen Jubel der Leute drüben. Sie sah nicht, wie sie ihre Kappen in die Höhe schleuderten, der Langentbehrten zum Willkommensgruße.

Nur auf den leuchtenden Rand der goldenen Sonne blickte sie, auf die rosige Glut am Horizont, auf die wie mit Milliarden Kristallflimmern übersäten Schneefelder. Und in tiefen, durstigen Zügen sog sie die laue Luft ein, gleich neuem Lebensodem. Als müsse . . . müsse nun der Winter auch von ihrer Seele abfallen —



An demselben Tage noch schrieb sie an Odile.

Es war wie ein Hilfeschrei. „Du bist meine einzige Freundin gewesen während der drei Jahre in Montmorency! Du hast mit mir geweint, mit mir gelacht, mit mir getollt, bist mit mir gescholten, mit mir gelobt worden. Wir haben uns ewige Freundschaft geschworen — nach Kinderart! Nun beweise, daß du sie über die Zeit der kurzen Röckchen und des frohen Lachens bewähren willst. Ich bin im Unglück. Ich bin allein, verlassen. Ich lechze nach einem Menschen, zu dem ich sprechen kann, dessen Stimme ich hören mag, der mir lieb ist. Komme —“

Es war ein Hilfeschrei.

Es war aber auch der Einfall eines Augenblicks.

Als Marianne den Brief zur Post getragen hatte, gereute es Madeleine schon, ihn geschrieben zu haben. Was sollte Odile, das Weltkind hier? Was sollte sie hier?

Sie hatten sich seit vier Jahren nur einmal flüchtig in Paris gesehen, ein paar Stunden verplaudert, bei Paillard mit den Eltern diniert, zusammen, vielangestaunt, in einer Loge der Opéra gesessen. Schon damals war ihr die Pensionsfreundin fast fremd erschienen. Kurz darauf hatte Odile geheiratet. Ihrem Brief nach ohne sonderliche Neigung, aber auch ohne Widerstreben, nach dem Willen der Eltern. „Leon ist, ich weiß es, stark Viveur. Aber er ist, glaub' ich, ein guter Junge und, schließlich, er wird mich nicht mehr betrügen, als jeder andere auch!“ Nun war sie, nach kaum zweijähriger Ehe, schon Witwe. Ihren seltenen Briefen nach eine von ehrlicher Trauer, wenn auch keineswegs von verzweifelndem Schmerz erfüllte Witwe, — es schien doch, sie fand sich mit

dem Hinscheiden ihres Mannes ebenso ab, wie vorher wohl mit ihm selbst.

Zum letzten Male hatte die Gräfin Beauvan nach dem Tode des Vaters geschrieben: herzlich . . . nein, innig. Sie hatte geschrieben: „Komme zu mir!“ Und nun schrieb Madeleine: „Komme du . . .“ und bedauerte das, kaum, daß der Brief ihr Haus verlassen hatte.

Sie bedauerte es und sann doch nach, wann sie Antwort erhalten könne? Sie hoffte, Odile würde ihr geliebtes Paris nicht mit dem todeseinsamen Alpental, ihr reizendes Hotel in der Avenue Kleber keinesfalls mit dem Aufenthalt in der kleinen Villa Lintal vertauschen — und sie fürchtete sich doch vor dem, nach Peau d'Espagne duftenden Briefchen: ‚Leider . . . leider, meine geliebte, einzige Madeleine, bin ich verhindert . . .‘

Als dann, drei Tage später, eine Depesche eintraf: ‚Am 2. in Bahl. Hole mich ab‘, war zuerst nur ein großer Schreck in ihr. Der Schrecken, gewaltsam aus dem Netz herausgerissen zu werden, in das sie sich eingesponnen hatte. Es kam ihr fast vor wie eine Entheiligung ihres Kummers, daß sie sich dies Weltkind eingeladen hatte — angesichts des Grabhügels am Fuße des Branca.

Die kurze Tagereise über den Tonale-Paß, das unvermeidliche Zusammenkommen mit Fremden und, mehr fast noch, drüben in Bahl mit oberflächlich Bekannten, die Vorbereitungen für die Aufnahme der verwöhnten Odile -- das alles erschien ihr fürchterlich.

Aber es ließ sich ja nicht vermeiden, leider!

Und als sie erst begann, sich ein wenig in ihrem öden Hauswesen umzutun, der Freundin wenigstens ein einigermaßen behagliches Nestchen zu bereiten, da merkte sie doch mit Staunen, wie die Stunden flogen. Und sie staunte noch mehr, als sie im Postwagen saß, wie neu die Welt da draußen auf sie wirkte, fast, als ob sie zum ersten und nicht schon zum zwanzigsten Male die Fahrt über die alte Poststraße machte: das schmale, tiefe Divorcatal hinauf, an den verfallenen Wachttürmen der Cialdinis vorbei, durch die wilden Schluchten des Gando. Für alles und jedes war ihr Auge offen: für die ersten Walliser Häuser und die originellen, zum Schutz gegen Mäuse auf pilzförmige, hohe Steine gestellten Vorratskammern, in denen die armen Bergbauern ihren höchsten Schatz, den köstlichen Käse, konservieren; für die seltsamen Windungen der steilansteigenden Straße, die kühnen Schutzbauten gegen den Lawinenfall; für das große Hospital und die gastfreien Mönche an der Paßhöhe —

Noch deckte hier oben, auf zweitausend Meter Höhe, der Schnee die Hänge, nur dann und wann ein Stück braunschwarzen Felsens freigebend. Aber die Sonne schien so kräftig, es war so warm, daß Madeleine ihren Sitz im geschützten Coupé mit einem anderen in der offenen Beichaise vertauschte. Sie konnte sich nicht sattatmen in dieser klaren, herrlichen Bergluft, nicht sattschauen an dem erhabenen Panorama der Eisgiganten dort drüben jenseits des Rhonetales, an dem sonnigen, blauen Himmelszelt im unermeßlichen Rund.

Die gehobene Stimmung in ihr hielt an, während die Post die weitausholenden Serpentinen hinabrollte, durch die Steinöde zuerst noch, durch grünen Tannen- und Lerchenforst

dann, der sie wie ein alter Freund aus der Heimat grüßte. Selbst dem schnellen und schnelleren Trab der fünf Pferde, dem munteren Peitschenknall des Schwagers auf dem Bock, seinem behaglichen Geschwätz mit dem Kondukteur brachte sie Interesse entgegen — und dazwischen besann sie sich auf manch kleinen Zug in Odiles Wesen, gedachte deren heiteren Temperaments, begann sich auf das Wiedersehen mit der Freundin zu freuen.

Bis sich das breite Tal vor ihr weitet, sie hinabschauen mußte auf die umfangreichen Baulichkeiten der Installation, auf den Rauchschwaden, der sich aus dem Tunneleingang hob, auf den Materialienzug, der gerad' im Stollen verschwand — bis endlich Le Sueur vor ihr stand in der Vorhalle des Hotel d'Angleterre, mit überlegener Miene sich verbeugend, die brillantenfunkelnde Hand am Spitzbart!

Mit einem Schlage fühlte sie sich zurückgeschleudert um Tage, Wochen. All das bißchen Freudigkeit, das über sie gekommen war, fiel von ihr ab; das freiere Aufatmen erlahmte —

Sie war wieder Madeleine Lintal, ganz des Mannes Tochter, der dort unten unter den Bergen, deren sie heute sich erfreut, seinen Tod gefunden hatte. Die Lippen zusammengepreßt, das Haupt stolz aufgerichtet, so schritt sie auf ihr Zimmer.

Aber als sie allein war, sich selbst überlassen, da kamen ihr plötzlich die Tränen. Zum ersten Male seit langer, langer Zeit. — — —

Der Zug von Genf traf erst in später Abendstunde in Bahl ein.

So konnte Madeleine ſich dem nicht entziehen, daß ihr Le Sueur vorher bei dem Diner im großen Speiſeſaale Geſellſchaft leiſtete. Sie wollte es auch nicht; denn nun war doch ſchon wieder der ſtarke Drang



in ihr, von dem Leiter der nördlichen Tunnelhälfte Näheres über den Stand der Arbeiten . . . über Matthiesens neuere Mißerfolge zu hören, in Le Sueurs spöttischem Gesicht zu lesen, was er nicht aussprechen mochte.

Doch er war zwar außerordentlich höflich, verbindlich, galant —, aber er war noch weitaus zurückhaltender. Sie suchte vergebens, ihm beizukommen, Tatsächliches aus ihm herauszulocken. Er sprach wohl in halben Tönen, wie er sie liebte, von seinem „unvergeßlichen, unsterblichen, unübertrefflichen Meister“; er sprach auch von den vielen Neuerungen, die „die Zeit“ mit sich gebracht hätte und die „allen Beteiligten“ ein Übermaß von Arbeit auflüden; es fehlte in seinen Worten nicht an einigen spitzen Pfeilen über die eingebildete Präponderanz der germanischen Rasse und an einigen auf dem Altar des engeren Vaterlandes dargebrachten Lorbeerzweigen. Aber das, worauf es ihr ankam, umging er mit geradezu diplomatischer Geschicklichkeit. Der Name Matthiesen fiel nicht von seinen Lippen.

Mit den Zähnen hätte sie knirschen mögen: fragen konnte sie doch nicht!

Als sie sich endlich von der Tafel erhob, hatte sie die widerwärtige Empfindung: dieser Mann da ist doch auch nur ein Kriecher, ein um Tagesgunst feilschender Streber! Zugleich die andere, die sie noch tiefer erregte: wovor beugt er sich denn eigentlich? Vor der besseren Einsicht? Vor einem unbeugsamen Willen, einer straffen Disziplin . . . Oder gar vor beiden? Und während sie im rasselnden Hotelwagen über das berühmte Bahlsche Pflaster dem Bahnhof zurollte, um Odile abzuholen, sah sie im Geiste die hohe Gestalt, den

breiten, steifen Nacken, das energische Gesicht mit der kühn geschwungenen Adlernase, die blauen Augen auftauchen, die so scharf wie geschliffener Stahl blicken konnten . . . o, wie sie ihn haßte, diesen deutschen Barbaren! Wie eine Agrippina die Germanen, als die Schreckenskunde in die Stadt der Städte drang, daß die Blüte der römischen Ritterschaft unter den Kurzschwertern der Cherusker verblutet sei . . . wie die französischen Frauen die deutschen Landwehren, als ihre Söhne auf den Feldern von Leipzig den Tod für den großen Korsen fanden . . . wie jenes Edelfräulein aus der Beauce, deren Vater, Bruder und Bräutigam vor den Mauern von Beaune la Rolande von deutschen Kugeln zerrissen wurden, und die selbst zum Chassepot griff, sich als Mann verkleidete, die Teuren an den Unterdrückern des Vaterlandes zu rächen!

Den Unterdrückern! Drückte denn nicht auch er alles neben sich nieder mit seiner brutalen Willenskraft?!

Und sie dachte schaudernd daran, daß sie einst trotz allen inneren Widerstrebens mit heimlichem Wohlwollen auf diesen schlanken, starken Mann geschaut hatte, verstohlen in seine großen energischen Augen, daß sie einst gern dem Klange der festen sonoren Stimme lauschte . . .

Gottlob: diese Gefahr war vorüber! Für immer . . . für immer und ewig! Aber die Erkenntnis, die die Gefahr aus dem Wege räumte: wahrlich, sie war schwer erkauft!

Am nächsten Morgen — es war nicht ganz leicht gewesen, die Pariserin rechtzeitig genug für die Frühpost aus den Federn zu bringen — fuhr Madeleine mit der Freundin nach Usella zurück. Die kleine Gräfin, anfangs noch etwas verschlafen und teilnahmlos, gähnte von Zeit zu Zeit ebenso

unbefangen wie graziös und räkelte sich wie ein Kätzchen in ihrer Ecke unter den warmen Hüllen. Madeleine konnte sich nicht satt sehen an dem feinen Gesicht, das sich so kokett aus dem weichen Sealskinkragen hob, dem zierlichen Näschen, den schöngeschwungenen Lippen, dem zierlichen Kinn, dem ganzen anmutigen Profil. Odile hatte schon gestern Abend ihr ganzes Herz wiedergewonnen. Sie fand sie so herzlich, so frisch, so liebenswürdig, so heiter, wie nur je in der gemeinsam verlebten Pensionszeit, so mädchenhaft trotz ihrer Witwenschaft. Nur noch hübscher geworden war sie in den letzten Jahren, das Gesicht hatte mehr Prägung erhalten, die Gestalt bei aller Schlankheit etwas rundere Formen. Und chic war Odile! Madeleine mußte leise lächeln. Dies taubengraue Reisekleid war sicher von Radfern, dem großen Künstler in der Rue Rivoli, das entzückende Hütchen auf dem vollen, blauschwarzen Haar von Delion in der Passage Jouffroy, die Handschuhe von Perrin — lieber Himmel, wie weit lag dies hinter ihr selbst! Und dann mußte sie wieder lächeln, wenn sie an die drei großen Reisekoffer Odiles dachte und an Marion, die elegante Kammerfrau . . . wie sich das alles wohl ausnehmen würde im weltfernen Divorcatal?

Allmählich wurde die Gräfin munter, schaute um sich — immer noch die großen dunklen Kinderaugen von ehedem! —, begann zu plaudern. Ganz wie einst: sie plauderte auch über die ernstesten Dinge. Madeleine kannte das schon — bei bei Odile bedingte ausnahmsweise der leichte Ton nicht immer die Oberflächlichkeit der Gedanken, des Fühlens. Auch für ernstere Dinge liebte sie, fand sie zierliche, eigene Wendungen. Und dann, oft mitten im Satz, gewann ihr helles Organ bis-

weilen eine tiefere, wärmere Färbung, wie jetzt, als sie sagte: „. . . und hier, tief . . . wohl tausend Meter unter uns meißelt sich der Bergmann nun den neuen Weg durch die Felsen? Ah . . . warum nur? Wie schön ist es hier oben in dieser herrlichen Luft, zwischen diesen gewaltigen Hängen . . . und wie dunkel und traurig wird einst die Fahrt durch den Tunnel sein.“ Und dann, ganz kurz: „Ah, Madeleine, liebe Madeleine, wie oft habe ich an deinen Vater gedacht! Weißt du . . . immer in der einen Erinnerung: Da hast du doch einmal einen ganzen Mann kennen gelernt.“ Und gleich wieder, mit etwas spöttischem Lächeln: „Sie sind so selten . . . ganze Männer. Es scheint, sie werden immer seltener. Bei uns wenigstens. Wie sie umherschleichen auf den Boulevards und von Salon zu Salon. Unsere gefälligen Diener, unsere Sklaven . . . sehr schön! Aber . . . weißt du, Madeleine . . . manchmal möchte man sich danach sehnen, zu den Zeiten der Urahnen geboren zu sein, wo der Herr noch wirklich der Herr war, der anstatt Lackschuhchen Ritterstiefeln, anstatt des Smoking ein festes Wams trug und sagen konnte: ich will! Mein guter Leon . . . er war wirklich ein guter, lieber Mensch, viel besser, als ich zu hoffen wagte. Von den Augen suchte er mir jeden Wunsch abzulesen. Und dabei hätte ich oft beide Arme zum Himmel heben mögen: wenn er doch nur ein einziges Mal mir gegenüber einen festen, eigenen Willen zeigen wollte! Verstehst du, Madeleine: anstatt Petit fours und Pralinées nur einmal die Peitsche! Symbolisch genommen, natürlich . . .“

Langsam kroch die Post zur Paßhöhe hinan. In der letzten Nacht war hier oben frischer Schnee gefallen. Wie

ein einziges schlohweißes Gewand lag er über der Felsöde, deckte die Schluchten, überkrustete jeden Stein, hing zwischen den Zweigen und den grünen Nadeln der letzten Föhren. Nun schien die Sonne aus blauem Himmel und überrieselte alle Hänge mit leuchtenden Strahlen. Es flimmerte und glitzerte ringsum, so weit das Auge schweifte, von Milliarden Kristallen, bis hinauf zu den ewigen Gletschern.

Madeleine hatte wenig gesprochen. Ihr war es schon ein so lang entbehrter Genuß, einer lieben Stimme zu horchen. Jetzt verstummte auch die Gräfin. Sie saßen schweigend nebeneinander, ganz unter dem überwältigenden Eindruck der großen Natur. Nur zuweilen, wenn bei einer neuen Wegwendung ein neues Bild sich erschloß, als die erstarrten Abflüsse des Kraukugletschers gleich strahlenden Silberbändern aufleuchteten, als die Sonne in den tausend Eiszapfen reflektierte, die der eingefrorene Wassersturz an dem großen Lawinenschutzdach zu abenteuerlichen Stalaktiten geformt hatte, flüsterte Odile: „Sieh doch nur . . . wie schön . . . wie schön . . .“

In Altern, dicht hinter der Paßhöhe, wo die Posten von Nord und Süd sich kreuzten, wollten die Freundinnen die kurze Rast zu dem üblichen Frühstücksimbiß benutzen.

Als Madeleine in das kleine, peinlich saubere Gastzimmer trat, wo sie manches Mal mit dem Vater gesessen hatte, stockte ihr Fuß —

An dem einen der beiden Tische saß quervor Bruno Matthiesen, neben ihm seine blonde Schwester!

Madeleine faßte sich sofort. Während Matthiesen sich erhob und sich sehr formell verbeugte, schritt sie, mit einem

kaum bemerkbaren Neigen des Hauptes, dem zweiten Tisch zu.

Sie mochte gehofft haben, Odile, die sich noch mit Hilfe der Wirtin aus ihren kostbaren Hüllen schälte, hätte die kleine Szene nicht bemerkt. Aber sie irrte. Kaum saß die Gräfin neben ihr, so fragte sie leise: „Wer ist der Herr dort drüben, der dich grüßte?“

„Ein Beamter der Tunnelbau-Gesellschaft.“ Es sollte ganz gelassen, ganz gleichgültig gesagt sein, aber der Pariserin mußte der tonlose Klang der Worte doch auffallen. Einen Augenblick schien sie völlig mit ihren erstarrten, winzigen Händen beschäftigt, hauchte sie an, rieb sie gegeneinander. Dann fragte sie, nach einem kurzen, schnellen Blick erst in Madeleines Gesicht, dann auf Matthiesen: „Wie heißt er? Ist die hübsche Kleine neben ihm seine Frau? Ist er ein Schweizer?“

„Drei Fragen auf einmal, Odile — ein wenig viel, finde ich!“ Madeleine versuchte zu scherzen, aber es gelang ihr schlecht. Es kam so gezwungen, widerwillig heraus. „Matthiesen heißt der Herr. Du wirst wohl den Namen kaum aussprechen können. Die Dame kenne ich nicht persönlich. Ich glaube aber, es ist seine Schwester. Er ist unverheiratet. Und zuletzt — es dürfte deinem ganzen Interesse an dem Herrn dort einen Dämpfer aufsetzen: er ist Deutscher — Stockdeutscher — sogar preußischer Mobilgarden-Hauptmann oder etwas ähnliches.“

Die Gräfin löffelte ein wenig Suppe, aber die Küche der braven Wirtin schien ihrem verwöhnten Gaumen nicht zuzusagen. Sie löste von ihrer Chatelaine die langgestielte



Lorgnette aus Tulasilber, beäugte recht ungeniert die ganze kleine Gesellschaft und dann besonders aufmerksam den blonden Hünen an der Querseite des anderen Tisches.

Madeleine hatte sich tief über ihren Teller gebeugt, als beschäftigte sie lediglich ihr gesunder Appetit. Dabei war ihr, als müsse sie an jedem Stück Weißbrot ersticken. Ein Glück nur, daß sie am zweiten Tisch ganz allein saßen!

Nun schob Odile ihre Augengläser zusammen, aß einige Brocken, trank einen Schluck Walliser Rotwein, kräuselte ihre Lippen ein wenig zu einem feinen Lächeln und flüsterte wieder: „Ma chère . . . warum betonst du das eigentlich so großartig . . . ‚ein Stockdeutscher!‘ ‚Sogar ein preußischer Mobilgarden-Hauptmann!‘ . . . Wenn du noch sagtest: ein englischer Snob . . . ein gieriger Burenmörder . . . ein — ein Faschoda-Ungeheuer — —“

Diesmal klang es doch sehr scharf und sicher, als Madeleine erwiderte: „Ich denke, du kennst meine politischen Ansichten, liebe Odile. Ich kann unmöglich annehmen, daß du die deinen geändert hast!“

Aber die Gräfin lachte nur leise: „Herzchen, du lebst wirklich außerhalb der Welt. Das konserviert gewiß die Schönheit — wie ich an dir sehe — aber es konserviert auch die antiquiertesten Anschauungen. Hilf Himmel, wir lieben diese Deutschen ja nicht. Vielleicht sagt mancher sogar: ‚noch nicht‘. Aber hassen, wie ehedem? Pah — wenn du im Sommer zu mir kommst, zur Ausstellung, dann wirst du — glaub’s mir — sehen, daß dieser Haß nur noch in den überspanntesten Köpfen lebt.“

„Dann werde ich es mir zur besonderen Ehre anrechnen, meine liebe Odile, diesen überspanntesten Köpfen den meinen

zuzählen zu dürfen!" Madeleine schwieg, hochaufatmend, einen Augenblick. Dann setzte sie mit starker Betonung hinzu: „Ich habe sie kennen gelernt ... diese Deutschen! Und hassen ... hassen!"

Im Flur erschien der Postkondukteur und mahnte die Passagiere nach Bahl zum Aufbruch. Matthiesen hatte sich schon erhoben, bezahlte stehend seine Rechnung, half der Schwester in den Mantel. Dann ging er, sich wieder ganz formell verneigend, an Madeleine vorüber zur Tür. Sie ignorierte seine Höflichkeit, indem sie sich tief über ihr Gedeck beugte. Aber die Gräfin hatte keine Auge von seiner hohen, schlanken, alle anderen Gäste um mehr als Kopflänge überragenden Gestalt gewandt und von seinem energischen Gesicht.

Als er und seine Schwester das Zimmer verlassen hatten, legte sie ihre Hand auf den Arm ihrer Freundin: „Dieser Herr ... wie nanntest du ihn doch ... Matthi ... esen ... wirklich ein Name zum Zungenzerbrechen ... dieser Herr, meine liebe Madeleine, das — ist ein Mann!"

Madeleine Lintal erhob sich brüsk. Sie schob den Stuhl fast bis zur Wand zurück, ging mit ihren großen Schritten bis zum Fenster, kehrte sofort um, trat an den Mantelständer, als suche sie nach ihrem Pelz. Das Zimmer hatte sich ganz geleert. Odile knabberte ruhig an dem Restchen eines Biskuits, das sie in ihrem Glase anfeuchtete. Sie lächelte ...

Plötzlich stand Madeleine wieder neben ihr. Und sie raunte heftig zwischen den halbgeschlossenen Zähnen: „Jawohl ... du hast recht: dieser Herr Matthiesen ist ein Mann. Solch ein Mann, wie du ihn vorhin schildertest: die Peitsche anstatt Zuckerbrot! Ein rücksichtsloser, brutaler Egoist, ein kaltherziger Streber, der über Leichen geht, um sein Ziel

zu erreichen! Und damit genug von ihm — ein- für alle-mal — ich bitte dich!"

Ganz langsam drehte Odile der Freundin ihr rosiges Kindergesicht zu, zwischen den Lippen noch das letzte Stückchen Biskuit. Ganz langsam hob sie die langbewimperten Lider und sah Madeleine mit ihren klugen, dunklen Augen voll ins Gesicht. Einen Moment spielte noch das etwas spöttische Lächeln um ihren Mund. Dann erstarb es, sie sagte ganz ernst: „Also doch ein Mann! Ein ganzer Mann! Und der Rest . . . ist Schweigen? Gut also: Nous verrons, ma chère!" Hastig sprang sie auf: „Komm — komm! Unser Wagen wartet gewiß schon. Komm, meine geliebte, törichte Madeleine!"

VII.

Matthiesen kehrte, sachlich leidlich befriedigt, von seiner Inspektionsreise von Bahl zurück. Mit der Überzeugung, daß er dort zwar keine Freunde gewonnen habe daß man nach wie vor seine Weisungen anfechten, bekritteln, sein „System“, wie Le Sueur zu sagen liebte, mißbilligen würde, daß er aber auf Gehorsam rechnen könne. Den positiven Widerstand hatte er durch kühle, ruhige Entschiedenheit gebrochen. So mißlich die unfrohe, zweifelsüchtige Mitarbeit war — er mußte sie hinnehmen. Die Stunde, meinte er, werde ja doch kommen, wo die zweifelnden sich bekehrten, die Unfrohen freudig der gesicherten Vollendung des Werkes entgegensehen würden.

Auch Oberst Sicher war in Bahl gewesen, und seine gewichtige Stimme hatte Matthiesen kräftig unterstützt. Je länger, desto mehr fühlte der Oberingenieur, daß er auf Sicher unbedingt rechnen konnte. Es war in gemeinsamer Beratung, aber im scharfen Anschluß an die Vorschläge Matthiesens ein umfassendes Arbeitsprogramm für die nächste Zeit aufgestellt worden: Langsames Vorgehen des Hauptstollens; energische Arbeit im Parallelstollen. Der Zeitverlust vor Ort sollte durch stärkere Betreibung des Vollausbruches im Hauptstollen zum ganzen Tunnelprofil eingebracht werden, für den die sofortige Beschaffung elektrischer Bohrmaschinen

von Siemens u. Halske beschlossen wurde. Der Anwendung der elektrischen Kraft wurde überhaupt ein breiterer Raum zugestanden, auch die Arbeitsstätten im Tunnel sollten elektrisch beleuchtet, dazu die elektrischen Zentralen in Usella und Bahl wesentlichen vergrößert werden.

Mit allem war Oberst Sicher einverstanden. Es erfüllte Matthiesen doch mit froher Genugtuung, daß all die Vorschläge, die er in schlaflosen Nächten, in hartem Sinnen am Arbeitstisch entworfen, sich nun verwirklichen sollten.

Nur in einem gab der kühle Geschäftsmann nur mit sichtbarem Zögern nach. Von den umfassenden Wohlfahrtseinrichtungen wollte er nicht allzuviel wissen. „Wir bezahlen gut und pünktlich — was wollen unsere Leute mehr? Alles übrige ist im Grunde ihre eigene Sache. Gewiß — ich bin nicht unbillig. Ich will unsere Pflichten nicht verkennen, diese freilich etwas neumodischen Pflichten über die Lohnzahlung hinaus! Aber, mein lieber Herr Matthiesen, alles hat seine Grenzen. Sie ziehen mir diese zu weit, sie verhätscheln mir die Leute geradezu. Mein Himmel, wenn ich so denke, was der alte Favre für ein Gesicht gemacht hätte, wenn Sie ihm mit ihrem Badeerlaß gekommen wären! Na ja . . . andere Zeiten, andere Sitten! Wie die Unternehmung dabei fährt, wissen die Götter . . .“

Schließlich hatte er doch nachgegeben . . . „Indemnität bewilligt,“ wie er lachend erklärte. „Am Ende . . . jeder von uns hat seinen Tollpunkt. Wir wollen nur eine feste Grenze ziehen, nicht ins Uferlose hineinsteuern. Geht nachher das ganze Unternehmen in die Brüche, dann hat wenigstens jeder Aufsichtsrat ein Häuschen, eine Badezelle und ein ge-

sichertes Hospitalbett, um je nach Bedarf in einem von diesen über die Vergänglichkeit des irdischen Glücks nachzudenken —"

Matthiesen ging mit fieberhaftem Eifer an die neuen Aufgaben. Es war ihm, als zerrinne die kostbare Zeit ihm unter den Händen, als müsse er sie festhalten, jede Stunde nutzen. Am frühen Morgen ins Bureau, um die Mittagsstunde in den Stollen — dann wieder Sitzungen und Beratungen mit den Beamten, Inspizieren der Werkstätten — abends stundenlange Arbeit am Schreibtisch, bis Gertrud kam und ihm das elektrische Licht ausdrehte: „Nun aber Schluß, mein Lieber. Bedenke, daß du auch nur eines Menschen Kraft hast."

Dann saßen die Geschwister wohl noch ein Viertelstündchen am glimmenden Ofen und besprachen dies und jenes: von den Kranken drüben im anderen Flügel, deren Zahl leider immer noch nicht wesentlich abnahm: vom alten Cialdini, dessen Drehbank leise heraufdröhnte; von der Heimat —

Einmal hatte er die Schwester gefragt: „Ist's dir auch nicht zu einsam hier? Gereut's dich nicht, hergekommen zu sein, Trude?"

Da gab sie ehrlich zurück: „Anfangs dachte ich wohl, ich hielt's nicht aus. Ich meinte immer, die Felswände müßten herabstürzen und mich erdrücken. Aber jetzt — jetzt —"

Sie brach plötzlich ab, und er sah im Halblicht des Ofenfeuers, wie eine leichte, rosige Röte in ihrem Gesicht emporstieg. Sie glaubte sich ganz unbeobachtet — ein süßes Lächeln spielte um ihre Lippen. Und er forschte nicht weiter. Er wußte, die kleine Schwester hielt schon fest, was ihr eigen geworden war, sie fand von selbst ihren Weg —

„Ja jetzt —“ sagte er nur — „jetzt kommt der Frühling.“

Er selber freilich merkte es kaum, daß sich die Hänge mit frischem Grün bedeckten, daß aus jedem Felsblock, an jedem Spalt die Ranken emporschossen zum Licht, die Veilchen blühten, die Heckenrosen längst knospeten, die vollen, schlanken Dolden des Steinbrech sich erschlossen. Er bemerkte nicht, wie die Sonne täglich höher und höher stieg, die ersten farbenprächtigen Schmetterlinge sich in den Weiden zeigten, und wie es in den Büschen und Wipfeln um das graue Schloß von hundert Vogelstimmen jubilierte.

Sein Sinnen war nur im dunklen Berg, in der ewigen Nacht. Als ob er alle anderen Gedanken in der Arbeit ertöten wolle.

Das Vordringen im Parallelstollen ging ihm zu langsam. So entschloß er sich, ihn auch von dem Innern aus angreifen zu lassen, an vier Stellen zugleich, mittelst einzelner Durchschläge, von denen aus gleichmäßig nach vor- und rückwärts gearbeitet werden sollte.

Aber zum erstenmal stieß er hierbei auf mehr als passiven Widerstand. Er hatte vorausgesehen, daß die künstliche Ventilation in diesem Seitenstollen fast versagen mußte, daß es galt, den Mißstand in den Kauf zu nehmen, der ja in diesem Fall nur ein vorübergehender sein konnte. Er hatte auch die Schichtdauer aufs äußerste abgekürzt, als er mit fünf Arbeitsteten zugleich seinen neuen Plan ins Werk setzte. Doch selbst der alte Stamm, die Garde der Arbeiter, schien sich ihm versagen zu wollen.

Matthiesen war selbst mit eingefahren.

Trotzdem er fast täglich vor Ort war, konnte er noch immer nicht die Erinnerung an jene schreckensvollen Nachtstunden verwinden, in denen Lintal mit ihm zum letztenmal den Weg vom Bahnhof bis zur Arbeitsspitze durchmessen hatte, die Erinnerung an die entsetzlichen Augenblicke, in denen er den Todwunden unter dem stürzenden Gestein hervorriß. So stark er seine Nerven glaubte, er mußte sie immer von neuem niederkämpfen, wenn er an dem kleinen Dynamitmagazin vorüberschritt, vor dem Lintal seinen Atem ausgehaucht hatte.

Auch heute war er der inneren Erregung nicht ganz Herr.

Er war mit Arnold bis zur vordersten Durchschlagsstelle gefahren. Die Arbeiter standen unschlüssig zur Seite, hockten auf dem Material umher, zerrten mit verdrossenen Mienen an den Lampendochten. Stumm noch, doch unverkennbar mürrisch, widerwillig, trotzig —

Der Capo Giovanni ging von einem zum andern, raunte, flüsterte, drohte mit beweglicher Gestikulation. Aber die Leute zogen die Achseln hoch; die einen starrten vor sich hin, andere lächelten höhnisch.

Ein paar Augenblicke stand Matthiesen schweigend mitten unter ihnen. Mit fest zusammengepreßten Lippen.

Er fühlte, daß er den Arbeitern viel zumutete. Die Luft war zum Ersticken, die Temperatur an vierzig Grad; ihm selbst perlte der Schweiß aus jeder Hautpore.

Aber er fühlte auch, daß der Augenblick entscheidend war.

Noch einmal sah er um sich auf die fünfzehn, zwanzig Männer, die teils neben der Bohrmaschine standen, teils auf

ihre Hauen gestützt an den feuchten Wänden lehnten. Im düster flackernden Licht maß er jeden einzelnen.

Dann richtete er sich plötzlich auf.

„Vorwärts, Arnold! Avanti, Giovanni!“

Und mit seinen Riesenkräften stemmte er sich gegen den Bohrwagen; Arnold und der Capo griffen zu ... schwer langsam schob sich der Wagen gegen den Felsen. Die Arbeiter wichen zurück. Aber als Matthiesen sich niederbeugte, um die Schläuche der Druckwasserleitung an die Maschine zu legen, hörte er hinter sich ein kurzes Auflachen. Und wie er sich umwandte, sah er das grinsende, höhnische Gesicht eines jungen Sizilianers —

Da übermannte ihn plötzlich der furor teutonicus. Ohne sich die möglichen Folgen zu überlegen, holte er aus und schlug dem Laffen hinter die Ohren. Im gleichen Augenblick blitzte auch schon eine Klinge. Aber Matthiesen griff, noch ehe Arnold dazwischen springen konnte, nach der Hand des Burschen, umspannte sie fest und preßte sie wie im Schraubstock zusammen, bis das Messer klirrend zu Boden fiel.

Er war vollkommen darauf gefaßt, daß die übrigen Arbeiter über ihn herfallen würden. Während er die Hand des jungen Menschen freigab, dachte er nur daran: wie verkaufst du dein Leben am teuersten! Und dann: wie kommt der Arnold am besten davon? Aber es geschah nichts — gar nichts —

Der Sizilianer betrachtete mit verzerrtem Gesicht seine Hand; die anderen standen noch einen Augenblick wie starr.

Plötzlich brachen sie in ein lautes Gelächter aus, drängten den Missetäter zur Seite und legten Hand an die Bohrmaschine — in der nächsten Sekunde schon knirschte der



Stahl gegen den Fels. Und dann erst trat einer von ihnen zu Matthiesen und bat: „Signor . . . dem Luigi geschah sein Recht. Aber Signor haben eine verd— harte Faust — corpo di bacco — wollen Sie dem Luigi nicht das . . . das mit dem Messer vergeben? Schließlich . . . es wehrt sich eben jeder, wie er kann . . ."

Wieder lachten die anderen, und Matthiesen lachte mit. Er nickte . . . da stand immer noch der Luigi und rieb sich die Finger, und der Stahl kroch malmend in das Gestein, und das Wasser aus den Kolben strudelte zwischen den Füßen der Arbeiter —

Was wollte er mehr? Er hatte noch einmal gewonnen. Die Art, wie er's erreicht, behagte ihm selbst herzlich wenig — aber er mußte zufrieden sein. Als er mit Arnold zur nächsten Arbeitsstete ging, machte ihn der Bauführer, sichtlich besorgt, auf das heimtückische Gesicht des Sizilianers aufmerksam. „Er vergißt Ihnen die wohlverdiente Ohrfeige nie, Herr Matthiesen. Sie sollten ihn doch lieber dem Gendarm übergeben . . ."

„Nein, Kollege . . . nein!"

„Oder ihn wenigstens am nächsten Lohntage entlassen . . ."

Matthiesen schüttelte hartnäckig den Kopf.

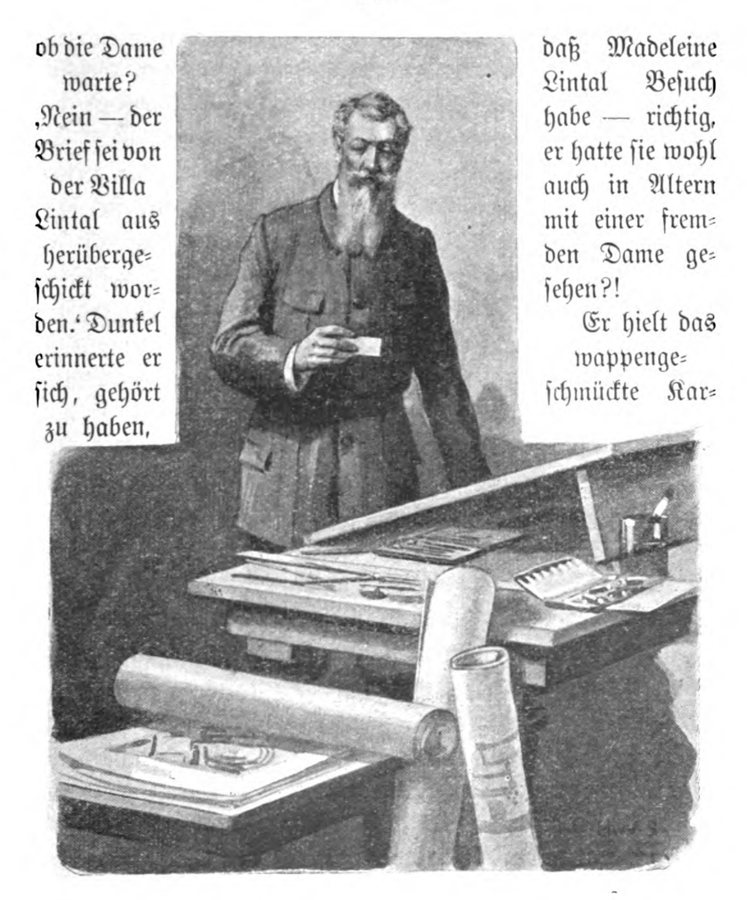
„Begraben wir die Geschichte, lieber Arnold —"

Am Nachmittag fand er auf seinem Arbeitstisch im Bureau ein kleines, schwarzumrändertes, duftiges Kärtchen:

„Comteß Odile Beauvau bittet um die Erlaubnis, die Arbeiten im Tunnel besichtigen zu dürfen, und würde für sachverständige, liebenswürdige Führung ungemein dankbar sein."

Ähnliche Gesuche waren nicht selten. Der Name war ihm unbekannt. So klingelte er dem Bureaudiener und fragte,

ob die Dame warte? ‚Nein — der Brief sei von der Villa Lintal aus herübergeschickt worden.‘ Dunkel erinnerte er sich, gehört zu haben, daß Madeleine Lintal Besuch habe — richtig, er hatte sie wohl auch in Altern mit einer fremden Dame gesehen?!



Er hielt das wappengeschmückte Kartonblättchen ein paar Minuten unschlüssig in der Hand, obwohl es zu seiner Erledigung eigentlich gar keines Entschlusses bedurfte. Erst nach einer ganzen Weile schrieb er sein „Ge-

nehmigt!“ unter die Karte und sandte sie, wieder nach einigem Überlegen, an Gardoni „zur Benachrichtigung der Gesuchstellerin und weiteren Veranlassung; ich stelle anheim, die Führung der Dame selbst zu übernehmen“.

Die rein geschäftsmäßige Erledigung einer ganz gleichgültigen Angelegenheit! Aber sie regte ihn mehr auf, fiel ihm stärker auf die Nerven, als der unangenehme Vorfall im Stollen. Seine Gedanken kehrten immer wieder zu dem kleinen Briefe zurück. Er hatte sich so mühsam, in betäubender Arbeitshast, innerlich leidlich frei gemacht, glaubte wenigstens, sich frei gemacht zu haben — nun schlug dies winzige Blättchen Papier wieder eine Brücke zur Vergangenheit — nur weil es aus Madeleine Lintals Hause zu ihm in das Geschäftszimmer geflattert war, weil ihre Hände es vielleicht berührt, ihre Augen auf ihm geruht hatten.

Das Billet der Französin verdroß Matthiesen, er ärgerte sich über sich selbst. Aber er kam nicht los von seiner Gedankenreihe; der Versuch, sich ganz in seine Arbeit zu versenken, mißglückte heute vollständig. Schließlich gab er es auf, schob seine Akten zusammen und entschloß sich, eine Stunde in die freie Luft zu gehen.

Als er draußen stand, kam wieder eine eigene, ihm sonst so ganz fremde Unschlüssigkeit über ihn. Er war kein Naturschwärmer; durchaus nicht unempfänglich für Landschaftsschönheit, hatte er doch für deren feinere Nuancierung nur geringes Verständnis. Ein Mann der harten Arbeit, war ihm stets das gelegentliche Spazierengehen mehr eine Notwendigkeit, als ein Genuß erschienen, so daß Gertrud ihn wohl dann und wann zu einem ‚Gesundheitsmarsch‘, wie sie es nannte,

kommandierte. Wohin dieser ihn führte, war ihm ziemlich gleichgültig.

Heut schwankte er dennoch, ohne zu wissen, warum? Und als er sich endlich für das enge Seitental, das Val Antrona, entschied, war's, ohne zu wissen weshalb? Er raste auch die erste Wegstrecke in einem Tempo vorwärts, daß ihm ein paar Arbeiterfrauen, an denen er vorbeikam, ganz verwundert nachstarrten. Erst als er, hinter dem Branca abbiegend, halb zufällig den steilen Saumpfad einschlug, der zu dem auf halber Berghöhe liegenden Weiler Antrona führt, mäßigte er seine Schritte.

Und wie er nun langsam bergan stieg, die milde, würzige Luft in vollen Zügen einatmend, da sah er ganz erstaunt herab. Auf die schmale grüne Fläche unten, in der sich die kleine Antrona wirklich wie ein Silberband hindurchwand, auf die blühenden Büsche am Wege und das maienfrische Heckengrün, das sproß und sich drängte in junger Fülle. Auf das blaue Himmelsrund oben und die Steine zu seinen Füßen, zwischen denen überall die harten, kleinen Gräser empor zum Licht schossen. War es denn wirklich schon Frühling geworden?

Es wollte ihm gar nicht in den Sinn. Schon ein halbes Jahr fast, daß Lintal gestorben! Wie die Zeit doch verronnen war.

Er blieb stehen, schob den Hut tief in den Nacken, zog im Spiel ein paar Zweigspitzen vom Heckenrand heraus und beschaute die Blätter, als ob es Wunderwerke seien, die er zum erstenmale sähe. Ein Marienkäfer saß auf dem einen Blatt . . . geduldig wartete Matthiesen, bis das Tierchen die

rotschillernden Flügel breitete und davonflog. Auch ein Frühlingsbote —

Wieder stieg er ein Stück bergauf, wieder hielt er an, pflückte einen Myrtenzweig aus einer Felsspalte, ließ ihn langsam durch die Finger gleiten, befühlte die kleinen vollen Blütenknospen. Nicht lange, und sie mußten aufbrechen. Vielleicht schon über Nacht —

Merkwürdig, ganz merkwürdig kam ihm das heut alles vor. Auch das selbst, daß ihn eine so eigne weiche Stimmung beschlich. War das auch der Frühling?

Er ging langsam weiter. Immer dicht längs der Hecke, aus der ihm ein seltsamer Duft entgegenhauchte von jungem Grün, feuchter Erde und tausend Blüten. Hier und dort war das Laub ganz verborgen unter knospenden, halbgeöffneten, vollentfalteten Röslein. An die Heimat mußte er denken, an den nordischen Knick — wie er einst mit der Mutter draußen auf dem Lande bei Oevelgönne gewesen war, und sie zusammen einen großen Strauß Heiderosen am Rain gepflückt hatten . . .

Und dann tauchte immer wieder zwischen all dem das kleine Kartonblättchen vor seinem Auge auf. Also Madeleine war nicht mehr allein? Gräfin Beauvau . . . Odile Beauvau? Er suchte in seiner Erinnerung . . . er hatte wohl doch den Namen früher schon gehört . . . im Lintalschen Hause . . . damals . . . damals . . .

Der Pfad senkte sich zum Talgrund.

Plötzlich hörte er, von unten heraufklingend, italienische Laute. Eine helle Mädchenstimme — eine dunklere, die die fremde Sprache nicht ohne Mühe meisterte. Verstehen konnte er freilich nur einzelne Worte, die Entfernung war doch ziemlich weit

Aber als er die Zweige ein wenig auseinander bog, sah er drunten, dicht am Bach, auf einem Felsblock ein Pärchen sitzen. Er mußte lächeln —

Die kleine schwarzäugige Vesone war's — Annita, Gertruds Freundin. Und Max Pestel, der Bauführer! Schau — schau!

Sie mochten sich auf einem Spaziergang getroffen haben. Bei diesem herrlichen Frühlingswetter — es war ja kein Wunder, wenn die Annita gern einmal ihrer dumpfigen Schulstube den Rücken kehrte, und Pestel — nun der schwärmte ja für Natur . . . für alles Schöne . . . er hatte ja auch immer in anbetender Demut zu Madeleine emporgeschwärmt . . .

Aber heute schien es fast . . .

Nun, auf die gertenschlanke Annita durfte man unbedingt vertrauen . . . wenn die kleine zierliche Person Pestel gestattete, wie jetzt, ihre Hand zu küssen, dann konnte es nicht weit von der Verlobung sein.

Warum auch nicht? Ein paar glückliche Menschen mehr —

Annita schien Pestel eine kleine Unterrichtsstunde im Italienischen zu geben. Vielleicht konjugierte sie: io amo, io amerò, amiamo . . .

Oh . . . Max Pestel schien ja ein eifriger Schüler zu sein! Denn nun rutschte er plötzlich von dem gemeinsamen Felsthron herunter und kniete . . . mitten im grünen Grase . . .

Matthiesen ließ die Heckenzweige zurückschnellen.

Er stand bewegungslos mit hängendem Kopf.

In seinem Herzen war eine so große Sehnsucht, eine schmerzende Sehnsucht, daß er laut hätte aufschreien mögen —

Gertrud war nicht zu Hause, als Matthiesen heimkehrte, war zu Signora Gardoni gegangen, wie die Perle Callista kicherte „zum Tee“.

Und da fiel Matthiesen ein, daß ja auch wohl Arnold heute zu Frau Gardoni hatte gehen wollen — „zum Tee“. Auch Gertrud also . . . und Arnold . . .

Eine halbe Stunde saß er in seinem einsamen Arbeitszimmer über den Aktenstoß, den sie ihm aus dem Bureau heraufgeschickt hatten, blätterte in den Rechnungsbelegen des Genueser Spediteurs, im Monatsbericht Le Sueurs, in ein paar Eingängen von der italienischen Regierung, in den Fakturen von Siemens u. Halske.

Es ging heut nicht — er konnte nicht arbeiten —

Draußen zogen, unten am Hang junge Arbeiter vorüber, und sangen; die Post klapperte mit einem halben Dutzend Beichaisen vorbei; ein Leierkasten ließ erst das schöne Lied von der Funiculi-Funicula und dann Santa Lucia ertönen — kreischend — endlos —

Doch das war es nicht! Das störte ihn doch sonst nicht. In ihm brannte die Unrast, ein sehnsichtiges Verlangen, der Durst nach einem lieben Wort!

Endlich warf er die Arbeit zur Seite, wie vor zwei Stunden auf dem Bureau.

Er wollte hinüber zu Gardoni, unter Menschen. Gardoni war nicht sein Freund . . . immerhin bestand doch das übliche kollegiale Verkehrsverhältnis; es reichte schon, daß er um einen Platz auf der kleinen weinlaubumsponnenen Veranda an der Divorca bitten konnte.

Aber als er unten durch die düstere, kühle Halle schritt, kam ihm plötzlich ein anderer Gedanke. Es erschien ihm mit einemmale ganz unmöglich, einem fröhlichen Geplauder zu lauschen . . . oder gar verliebte Augen zu sehen. Er pochte bei seinem Hausherrn an.

Der Marchese kam ihm von seinem Lieblingsplätzchen ganz im Hintergrund des großen ‚Salons‘ aus entgegen, in dem es schon dämmerte. In dem Halblicht sah der alte Herr noch pergamentfarbener aus, als sonst, krankhaft verfallen; aber er war, in seiner förmlichen Art, liebenswürdig wie immer; es schien, als freute er sich über den Besuch.

Aus irgendeiner Ecke holte er eine verstaubte Flasche hervor und zwei feine kleine Gläschen; und sie setzten sich gegenüber in die tiefen, zerschlissenen Lehnstühle, tranken Wermut und rauchten Zigarretten, bis sie in eine tiefe schwere Wolke von süßem Rauch getaucht waren.

Nur dann und wann sprach der eine oder andere ein Wort, als wüßten sie, daß dem Gegenpart das Schweigen heut am liebsten sei.

Es war ganz dunkel geworden. Wenn der Marchese oder Matthiesen einmal ausnahmsweise eine Cigarette nicht an der anderen ansteckte, sondern einer von ihnen ein cerino, ein Wachsstreichhölzchen, auflammen ließ, leuchtete es wie ein Sternchen in der dichten Rauchwolke. Und jedesmal dann erschien der Marchese seinem Gaste noch welker, greisenhafter; als ob über das starke Knochengerüst des Gesichts nur eine Wachshaut gespannt sei. Wie ein Mumienkopf mit einem Paar lebendiger wunderschöner Augen.

So sagte er doch einmal: „Ich finde, teurer Marchese, Sie sehen nicht recht wohl aus. Fühlen sie sich nicht gut?“

„Nicht schlechter wohl als sonst, Signor. Nur . . . wissen Sie! . . . es ist eben der Frühling . . .“

Wieder, nach einer Pause, fragte Matthiesen, seltsam unsicher im Ton: „Der Frühling? Die Ärzte nennen ihn die Zeit des Gesundens . . .“

„Was wissen die Ärzte, lieber Freund? Ein wenig vielleicht von unserem elenden Körper. Von unserer Seele — nichts! Und der Frühling ... der Frühling macht kranke Seelen weh ...“

Matthiesen hatte seine Cigarette ausgehen lassen. Er saß eine Weile mit den Händen auf den Knien und starrte auf den Fußboden.

„Und doch besingen ihn alle Dichter . . . den Frühling . . .“ meinte er dann.

„Die meisten wohl nur, weil sie's anderen nachmachen. Wenige, die ganz Großen, amico, vielleicht auch . . . aus wunder Seele heraus. Denn es ist nicht anders: der Frühling weckt alle Erinnerungen, alles Leid wieder auf . . . und alle Sehnsucht. Glauben Sie einem alten Manne: hüten Sie sich vor dem Frühling!“ Der Marchese sprach es leise, flüsternd fast. Aber es hallte doch durch das ganze Gemach . . .

‚. . . Hüten Sie sich vor dem Frühling . . .‘

Es wurde wieder stille zwischen ihnen. Matthiesen war es, als formten sich aus dem schwarzen, würzigen Dampf allerlei phantastische, geheimnisvolle Unglücksrunen ... als werde auch er einst sitzen wie jener Greis und den Frühling anklagen, der die alten Schmerzen weckte. Und dann klang in seiner Seele plötzlich die seit Jahren . . . Jahren vergessene Lenausche Strophe auf . . .

„Blumen, Vögel, duftend, singend,
Seid doch nicht so ausgelassen,
Ungestüm ans Herz mir dringend —
Laßt allein mich ziehn die Straßen!

Blumen, Vögel, rings im Haine
All ihr frohen Bundgenossen,
Mahnt mich nicht, daß ich alleine
Bin vom Frühling ausgeschlossen —“

Gleich einem Bleigewicht lag es auf ihm. Er, der sich allen sentimentalen Regungen sonst so fern wußte, fühlte, wie ihm die Wimpern feucht wurden —

Nun ja! Was brauchte er sich zu schämen! Der Greis da drüben war ja auch einmal ein tapferer Krieger gewesen, hatte mit fester Stahlklinge seinen alten Namen in die Annalen des jungen Italien eingezeichnet . . . und saß nun doch, vereinsamt, und warnte: ‚Hüten Sie sich vor dem Frühling!‘

Es gibt eben ein Leid, das auch den Stärksten fällt. Vielleicht gerade die Starken, die eher brechen als sich biegen. Sie kriegen's wohl auf Zeit unter, in harter Arbeit oder auch in wildem Leichtsinn, aber es kommt immer wieder. Was so die Ärzte eine latente Krankheit nennen, die scheinbar erloschen ist, um mit einem Male neu hervorzubrechen —

Im Frühjahr! Cialdini mochte recht haben: im Frühjahr! Hütet Euch vor dem Frühling!

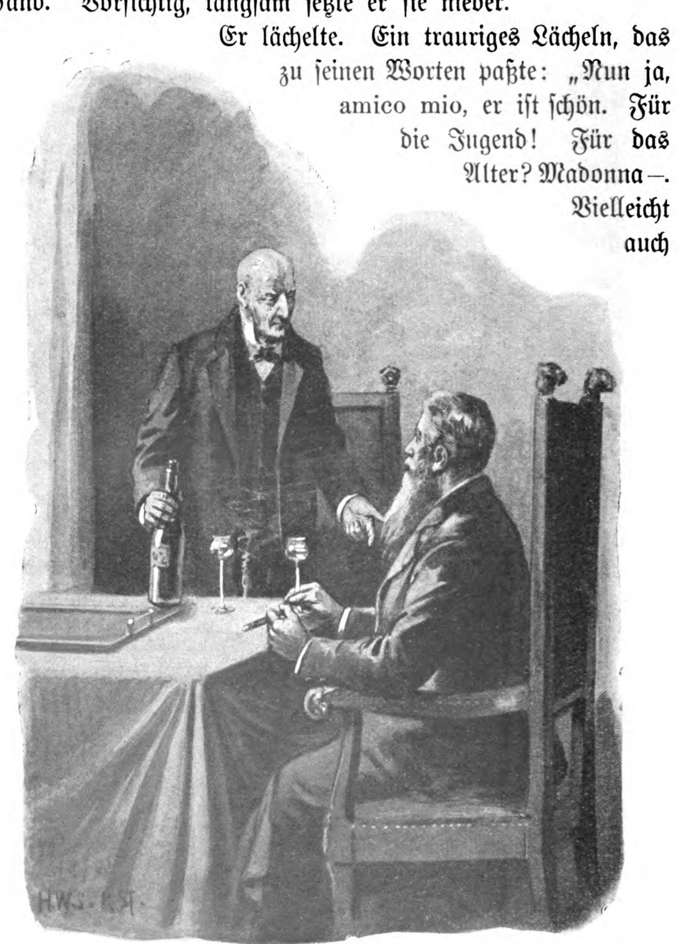
Der Marchese war aufgestanden. Er tastete nun doch nach der Petroleumlampe auf dem Tisch herum; der Zylinder klirrte leise an die Glocke — dann flammte endlich das Licht auf. Ein kleines schwaches Licht, gerade hell genug für die eine Ecke des großen Raumes. Und doch hell genug, um das traumhafte, düstere Dämmern in Matthiesens Seele zu zerstören.

Es riß ihn förmlich in die Wirklichkeit zurück. So daß er sagte: „Teurer Marchese, geben Sie mir noch einen Wermut! Grazie tante! Übrigens, Marchese, schelten Sie mir den Frühling nicht. Er ist doch schön —“

Der alte Herr stand noch am Tisch, die dunkle Flasche

in der langen, feinen, wie gelbes Elfenbein schimmernden Hand. Vorsichtig, langsam setzte er sie nieder.

Er lächelte. Ein trauriges Lächeln, das zu seinen Worten paßte: „Nun ja, amico mio, er ist schön. Für die Jugend! Für das Alter? Madonna —. Vielleicht auch



das. Denn wer möchte es leugnen: all die Schmerzen, die er in uns weckt, jedes Jahr aufs neue — sie bergen doch auch die Erinnerung an das höchste Glück unseres Lebens!“

Und dann sprach er halblaut, mit wehmütiger Stimme, die Verse seines alten Petrarca:

„. . . pur mi darà tanta baldanza amore
Ch'i' vi discovovrirò de miei martiri
Qua' sono stati gli nni e i giorni e l'ore.

E se'l tempo è contrario ai se' desiri:
Non sia ch'almen non giunga al mio dolore.
Alcun soccorso di tardi sospiri —“

(. . . so gibt wohl Liebe so viel Kraft dem Herzen,
Zu schildern, wie viel Jahr' und Tag' und Stunden
Mir sind dahingegangen unter Schmerzen.

Und ist die Zeit entzogen schönem Sehnen,
Gewiß doch mindest wird für seine Wunden
Ein kleiner Balsam ihm in späten Thränen . . .)

VIII.

Stimmungen —! Augenblickseinflüsse, dachte Matthiesen am nächsten Vormittag, als er vom Schloß aus durch den lachenden sonnigen Morgen nach seinem Bureau hinüberschritt, ‚Wie sich ein vernünftiger Mensch, ein Mann, der besseres zu tun hat, doch so von . . . sie nennen's ja heut wohl vom Milieu beherrschen lassen kann!'

Und er dachte daran, wie gerührt er gewesen war gestern Abend, als ihm der Marchese im Halbdunkel Petrarcas Sonnett gesprochen hatte . . . ‚es giebt wohl Liebe soviel Kraft dem Herzen — Zu schildern, wie viel Jahr und Tag und Stunden — Mir sind dahingegangen unter Schmerzen' . . . und wie der Alte ihm dann wirklich von seiner Liebe zur schönen Königstochter von Savoyen erzählt hatte, und daß das Meer wieder einmal zu tief gewesen sei —

Es war wohl auch rührend. Rührend schon das Vertrauen des alten Herrn. Und doch — und doch: wenn er sich heut im hellen Sonnenschein die Gestalt Cialdinis wieder vor die Seele rief, bekam sie eine leise Don Quichotte-Färbung. Das war nun ein tapferer, aussichtsreicher Soldat gewesen und hatte sich doch von einer unglücklichen Liebe so unterkriegen lassen, daß er sich in einer halben Ruine für seinen Lebensrest verkroch, daß er ein Sonderling wurde. Es hatte da doch zum rechten Manne das Tipfelchen auf dem i gefehlt,

die Kraft zum Überwinden. Das alte Heldenblut der Cialdinis war für die äußere Betätigung der Gefahr gegenüber noch stark genug, für den schweren inneren Kampf hatte der Rest nicht mehr gereicht. Eine lehrreiche Geschichte — diese traurige Geschichte; doppelt traurig, wirklich tragisch erst, weil ihr Ausklang einen Stich ins Groteske bekam —

Wie der arme greise Mann das gesprochen hatte: ‚alcun soccorso di tardi sospiri‘ . . ., in seiner stillen Resignation . . . und heut nacht hatte seine Drehbank wieder nicht stille gestanden: recht bezeichnend — ein großer, ewiger Schmerz, der sich zu lösen suchte in ganz nutzloser Handarbeit. Wenn der nächste Winter kam, benutzte die alte Aufwartefrau des Marchese die Tausende von abgedrehten kleinen Spindeln — zum Feueranmachen!

Kurz vor dem Laufsteg über die Divorca wurde Matthiesen von zwei Radlerinnen überholt, die in rasendem Lauf an ihm vorbeischossen.

Ehe er sich noch darüber klar wurde, daß die eine der Damen Madeleine Lintal sei, sah er, daß die zweite dicht hinter der Brücke bremste, umbog, absprang und, das Rad an das Geländer lehnend, sichtlich auf ihn wartete. Madeleine fuhr, in womöglich noch verstärktem Tempo, weiter, der Villa zu.

Ein Gefühl des Mißbehagens überschlich ihn. Am liebsten wäre er umgekehrt. Ohne Zweifel war das dort die Gräfin Beauvau. Er verspürte so gar keine Lust, sich mit ihr in ein Gespräch einzulassen. Madeleine hatte gewiß das allerunliebenswürdigste Bild von ihm entworfen, jede Unterhaltung mit der Dame mußte schließlich zu Peinlichkeiten führen —. Und wozu auch? Es hatte so gar keinen Zweck.

Aber er konnte nicht gut ausweichen. Ihn einen ‚deutschen Flegel' zu nennen, dazu wollte er der Französin kein Recht geben.

Übrigens sorgte sie auch, daß er nicht auswich. Denn sie stand fast mitten auf der Straße in ihrem koketten, geteilten, grauen Radlerock, der die kleinen Füße und die ganze zierliche, geschmeidige Gestalt aufs beste zur Geltung brachte. Trotz seines Verdrusses sagte er sich in einem Anflug an vergangene studentische Herrlichkeit: ‚ist schon eine niedliche Krabbe — das —'

Und dann sprach sie ihn sofort ganz ungeniert an. Nannte ihren Namen, dankte für die erteilte Erlaubnis zur Besichtigung der Anlagen und hatte auch schon die Hand an der Lenkstange, in der offenbaren Absicht, das Rad über den Laufsteg zu schieben — neben ihm her.

Er blieb noch einen Augenblick stehen: „Ich erlaubte mir, Signor Gardoni, einen unserer ersten Ingenieure, zu bitten, die Führung von Madame zu übernehmen."

Sie gab sofort zurück: „Sehr gütig, Monsieur Matthiesen. Aber ich würde unbedingt vorziehen, von Ihnen geführt zu werden, wenn es Ihre Zeit irgend erlaubt." Das letztere in einer Betonung und begleitet von einem leisen Lächeln, die beide besagten: ‚Daß du für mich keine Zeit hast, ist ja ganz ausgeschlossen!'

Also . . . es ging schon nicht anders, ohne gröblich unartig zu erscheinen: er mußte die Gräfin mindestens bis zum nahen Bureau geleiten, wo sich ja wohl Gelegenheit finden würde, sie an Gardoni abzuschütteln; und es ging auch nicht anders: er mußte ihr das Rad abnehmen. Wobei

er doch auch auf die außergewöhnliche Zierlichkeit der kleinen, von feinem grauen Wildleder fest umschlossene Hand aufmerksam wurde.

So schritten sie nebeneinander her, und er dachte, während er das Stahlrad vor sich hinschob, so daß es zwischen ihm und ihr lief: ‚Was will sie eigentlich von dir? Denn sie will sicher noch etwas anderes, als ihr Näschen — übrigens ein allerliebstes Näschen — in die Werkstätten hineinstecken. Unbedingt liegt dem irgend eine Malice zugrunde . . . die Absicht einer Demütigung . . . so gewiß sie Madeleines Freundin und Gast ist. Es kann mir zwar gleichgültig sein. Aber — immerhin — nur keine Blöße geben —‘

Im Geschäftsgebäude übergab er das Rad dem Wärter und führte die Gräfin in das Konferenzzimmer. Er wollte Gardoni rufen, aber sie hielt ihn fest. Denn sie sagte sofort interessiert, indem sie auf das Bronzerelief Lintals an an der Wand deutete: „Aber das ist ja Père Antoine! Ich wußte gar nicht, daß sein Relief existiert.“

„Wir Ingenieure haben es in meiner Vaterstadt zur dankbaren Erinnerung an unseren großen Meister anfertigen lassen, Madame.“

Er sagte es doch nicht ohne Stolz. Als das Bildwerk vor sechs Wochen angekommen war und mit einer kleinen Feier seinen Platz erhalten sollte, hatten die Kollegen Madeleine zu derselben aufgefordert. Sie lehnte damals brüsk ab. Nun mochte ihre Freundin wenigstens erfahren, wie man hier den Vater ehrte, wenn auch die Tochter nur Feindschaft gegen dies Haus hegte und gegen alle Arbeit, die von ihm ausging — und gegen deren Leiter . . .

Odile betrachtete das Relief sehr aufmerksam. Dann wandte sie sich plötzlich zur gegenüberliegenden Wand und zeigte auf das große Tableau, das diese fast vollständig bedeckte: „Was ist denn das, Herr Matthiesen? Es sieht ja fast aus, wie eine umgestülpte Schichtentorte. Bitte — erklären Sie mir doch . . .?“



„Es wird Sie langweilen, Madame . . . eine rein technische Sache . . .“

„Nein! Nein! Ich bitte sehr . . .“

„Auf Ihre Gefahr also, Gräfin. Es ist dies ein

Bild der Gesteinsschichten, auf die wir voraussichtlich während unserer Arbeiten am Tunnel treffen werden."

„Voraussichtlich?"

„Nun ja. Die gelehrten Herren Geologen können ja auch nicht in das Innere des Berges hineinschauen. Aber sie begehen ihn oberhalb der geplanten Tunnellinie und ziehen ihrer Schlüsse aus dem, was sie dort finden und sehen. Danach konstruieren sie dann dies Bild eines Querschnitts des Gebirges. Bisweilen treffen sie das Richtige, bisweilen nicht. Sehen Sie, Gräfin: diese breite Schicht bedeutet harten Gneis, diese zum Beispiel hier eine Geröllschicht. Und so weiter. Hier, bitte, an dem einen Ende haben Sie sich den Stolleneingang bei Vahl zu denken, hier den bei Usella. Hier und dort befinden sich ungefähr jetzt die vordersten Arbeiterspitzen — es bleibt also noch ein hübsches Stückchen Wegs, bis sie sich treffen, bis wir den Durchschlag feiern können."

Sie war dicht neben ihn getreten, folgte interessiert seinen Darlegungen. Einmal ließ sie ihre Rechte auf der eingezeichneten Tunnellinie entlang gleiten, und die Spitze ihres Zeigefingers kam dabei auf einen flüchtigen Augenblick unmittelbar neben seine Hand zu liegen. Unwillkürlich dachte er: ‚Wie winzig doch dies Fingerchen gegen deine Faust ist — ein Kinderhändchen . . .‘

Plötzlich drehte sie sich ihm zu und sah ihm voll ins Gesicht: „Übrigens, mein Herr, mein Kompliment . . . was sprechen Sie für ein ausgezeichnetes Französisch".

Es kam so naiv heraus, daß er lächeln mußte. Er wollte abwehren, aber sie ging gar nicht darauf ein. Sie zog

sich einen Stuhl heran, setzte sich, deutete auf einen anderen, und meinte, während sie den rechten Handschuh abstreifte: „Sie werden mich sobald nicht los, mein Herr. Ich bin nämlich ein erschreckend wißbegieriges Persönchen. Sie dürfen auch ungescholten denken: ein neugieriges — es kommt für uns Frauen vielleicht bisweilen auf dasselbe heraus. Also, denken Sie, ich habe keine Ahnung, wie Sie das eigentlich machen ... daß Sie auf beiden Seiten solch eines Riesenberges zu arbeiten anfangen, 20 km und mehr entfernt, und sich dann richtig treffen. Wie sie sich in dem unheimlichen Berge zurechtfinden, ist mir immer das größte aller Rätsel gewesen. Das muß doch die böseste aller Schwierigkeiten sein. Denn wenn Sie nur einmal ein paar Zentimeter, meine ich, aus der Richtung kommen, dann müssen Sie doch schließlich aneinander vorbei arbeiten. Nicht wahr?"

Er konnte wieder nicht umhin, zu lächeln. Nicht nur über die naive Frage, sondern noch mehr über die drollige Art, wie sie diese, lebhaft mit den Fingerchen gestikulierend, vorbrachte. Ein klein wenig Gamin — und dabei doch immer ‚große Dame' dachte er.

„Wenn wir keine größeren Schwierigkeiten zu überwinden hätten, Gräfin, wäre das Tunnelbauen eine Kleinigkeit. Die Sache ‚mit dem sich treffen' ist nämlich in unseren Ingenieuraugen höchst einfach. Man macht das so ... aber ich langweile Sie, Gräfin ..."

„Nein! Im Gegenteil, mein Herr!"

„Also man läßt eine ganz genaue Karte des ganzen Gebietes aufnehmen, ganz genau, in ziemlich großem Maß-

stab, mit den besten Instrumenten. In diese Karte zeichnet man die beiden zukünftigen Tunneleingänge hinein, und verbindet sie, wenn, wie hier, der Tunnel geradlinig ist, durch einen geraden Strich. Nun, bitte, treten Sie einmal gütigst an das Fenster. Sehen Sie dort drüben an der Berglehne das kleine Gebäude? Schön; dies ist unser Observatorium. Ein gleiches haben wir in Bahl, und beide stehen, einige hundert Meter vom Tunneleingang entfernt, genau in dessen Mittellinie. In jedem Observatorium befindet sich ein sehr gutes Fernrohr, das wieder haarscharf auf diese Mittellinie eingerichtet ist. Wenn wir nun ein Stück im Tunnel vorwärts gekommen sind, stellen wir in der Mitte des Stollens eine Lampe auf mit einem Schirm, in dem sich ein ganz schmaler Spalt befindet. Stimmt alles, so muß der Beobachter im Observatorium durch sein Instrument genau das Licht hinter diesem Spalt sehen. Durch diese stetige Kontrolle —"

„Ich verstehe vollkommen. Karte — Observatorium — Fernrohr — Lampe: es ist wirklch überraschend einfach. Sie tun eigentlich gar nicht gut daran, mir die Hochachtung vor Ihren Kunstgeheimnissen zu verkleinern. Aber — wie nun, wenn der Tunnel nicht geradlinig ist. Es gibt doch auch solche Ungeheuer, die im Bogen gehen — Kehrtunnel sogar oder wie sie das nennen —".

Diesmal mußte er leise lachen. Sie hatte eine gar zu drollige Art, mit den Fingerchen ihre Rede zu illustrieren: erst beschrieb sie mit dem Zeigefinger der rechten Hand einen Bogen, und dann bildete sie mit beiden Händen zwei Tunneleingänge nach, die fast übereinanderlagen, und ließ den linken

Arm in einer graziösen Krümmung die Rolle des Kehrtunnels übernehmen.

„Ja, gnädigste Gräfin, hier dürfte meine Kunst populärer Erklärung versagen. Zwar ist die Sache für uns Fachleute auch höchst einfach. Aber es würden ohne erläuternde Zeichnungen doch nur leere Worte sein, wenn ich Ihnen auseinandersetzte, daß wir uns dann durch Einfügen von Polygonen — Vielecken — und stets erneute, sehr genaue Winkelmessungen weiter helfen, bis die Arbeitsteten sich treffen —“

„Und Sie den Kopf durch das erste Loch stecken — nicht wahr — und hinüberrufen: ‚Bonjour, Monsieur Papillon!‘ Pardon . . . Bonjour, Monsieur Le Sueur!“

Nun lachte sie auch, bog den Kopf vor, als steckte sie ihn selbst durch ein Loch, machte große neugierige Augen. Und dann sagte sie plötzlich: „Jetzt wollen sie mich gewiß los sein? Und mich diesen Signor Gardoni übergeben, der wahrscheinlich ein schauderhaftes Französisch spricht. Schade —“

Wer ihm das heute morgen prophezeit hätte! Daß er sich verbeugte und es sich nicht nehmen ließ, eine geschlagene Stunde den ‚Bärenführer‘ zu spielen, ein Amt, das er sonst mehr haßte, als die lästigste, eintönigste Tätigkeit. Daß er die Gräfin geduldig durch alle Werkstätten führte, ihr einen kleinen Vortrag über das Wesen der elektrischen Kraft hielt, ihr die Druckwasserleitung erklärte und die Kompressoren und die Ventilatoren, mit ihr hinaufkletterte bis zum Observatorium und hinab bis zum Stolleneingang —

Wer ihm das vorausgesagt hätte! Ausgelacht hätte er den Unseligen.

Er wunderte sich auch über sich selbst. Aber die kleine Gräfin hatte eine ganz eigene Manier, ihn durch immer neue Fragen, durch ein augenscheinlich lebhaftes Interesse, durch allerlei gescheite, oder doch wenigstens von urgesundem Menschenverstand zeugende Reden festzuhalten. Er konnte es sich nicht verhehlen: er amüsierte sich! Und dazwischen wartete er noch immer auf ein Etwas, das seiner Meinung nach noch kommen mußte, auf den eigentlichen Zweck dieses Besuchs.

Doch ‚es kam nichts!‘ Die Gräfin blieb liebenswürdig bis zuletzt. Sie war zuweilen von übersprudelnder Heiterkeit, gab sich ungezwungen und natürlich, ging aber bei all dem nie über die Grenzen des guten Tones hinaus.

Er hatte ihr das Rad an die Brücke schaffen lassen und geleitete sie bis hierher zurück. Als er, den Hut ziehend, meinte: „Hier ist mein Reich zu Ende,“ entgegnete sie lebhaft: „Den Kern dieses Reiches haben Sie mir ja überhaupt heut noch vorenthalten. Wann also fahren wir in den Tunnel ein, mein Herr?“

„Ich bitte Sie, Gräfin! Das ist ja ganz unmöglich. Sie haben gar keine Vorstellung von den unvermeidlichen Schmutz dort drinnen und vor allem von der körperlichen Anstrengung —“

„Aber — Madeleine ist doch eingefahren.“

Es war das erste Mal, daß in der Unterredung zwischen Matthiesen und der kleinen Gräfin Madeleine Lintal erwähnt wurde. Das Blut wallte in ihm empor.



Doch er bezwang sich sofort und sagte kühl: „Dafür trug ich nicht die Verantwortung, daß das gnädige Fräulein einfuhr!“

Odile zögerte ein wenig, machte sich an ihrem Rade zu tun. Dann streckte sie ihm die Hand hin: „Ich hoffe, Sie überlegen sich die Sache noch. Körperliche Anstrengung — ich bin jede Art Sport gewohnt und habe für eine Pariserin ganz unglaublich gute Nerven . . .“

„Ein Tunnelbesuch ist keine Spazierfahrt auf den Boulevards, Gräfin! Sie müssen schon vergeben, wenn ich auf meiner Weigerung unbedingt beharre.“ Er hatte nur flüchtig ihre Hand berührt.

„Nun dann besten Dank, mein Herr! Es war auch so sehr interessant.“ Sie neigte graziös das Köpfchen — im nächsten Augenblick saß sie im Sattel und war auf und davon.

Er ertappte sich selbst auf der Absicht, ihr noch einen Augenblick nachzusehen. Aber er machte Kehrt und ging in sein Bureau hinüber. Unklar, ob er sich über die verlorene Zeit ärgern, ob er sich des Intermezzos freuen sollte . . . es war doch eine ganz amüsante Stunde gewesen . . . Merkwürdig, die Madeleine Lintal und diese kleine Gräfin Freundinnen sein konnten!

Als Odile, noch im Sportkostüm, in das Zimmer Madeleines trat, saß diese am Schreibtisch des Vaters und sah auch beim Eintritt der Freundin nicht auf.

Die Gräfin blieb ein paar Augenblicke hinter ihr stehen. Sie lächelte leise — ein wenig ironisch — ein wenig mit-

leidig. Dann beugte sich plötzlich von rückwärts über Madeleine, umschlang sie mit beiden Armen, küßte sie und sagte: „Du große Thörin! Bist du immer noch böse mit mir?“

Sie bekam nur ein halb ersticktes: „Laß mich! Ich bitte dich . . . laß mich!“ zur Antwort. Und zugleich machte sich Madeleine mit einer kräftigen Bewegung frei, warf den Kopf heftig zurück, legte die Arme vor sich auf der Tischplatte über einander und saß nun gerade, steif aufgerichtet, mit einem finsteren Ausdruck im Gesicht, den Mund fest geschlossen, die Brauen zusammengezogen.

„Soll ich feierlichst Abbitte thun? Wie vor Madame in Montmorency, wenn wir unerlaubt Süßes genascht hatten? Kann ich mein Verbrechen büßen, indem ich heut Abend kein Fleisch esse?“ Odile nahm, während sie sprach, ihr Hütchen ab, streifte die leichte Jacke ab, warf beides zur Seite und ging um den Tisch herum, um sich dort einen Stuhl heranzuziehen . „Ganz zürnende Göttin also! Unversöhnlich! Aber Madeleine — chérie — hast du denn nie in deinem Leben unter der zwingenden Gewalt des Augenblicks gestanden, einen thörichten Streich begehen zu müssen? Ciel — ich konnte doch nicht anders! Daß ich mich drüben anmeldete, geschah ja mit deiner allerhöchsten Genehmigung. Und als ich nun diesen Herrn Matt — Matt . . . hiesen so in greifbarer Nähe sah, . . . aber so sei doch nur wieder gut, Madeleine! Ich bin ja vollkommen zerknirscht!“

Keine Antwort.

„So schilt mich doch wenigstens! So sag' doch, was du denkst. Oder soll ich's sagen: ‚Meine liebe Odile, du

hast dich wieder einmal sehr taktlos benommen. Sehr rücksichtslos obendrein. Du weißt, daß ich diesen Herrn mit dem unaussprechlichen Namen mit meiner ganz besonderen Abneigung beehre, du hättest also als mein Gast allen Grund gehabt, ihm aus dem Wege zu gehen.' Ist es so richtig? Ja ... aber weißt du auch, Madeleine, daß du allein schuld bist, wenn ich mich so arg verging? Du allein!"

Madeleine lachte kurz auf.

„Jawohl, chérie ... du allein. Denn du mußtest wissen, daß von meinen vielen üblen Eigenschaften die Neugier die ausgeprägteste ist, die alte Erbsünde von uns armen Frauen. Und da machst du mich nun so unsagbar neugierig, diesen Barbaren, diesen Oger, diesen deutschen Mobilgardenkapitän kennen zu lernen ... Bitte, bitte: rolle nur nicht so mit den Augen. Es ist doch nichts daran zu ändern. Das stand für mich fest: ein Mann, den Madeleine Lintal so haßt, wie diesen Herrn, der muß ein ganz außergewöhnlicher Mann sein. Nun sieh, ich bin bitter enttäuscht: ich ging, wie der selige Diogenes, bei hellem, lichten Tage mit der Laterne — der Radfahrerlaterne — aus, einen Menschen zu suchen, und fand einen herzlich unbedeutenden, höchst trivialen, langweiligen Gesellen —"

Zum ersten Male öffnete Madeleine die Lippen. Es klang sehr hastig, sehr spöttisch: „Ich gratuliere dir zu der Laterne — deiner Menschenkenntnis, Odile!"

„Hab' ich dich endlich!" Die Gräfin lachte herzlich. „Nun tröste dich: ich will deinem verhaßten Gegner ja gar nicht zu nahe treten: er ist nämlich — unbeschadet alles

dessen, was er dir zu wehe getan — einfach ein ... ein ganz prächtiger Mensch!"

Über das Gesicht Madeleines wallte eine helle Röte. Sie biß sich auf die Lippen, und dann erhob sie sich jäh. „Ich bin, verzeih', zu solchen Scherzen wirklich nicht aufgelegt. Mir fehlt jedes Verständnis dafür —"

Aber nun hing sich Odile an ihren Arm, lehnte den Kopf an ihre Schulter, bat, schmeichelte ... bis die düsteren Falten auf der Stirn sich allmählich verzogen nnd Madeleine sagte: „Du bist und bleibst eine Närrin —"

„Akzeptiert! Bouffonne de la Cour ... Hofnärrin!" Sie blies die Backen auf und krauste das feine Näschen. „Aber du weißt doch, Reine Madeleine, die Hofnarren hatten das seltene Recht — die Wahrheit zu sagen! Und nun komm endlich ... endlich zum Lunch!"

Es war wie immer. Odile trug den Sieg davon —

Der Kleinkrieg war zwischen den Freundinnen eigentlich in Permanenz, aber es war ein liebenswürdiger Krieg, der täglich mindestens einmal zu einem Friedensschluß führte. Die Taktik der kleinen Gräfin verfügte über eine geradezu unerschöpfliche Fülle immer neuer Mittel; kecke Vorstöße, die das ganze Leben in der Villa über den Haufen zu stoßen drohten; energisches Ausnutzen auch der geringsten Erfolge, um die trübe Atmosphäre des Hauses zu durchbrechen; kluge Rückzüge, wenn eine Position gefährdet erschien; ein schnelles Hervorbrechen, ein lustiger Überfall aus dem Rückzug heraus, sobald sich irgendeine Chance bot.

Wiederholt schon war es vorgekommen, daß sie feierlich erklärte, „packen zu lassen“ . . . und daß Madeleine dazu geschwiegen hatte. Jedesmal aber fand sich wieder eine Brücke zwischen beiden: ein einlenkendes Wort der einen, ein fröhliches Auflachen der anderen, und der Streit war begraben!

Und wie Odile zum fröhlichen Lachen, so war Madeleine immer zum Einlenken bereit. Sie hätte in Wirklichkeit nicht mehr gewußt, wie sie ohne die „kleine Tyrannin“, wie sie die Gräfin wohl nannte, auskommen könnte.

Gleich über Tisch ging das Geplänkel weiter.

Odile hatte sich ein altes Familienbuch ihres „guten Leon“ nachkommen lassen, in dem sie zu Haus, in der verstaubten Bibliothek ihres Schlosses in der Normandie, wohl einmal geblättert hatte, während der brave Leon auf Jagd war. Eine dunkle, unklare Erinnerung sagte ihr, daß ihr damals der Name Cialdini darin aufgefallen sei. Nun triumphierte sie: nicht nur anno domini 1643 hatte ein Marchese Balthasar Livius Cialdini, Graf von Montrefredo, eine Erbtochter des Hauses Beauvau, Nicola Jeanette Anne, heimgeführt, auch 1756 hatte, umgekehrt, eine Flaminia Paola Cialdini aus dem Hause Rocobergo sich mit einem gewissen Gabriel Leon René Beauvau vermählt. Sie interessierte sich plötzlich ungeheuer für Familiengeschichte und erklärte, daß sie unbedingt den alten Marchese in seiner Räuberburg aufsuchen müsse.

Nicht etwa, daß sie eigentlich damit hinter dem Berge hielt, wie dies nur ein Vorwand war. Dazu lachte sie zu schelmisch. Aber es machte ihr sichtlich Vergnügen, einen so

glücklichen Vorwand gefunden zu haben — einen so würdigen Vorwand. Und als Madeleine indigniert ihren Teller zurückschob, sagte sie: „Chérie . . . sei nicht so grausam! Ich leiste dir doch so artig Gesellschaft, du mußt doch ein wenig dankbar sein. Du bist ja ein Engel an Güte . . . aber weißt du: immer Madeleine, immer nur Madeleine . . . da geht es mir eben, wie dem König Heinrich IV., der auch achselzuckend meinte: ‚Toujours perdrix!‘ Langweilen darf ich mich nicht. Das geht wider meine Konstitution. Dann setze ich Fett an, und das paßt so gar nicht zu unserer augenblicklichen Mode. Ich muß dann und wann mein kleines Erlebnis, mein kleines Abenteuer haben!“

Sie sah mit blanken Augen erwartungsvoll in das Gesicht der Freundin. Aber das war wieder einmal so, steinern, daß sich nichts daraus lesen ließ. Vielleicht nicht einmal mehr entschiedene Abwehr.

Ein paar Augenblicke schwieg Odile, naschte von der Dessertschale eine Rosine, knackte eine Mandel auf. „So zank' doch wenigstens mit mir!“ erklärte sie darauf. „Oder — weißt du, man kommt auf ganz eigene Gedanken — meinst du jetzt vielleicht im verborgenen Innern deines schönen Herzens: mir könnte es ja eigentlich ganz recht sein, wenn diese kokette kleine Person mit . . . lassen wir den Namen lieber beiseite . . . ihr Spiel triebe und ihm eine recht wehe Herzenswunde zufügte —“

Da lachte Madeleine plötzlich bitter auf. Kurz und schneidend. Dann sagte sie, indem sie sich erhob: „Zanken . . . mit dir! Nein, liebe Odile. Warnen möchte ich dich.



Aber ich weiß ja, es wäre vergebens. Schmetterlinge, die sich von einer Flamme angezogen fühlen, verbrennen sich doch rettungslos die Flügel!"

Es sollte sehr abweisend, von oben herab klingen. Als ob sie damit die Unterhaltung endgültig abschneiden wollte. Und dabei blieb sie doch hinter ihrem Stuhle stehen — und wartete.

Odile aber zog seelensruhig ihre kleine rubinenbesetzte Cigarettendose hervor, nestelte an der Chatelaine nach dem Streichholzbüchschen, strich sehr zierlich Feuer für die winzige Theecigarette, blies einen wundervollen Ring und machte: „Pah —"

IX.

Es währte einige Zeit, ehe es Gertrud auffiel, daß in ihrem Bruder eine Veränderung vorgegangen sein mußte. Sie war sehr beschäftigt, gerade jetzt: äußerlich und innerlich. Am Morgen im Typhushospital, das freilich nun endlich nicht mehr so überfüllt war, wie in den letzten bösen Wintertagen; dann mit allerei Besorgungen im Arbeiterviertel und endlosen Beratschlagungen mit der jungen Braut, Annita Besone, über eine möglichst billige und möglichst praktische Ausstattung; dann mit Calista Giovanella, der Perle, in der Wirtschaft; endlich im engen Gärtchen, das sie sich zu Füßen des Schlosses geschaffen hatte. Keinen Augenblick ruhten ihre fleißigen Hände — als fühle sie, daß sie nur so das ungestüme Herz beruhigen könne.

Max Arnold war vor einigen Tagen im Stollen verunglückt. Beim Zurückrollen eines Bohrwagens war er umgerissen worden, das schwere Gestell hatte ihm die Fleischteile des rechten Unterschenkels zerquetscht; außerdem hatte er eine nach Ansicht des Arztes nicht gerade bedenkliche, aber sehr schmerzhafte Knochensplitterung am Schienbein davongetragen. Da er die Aufnahme im Lazarett durchaus abgewiesen hatte, lag er in seiner kleinen einsamen Junggesellenwohnung. Matthiesen persönlich hatte sofort eine der Diakonissinnen zu seiner Pflege entsendet — es gebrach ihm gewiß an nichts —, selbst nicht

an Gesellschaft, denn die Kollegen organisierten einen förmlichen Unterhaltungsdienst am Schmerzenslager des Allbeliebten. Aber Gertrud traute dem allem nicht. Nicht der Sorgfalt des Arztes und der Pflegerin, nicht der Teilnahme der Kollegen, nicht einmal recht der des eigenen Bruders! Diese an Unglücksfälle gewöhnten Männer benahmen sich ihrer Ansicht nach sogar ganz unerhört, ‚abgebrüht‘. Hatte doch selbst Bruno gesagt: „Der gute Max tut mir ja so leid! Aber, Trude, wo gehobelt wird, fallen doch nun einmal Späne. Na — und in spätestens drei Wochen ist der wieder auf den Strümpfen. Das Unangenehmste ist, daß er mir gerade jetzt im Dienst fehlt!“

Sie kämpfte einen harten Kampf. Eigentlich wollte sie sofort an sein Lager, die Pflege selbst übernehmen. Sie fühlte: Du gehörst an seine Seite. Gleich dann kam die Überlegung, kamen die Bedenken: was würde man zu diesem Schritt sagen?! Sie waren nicht verlobt, er hatte sich noch nicht einmal ausgesprochen — konnte man nicht mit Recht später von ihr behaupten: sie habe sich an ihn herangedrängt? Wußte sie denn überhaupt so ganz bestimmt, daß es sich bei ihm nicht um eine leichte Neigung, daß es sich um wahre, tiefe Liebe handelte?

So blieb sie. Aber sie war mit sich selbst äußerst unzufrieden, nannte sich in einem Atem eine Zimperliese, eine prüde alte Jungfer und eine feige Kreatur. Es war doch ein ganz erbärmlicher Ersatz, daß sie täglich einen Korb mit allerei delikaten Kleinigkeiten „von Herrn Oberingenieur Matthiesen“ nach der Baracke D sandte und den Verletzten reichlich mit Büchern und heimatlichen Zeitungen versah.

In ihrer unzufriedenen, ungeduldigen, sehnsuchtsvollen Stimmung hatte sie wenig Gedanken für den Bruder. Sie bemerkte gar nicht, wie viel heiterer, innerlich froher er seit einiger Zeit war. Ja, wenn er dann und wann ein lustiges Wort auch für sie hatte, war sie eher empört: er hätte doch wissen müssen, wie es in ihrer Seele aussah!

Es war zuerst Annita Vesone, die ihre Aufmerksamkeit wachrief. Sie hatten sich immer enger aneinander angeschlossen — in letzter Zeit Gertrud mit dem unbewußt egoistischen Nebengedanken, via Annita, via Pestel stets die sichersten Nachrichten über Arnolds Befinden erhalten zu können. Da aber die Italienerin, wenn sie auch mit fliegenden Fahnen „in das deutsche Lager" übergegangen war, doch noch engere Beziehungen zu ihren Landsleuten, den italienischen Ingenieuren und deren Frauen, unterhielt, auch ab und zu noch in die Villa Lintal kam, so war sie nicht nur über den Verwundeten, sondern auch — — — über alles andere stets vortrefflich unterrichtet. Und das Zünglein der kleinen lustigen Dame war überaus beweglich.

Von ihr also erfuhr Gertrud, zunächst, daß bei den „Anti-Matthiesianern" ein dumpfes Staunen herrsche. Der Bau des Parallelstollens machte überraschend schnelle Fortschritte; die neuen elektrischen Bohrmaschinen von Siemens und Halske bewährten sich bei dem Vollausbruch des Hauptstollens in wunderbarster Weise; die Arbeiter schienen allmählich doch, gegen alle Erwartung, die ihnen durch die neuen Wohlfahrtseinrichtungen gewährten Vorteile anzuerkennen. Signor Gardoni wiederhole zwar noch immer sein berühmtes Schlagwort „von den beiden großen Kulturruinen des Jahr-

hunderts, dem Panama-Kanal und dem Tonale-Tunnel“, aber es klinge bei weitem nicht mehr so überzeugt, wie ehedem.

„Kein Wunder, wenn Ihr Herr Bruder jetzt ausschaut, wie ein heller Sommertag!“ meinte Annita. Aber dann kicherte sie ein wenig mit ihrem klaren, hohen Stimmchen und machte listige Augen: „Und dennoch, carissima, und dennoch hat seine sonnige Stimmung noch einen ganz anderen Grund . . .“

Sie saßen am geöffneten Fenster, durch das Luft und Sonne in hellen Wogem in das düstere Gemäuer hineinfluteten. Im Zimmer nebenan mochte Bruno auch die Flügel geöffnet haben. Er saß wohl an seinem Zeichentisch — und pfiff! „Hören Sie nur, Gertruda . . . wer hat denn früher den gestrengen Herrn pfeifen hören?“ Annita spitzte selbst die roten Lippen, als habe sie nicht übel Lust mitzutun. „Mein Karl hat mir das auch immer vorgepfiffen — er pfeift nämlich wunderbar! — ‚kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß, als heimliche Liebe, von der niemand nichts weiß!‘“

„Sie sind eine kleine Närrin, Annita!“ sagte Gertrud. „Mein Bruder — pah —“

Sie dachte an die Abendstunde, in der Bruno hier am nämlichen Fenster ihr von der Villa Lintal gesprochen hatte und von Madeleine.

„Aber, amica, wo haben Sie denn Ihre Augen? Halb Usella weiß es doch, daß sich Signor Bruno für die Gräfin interessiert!“ Annita ballte ihre kleinen Hände zur Faust, hielt sie an den Mund und kicherte hinein. „. . . Oder vielleicht auch noch mehr Komteß Odile Beauvau für ihn! Und dann . . . sa . . . wissen Sie? . . . hübsch ist sie ja und



so fabelhaft elegant und chic, und liebenswürdig kann sie wohl auch sein . . . nun, warum soll sie ihm denn nicht gefallen, die fröhliche kleine Wittib? Aber was machen Sie denn nur für ein komisches Gesicht, liebste Gertrud? Es ist doch nichts Schlimmes, was ich gesagt habe —“

Bei Gertrud brach bisweilen die Derbheit von der nord=

deutschen Wasserkante hindurch. So jetzt. Sie sagte, ohne sich zu überlegen, daß ihre kleine Nachbarin in die tiefsten Schönheiten der deutschen Sprache doch noch nicht eingeweiht war: „Quatsch!" Und sie mochte dazu in der Tat ein komisches Gesicht machen, denn sie wußte nicht recht, sollte sie sich ärgern, sollte sie lachen. Sie hatte die Gräfin nur einige Male flüchtig gesehen; einmal auf der Straße, dann einmal, freilich mit einigem Erstaunen, unten in der Schloß-halle am Arm des Marchese. Aber ihr ernster Bruder und diese kokette Pariserin, die noch dazu Madeleine Lintals Gast war — — es war ja Unsinn!

„Sie glauben mir wohl nicht?"

Nun lachte Gertrud doch herzlich. „Nein, Annita! Wenn Ihnen aber wieder jemand solch Märchen aufbinden sollte, dann machen Sie's wie ich: lachen Sie ihn aus!" —

Trotzalledem: die Augen der Schwester waren nun einmal geschärft worden. Es konnte ihr jetzt nicht mehr entgehen, daß Bruno wirklich verändert war. Sie legte sich ein wenig aufs Beobachten. Sie horchte vorsichtig hier und dort, und daß man ihr mit leichtem Lächeln überall auswich, machte sie erst recht mißtrauisch.

Am Nachmittag war sie bei Frau Gardoni gewesen, hatte mit ihr ein halbes Stündchen auf dem Balkon an der Divorca geplaudert. Dann war Gardoni selbst hinzugekommen, hatte mit seiner starken Pose und dem Brustton der Über-zeugung, der im eigen, von Bruno gesprochen: „Ich gesteh' es offen: Hut ab! Es ist immer eine wohltuende Freude, solch einen Irrtum offen einräumen zu dürfen: was ich nicht für möglich gehalten hätte, es wird Wahrheit. Ich sehe es

kommen! Ihr Herr Bruder . . . ein ganzer Mann! Er schafft es. Er zwingt Stein und Berg! Unglaublich, was wir in diesen beiden letzten Monaten vorwärts gekommen sind! Durch seine eiserne Energie! Ihm allein verdankt es die Welt, wenn der Tonale-Tunnel nicht als elende Kulturruine in das nächste Jahrhundert hinübergeht!“

Er hatte noch eine ganze Weile fortgesprochen. Endlich konnte Gertrud aufbrechen.

Ihr Weg führte sie auf der engen Barackenstraße an Arnolds Fenster vorüber.

Bei Gardonis war selbstverständlich auch von ihm und seinem Unfall, die Rede gewesen, und Frau Gardoni, die mit ihrem Gatten die Vorliebe für starke Ausdrücke und sensationelles Aufpauschen teilte, hatte allerlei Bedenkliches zu berichten gewußt von ähnlichen Unglücksfällen.

Nun schlich Gertrud an dem Zaun der winzigen Vorgärten entlang, das Herz voll Sorge, die Augen schon von weitem auf die beiden geöffneten Fenster gerichtet, hinter denen sie ihn wußte auf seinem Schmerzenslager.

Als sie näher kam hörte sie Gesang. Undeutlich zuerst, dann lauter: eine bekannte Melodie, fröhliche Stimmen. Eine kurze Pause, Gläserklirren, und dann wieder:

„Mit Männern sich geschlagen, mit Weibern sich vertragen,
Und mehr Kredit als Geld — so kommt man durch die Welt.
Heut lieb ich die Johanne und morgen die Susanne!
Mein' Lieb' ist ewig neu — das ist Studentreu' —“

Deutlich unterschied sie unter den übrigen des Doktors und Arnolds Stimme.

Sie war nichts weniger als sentimental.

Aber in diesem Augenblick überlegte sie nicht, daß dies übermütige Liedchen nichts war, als eine Reminiscenz an vergangene Burschenherrlichkeit. Sie sagte sich noch viel weniger, daß, wer so jubeln kann, unmöglich gefährlich krank sein könne. Ihr war's nur, als könne der Mann, der da so lustig mitsang, ihrer nicht so gedenken, wie sie seiner in all diesen Tagen gedacht hatte. Wie ein Bleigewicht lastete sich das Lied plötzlich auf ihre Stimmung. Und sie huschte an der Baracke entlang, so schnell ihre Füße sie tragen konnten, und über die Divorcabrücke und die Serpentinen zum Schloß hinauf. Nur immer in dem einen Gedanken: ‚Wenn du doch erst oben in deinem Zimmer wärst'.

Da stand sie plötzlich, dicht bei dem Portal, vor dem Bruder. Und neben ihm sah sie, erschrocken aufsehend, die Gräfin.

Er lachte fröhlich — und doch, wollte es ihr zugleich scheinen, ein wenig befangen.

„Trude — halloh! Wo brennt's denn?" Und dann sofort: „Gnädigste Gräfin . . . mein Schwesterchen!"

Die Tränen waren ihr nahe. Sie fühlte förmlich, wie das Naß, nicht niederzukämpfen, emporkroch. Und gerade darum trotzte es in ihr auf.

Kaum um Linienbreite senkte sie, wortlos, den blonden Scheitel. Die Arme hielt sie straff am Körper.

Die Gräfin war sehr liebenswürdig. „Also endlich!" sagte sie. „Ich habe mich aufrichtig danach gesehnt, Mademoiselle, Sie kennen zu lernen. Und so sehr bedauert, daß ich Ihnen nicht längst einen Besuch machen konnte. Aber — ich bitte Sie — ich muß Rücksichten nehmen. Sie verstehen, nicht war?"



Gertrud verstand wohl die Worte. Aber sie wollte den Sinn nicht verstehen. Ein unsagbar bitteres Gefühl war in ihr und etwas wie Entrüstung und Zorn. Als müsse sie dieser kleinen Zierpuppe ins Gesicht lachen, höhnend, und ihr zurufen: ‚Heut liebt er die Johanne und morgen die Susanne —‘

Noch immer lag ihre Hand in der des Bruders. Sie fühlte aus deren Druck heraus: ‚Was hast Du denn? . So benimm dich doch nur nicht so unvernünftig, Trude!‘

Das Blut strömte ihr in das Gesicht. Sie empfand selbst die Notwendigkeit, zu sprechen, ein paar höfliche Worte zu sagen. Doch sie würgte vergebens danach, ihre Kehle war wie zugeschnürt.

Es war das ja nur ein Augenblick, aber er dünkte sie endlos. Und immer den Druck von des Bruders Hand und seinen vorwurfsvollen, fragenden Blick, den sie nicht sah, aber so deutlich, so deutlich auf sich ruhen fühlte.

Dann riß sie plötzlich, mit einer hastigen Bewegung, ihre Rechte frei, machte vielleicht — sie wußte es selbst nicht — eine Art Verbeugung gegen die Gräfin und rannte davon. —

Als Bruno eine halbe Stunde später heimkam, fand er sie in Tränen.

Er hatte Odile bis zur Pforte des Lintalschen Gartens begleitet. Schweigend zuerst, dann mit dem Versuch einer Erklärung, einer Entschuldigung für das rätselhafte Benehmen der Schwester. Aber die Gräfin hatte mit einem vielleicht etwas schmerzlichen Lächeln abgewehrt. „Wozu diese unnützen Worte, mein Freund. Sie war so reizend in ihrer Verlegen-

heit, in ihrem kleinen Trotz. Sie kennt mich ja auch nicht. Wer weiß, was man ihr von mir erzählt hat? Sie ist ja so jung. Der Jugend muß man alles nachsehen — alles! Wir werden schon gut Freund werden, Ihr Schwesterchen und ich!“

Langsam, auf einem Umwege, ging er zurück. Er war so froh gewesen heute. Die guten Fortschritte im Stollen hier, gleich erfreuliche Nachrichten von Le Sueur aus Bahl; dann die kleine Plauderstunde in des Marchese dämmerigem Salon, Odiles unversiegbare Heiterkeit — es war alles so glücklich zusammengekommen.

Und nun dieser plötzliche, unerwartete Mißton . . .

Er hatte sich vorgenommen, Gertrud den Kopf ernstlich zurechtzusetzen. Aber als er sie nun schluchzend antraf, auf dem Sofa im dunklen Wohnzimmer wie eine Kranke zusammengekauert, den Kopf in beiden Armen, da fand er nicht gleich die rechten Worte.

Er drehte das elektrische Licht auf, ging mit seinen großen, schweren Schritten im Zimmer auf undab. Immer, wenn er sich umwandte, fiel sein Auge auf den starken, blonden Haarschopf der Schwester, und er sah, wie ihr Oberkörper sich bog unter dem ruckweisen Aufschluchzen.

Wie ein trotzendes Kind . . .

Endlich blieb er am Tische stehen.

„Bitte, Gertrud, nun mach' einmal ein Ende. Und erklär' mir, warum du dich wie ein ungezogener Backfisch benommen hast — vorhin — unten!“

Kein Wort der Entgegung —

„Gertrud! Ich habe dich immer vollständig gefunden — eigentlich fast über deine Jahre hinaus. Wir hatten uns doch so gut mit einander eingelebt, wirklich: nicht nur wie Geschwister, auch wie ein paar gute Kameraden. So hab' doch Vertrauen zu mir. Sprich dich aus! Ich bilte dich, Trude!"

Keine Antwort!

Unwillkürlich zog er die Achseln hoch, ärgerlich, verstimmt, und begann seine hastige Wandernng aufs neue.

Dann sah er plötzlich, daß sich Gertrud aufgerichtet hatte. Sie saß am Tisch, die geschlossenen Hände unter dem Kinn, das Gesicht vom Weinen gerötet, den Blick starr. So unglücklich sah sie aus —



Und während er auf sie zuschritt, sprach sie: „Ich will nach Haus, Bruno! Bitte, laß mich fort . . . gleich! Gleich!"

Nun überkam ihn doch ein starkes Mitleid. Er setzte sich neben sie, legte seinen Arm zärtlich um ihre Schultern.

„Trude, du bist krank! Wirklich! Leg' dich zu Bett, armes Wurm."

Er dachte wirklich, es sei so.

Aber sie wehrte hastig ab. In ihr Gesicht trat wieder der trotzige Zug. „Fort will ich! Fort!" Und dann sprang sie plötzlich auf. „Was brauchst du mich denn noch hier! Gerufen hast du mich, als du unglücklich warst. Denkst du, ich bin blind? Daß ich nicht sehen sollte, wie sich das alles verändert hat?"

„Was hat sich denn verändert, Gertrud? Ich sollte meinen, du könntest dich nur freuen, daß die Lasten sich zu heben beginnen, die auf meiner Seele ruhten."

Er sprach es sehr ruhig und sanft. Aber sie lachte schrill auf. „Glaubst du, ich möchte es mit ansehen, miterleben, wie du dich von dieser koketten Person, dieser Französin, dieser Zierpuppe umgarnen läßt?"

Schwer fiel seine Faust auf den Tisch nieder. Schweig!' schrie er auf. „Ich verbiete dir —"

Doch sie konnte sich nicht mehr beherrschen.

„Ich will sprechen, Bruno! Ich muß! Siehst du: ich habe all dein Leid mit dir getragen! Aber in mir blieb immer ein Rest von Hochachtung auch für sie, die dich so unglücklich machte, für die andere . . . für Madeleine Lintal. Und wenn sie noch so unrecht hatte dir gegenüber, sie ist doch ein ganzer Mensch, stark an Empfinden, offen, ehrlich.

Und nun diese . . . diese . . . Aber ich will sie nicht schmähen. Ich frage mich nur, wie kannst du — du! — sie lieben?"

Diesmal brauste er nicht auf. Er antwortete auch nicht. Es kam ihm so ganz überraschend, was die Schwester da sagte.

Lachen hätte er darüber mögen — und konnte es doch nicht.

In all den letzten Wochen war ihm der Gedanke nie gekommen, daß Odile von ihm, daß er von ihr mehr erwarten könne, als Anregung, Verständnis, gute Kameradschaft, freundschaftliche Zuneigung vielleicht. Sie war in sein arbeitsreiches Leben als ein ganz neuer Faktor eingetreten mit ihrer Anmut, ihrer Heiterkeit, ihrem graziösen und doch nicht oberflächlichen Geplauder. Er hatte sich all dem anfangs nicht ohne Widerstand hingegeben; nun, das fühlte er wohl, würde er es schmerzlich vermissen, wenn es plötzlich ausblieb, aus seinem Dasein wieder gestrichen würde. Aber Liebe — Liebe —

Gewiß: was die angestrengteste Tätigkeit nicht vermocht hatte, Odile hatte es erreicht. Es war nicht zu leugnen, der leidenschaftliche Schmerz um Madeleine war in den letzten Wochen in ihm zurückgedämmt worden. Aber eben nur zurückgedämmt. Das fühlte er gerade jetzt, das hatten der Schwester Worte in ihm wieder wachgerufen: neben dem Bilde Madeleines versank das der Gräfin in Nichts . . .

‚Ein ganzer Mensch!' hatte Gertrud soeben gesagt.

‚Ein artiges Spielzeug?'

Aber da wehrte er sich doch gegen sich selbst. Das wäre ungerecht, undankbar gewesen. Mehr war ihm Odile doch geworden — viel mehr! Wie hätte er sonst solch' inner-

liches Genügen haben können an jedem Zusammensein mit ihr, Erwartung auf jedes nächste Treffen, auf einen kurzen Spaziergang, auf eine karge Stunde unten beim ‚Onkel‘ Marchese! Solche Freude an ihrer zierlichen Art, an ihrem Witz, an . . . nun ja . . . auch an ihrer Schönheit?

War das doch . . . Liebe? Oder konnte es Liebe werden?

Dann mußte er plötzlich lachen. Über sich selbst. Wie konnte da von Liebe die Rede sein, wo er so objektiv zu zergliedern, zu überlegen vermochte. Unsinn!

Doch indem er nun aufsah und zu Gertrud sagte: „Du bist eine kleine Närrin!“ empfand er wieder deutlich, daß in ihm ein ungeklärter Rest blieb, eine peinigende, offene Frage, die sich mit kühler Überlegung nicht beseitigen ließ . . . die er auch nicht fortlachen konnte.

Und ebenso deutlich fühlte er, daß er nicht ganz aufrichtig war, als er fortfuhr: „Trude, wirklich — du bist kindisch. Ich hätte es dir nicht zugetraut. Sieh . . . du kennst die Gräfin eben nicht, sonst würdest du begreifen, daß man mit ihr . . .“ er stockte doch ein wenig . . . „sich als Mann anders stellen kann, als wohl mit den meist anderen Frauen. Lerne sie erst einmal kennen, dann wirst du ein besseres Urteil über sie gewinnen. Von . . . Liebe ist kein Wort zwischen uns gefallen, du Thörin! Wir haben, beide, an . . . Liebe wahrlich nicht gedacht.“

Matthiesen, der sonst meist so wortkarge Mann, mußte sprechen, wie um sich selbst zu überreden.

„Wie kannst du nur so ungerecht sein, Gertrud. Machst du der Gräfin etwa zum Vorwurf, daß sie sich geschmackvoll

kleidet? Mehr weißt du doch kaum von ihr. Weißt nicht, wie immer gleichmäßig liebenswürdig sie ist, wie voll regen Interesses, wie sie zu plaudern versteht und zuzuhören. Du selbst wirst dich ihrem Charme nicht entziehen können. Und sie ist so harmlos, dabei so ohne jedes Vorurteil . . . auch ohne jedes nationale Vorurteil. Die erste Französin, die ich kennen lernte, die uns und unser Aufstreben unbefangen würdigt."

Gertrud wahr ruhiger geworden. Sie lehnte stumm am Tisch, die Hände aufgestützt, die Augen fragend auf den Bruder gerichtet.

Der Blick wurde ihm allmählich immer unbequemer Und so begann er das Thema zu verändern: „Ich kann mir noch gar nicht erklären, was dich so erregt hat — heute. Du bist doch sonst so verständig, Trude. Es muß da noch ein besonderer Grund dahinterstecken. Du — Du! Wenn du mir Vorlesungen über Liebe halten willst, dann könnte ich eigentlich — —"

Er brach jäh ab.

Denn plötzlich gellte die Telephonklingel laut durchs Zimmer. Nicht zum kurzen Anruf — in ununterbrochenem Glockenschlag.

Es klang wie ein Hilfeschrei —

Er stürzte zum Apparat, riß das Mikrophon vom Haken.

„Hier . . . Matthiesen!"

Gertrud war stehen geblieben. Langsam, mit beiden flachen Händen, ganz mechanisch, glättete sie das Haar an den Schläfen.

Sie konnte nicht hören, was des Bruders Ohr auffing. Aber sie hörte aus seiner kurzen Antwort: „Ich komme sofort!

Sofort!“ heraus, daß sich etwas Schreckliches ereignet haben müsse. So hatte seine volle, starke Stimme noch nie gezittert.

Nun wandte er sich endlich um.

Er versuchte, sich zur Ruhe zu zwingen. Aber er sah totenblaß aus.

„Erschrick nicht, Trude!“ sagte er gepreßt. „Wir haben vor Ort bei der letzten Attacke eine große Wasserader angeschlagen. Es ist Gefahr im Verzuge. Ich muß sofort einfahren.“

Da hing sie auch schon an seinem Halse.

„Gott sei mit dir! Mit Euch allen!“

X.

Fast gleichzeitig mit Matthiesen trafen fast alle, nicht im Stollen beschäftigten Ingenieure auf dem Bahnhof vor dem Tunneleingang ein; dazu verschiedene Werkmeister, einzelne Capos, eine Schar Arbeiter aus den Schmieden. Es wogte auf dem kleinen Perron hin und her. Jeder wollte etwas Neues wissen; niemand wußte etwas Bestimmtes. Die Telephonleitung von vor Ort, durch die Pestel noch den Wassereinbruch nach dem Bureau gemeldet hatte, mußte beschädigt sein, versagte jedenfalls.

Befürchtungen, Beruhigungen, Schilderungen ähnlicher Vorfälle, allerlei Mutmaßungen, Ratschläge schwirrten im Kreise der Ingenieure durcheinander. Der Haufen der Arbeiter wuchs zusehends. Die Kunde des Unfalles mußte sich mit Windeseile verbreitet haben. Die Leute drängten sich aneinander, raunten, gestikulierten, zählten, rechneten die Männer auf, die vor Ort gewesen sein mußten, nannten die Namen.

Matthiesen hatte der Schwester nicht die volle Wahrheit gesagt. Hier wußte man sie bereits. Es handelte sich nicht um das Anschlagen einer übermächtigen Wasserader, ein Firstenbruch war hinzugekommen oder hatte jenes hervorgerufen.

Auf dem kurzen, im Sturmschritt zurückgelegten Wege hatte Matthiesen alle Möglichkeiten, jede Notwendigkeit über-

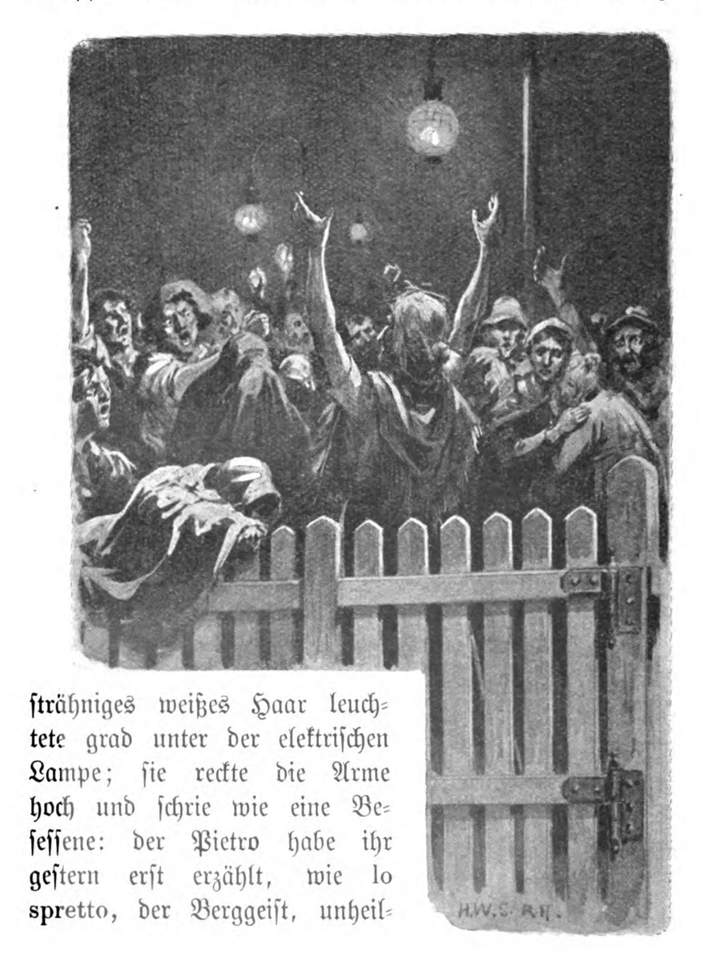
legt. Vor allem: er mußte, so schnell es ging, mit einem Hilfszug an Ort und Stelle — dort wahrscheinlich mittelst eines Staudammes, im Notfall einer Mauer den übermäßigen Wasserzufluß abschließen. Aber kam er noch zurecht? Im Gotthardtunnel hatte in einem ähnlichen Fall der Zustrom 1200 Kubikmeter in der Stunde betragen — er konnte hier noch größer sein. Matthiesen vergegenwärtigte sich die Lage, den Einfall der in der letzten Periode durchfahrenen Gesteinsschichten; vergegenwärtigte sich die lange Regenzeit des Frühlings, in der sich der Berg in allen Klüften vollgesogen haben mochte wie ein poriger Schwamm; vergegenwärtigte sich all die Schwierigkeiten, die schon bisher für die Wasserförderung aus dem Stollen bestanden hatten. Der neue Unfall konnte — wenn nichts Schlimmeres — einen Verlust von Wochen, Monaten bedeuten —

Aber nur Ruhe! Ruhe! Kühle Überlegung! Sich nichts anmerken lassen von den Sorgen in der eigenen Brust!

Er verteilte seine Ingenieure, wies ihnen die nächsten Aufgaben zu, raffte die zuverlässigsten unter den anwesenden Arbeitern zusammen, ließ aus den Depots Faschinen und Zimmerholz heranschleppen.

Der aus dem Stollen kommende Zug war in einer Viertelstunde fällig; er mußte ja doch abgewartet werden, so qualvoll diese Minuten waren. Und die Leute mußten beschäftigt werden. Nur die Tätigkeit hielt sie in Ordnung, von sinnlosem Hineinströmen in den Tunnel, von sich steigender Aufregung zurück. Schon kamen ja auch einzelne Weiber angelaufen, schreiend, heulend, das ganze Unternehmen verfluchend; als Matthiesen die Lattentüre am

Perron schließen ließ, sammelte sich jenseits eine ganze Gruppe, mitten unter ihnen die alte Nonna. Ihr grob-



strähniges weißes Haar leuchtete grad unter der elektrischen Lampe; sie reckte die Arme hoch und schrie wie eine Besessene: der Pietro habe ihr gestern erst erzählt, wie lo spretto, der Berggeist, unheil-

kündend gleich einer schwarzen Wolke am First entlang gezogen sei, mit grausem Antlitz —

Endlich fauchte der Zug heran.

Alles stürzte, stürmte auf den Maschinenführer, auf die paar Arbeiter, die in den schuttbeladenen Lowries kauerten, los.

Aber sie wußten von nichts. Sie waren völlig überrascht von der Schreckenskunde. Der Zug war ja auch nur bis zum Bahnhof gefahren, hatte dann auf Meter 2400 Geröll vom Vollausbruch geladen . . . über sechs Kilometer von der Unglücksstelle entfernt.

Doch nun war wenigstens das Geleise frei, die Einfahrt möglich.

In Hast und Eile nahm die Maschine Wasser, wurden ihr ein paar Lowries mit Faschinen und Gebälk angehängt.

Matthiesen stieg selbst auf die Lokomotive. Er wollte voran sein. Der Gefahr der nächste. Im letzten Augenblick schwang sich neben ihn noch Doktor Gisbert hinauf. Sie drückten sich nur stumm die Hand.

Als dann die Maschine durch das Einfahrtsthor rasselte, über die letzte Weichenkurve hinweg, sagte Matthiesen halb unbewußt, der Gewohnheit folgend: „Glück auf!“ Der Doktor, der Maschinenführer sprachen es mechanisch nach. Und jeder fühlte erst, als der alte Bergmannsspruch verklungen war, den seltsamen, schmerzlichen Kontrast der Worte zu dieser Fahrt.

Bis zum Bahnhof war in den letzten Wochen elektrische Beleuchtung gelegt worden. Es ging in möglichst schnellem Tempo an den verschiedenen Arbeitsstellen für den Vollausbruch und an den Querschlägen zum Parallelstollen vorüber. Die Leute rechts und links sahen erstaunt auf. Was bedeutete

denn das, daß der Zug so schnell wieder zurückkam? Aber sie arbeiteten gleich wieder ruhig weiter. ‚Questo non spetta a me —, „das geht mich nichts an!‘ Sie ahnten noch nichts.

Erst am Bahnhof herrschte einige Erregung. Hier war die Unterbrechung der telephonischen Verbindung bemerkt worden. Auch kam gerade Rovere, der auf Meter 2500 im Querschlag zum Parallelstollen beschäftigt gewesen war, mit bestürztem Gesicht samt seinen Arbeitern: Der Wasserzufluß sei plötzlich im Stollen von vorn her bedenklich gestiegen.

Matthiesen unterdrückte mit Mühe eine heftige Entgegnung, den Vorwurf, warum er denn nicht versucht habe, der Ursache nachzugehen, den Kameraden vor Ort Hilfe zu bringen. Er winkte Rovere nur zu, auf der nächsten Lowry aufzusteigen.

Und weiter kroch die Maschine, nun in der dunklen, ewigen Nacht, in der Enge der Felswände.

Wortlos lehnten die drei Männer neben einander und spähten hinaus ins Dunkle, dorthin, wo der dürftige Schein der Laterne vorn an der Stirn der Lokomotive in der Finsternis erlosch.

Einmal zuckte Matthiesen unwillkürlich zusammen. Er hatte im Vorüberfahren die Thür des Dynamitmagazins erkannt, vor der Lintal den letzten Atemzug gethan hatte.

Was lag nicht alles zwischen jener Stunde und heute? Schmerz und Leid, Hoffnungen und Entwürfe, Enttäuschungen und wieder ein langsames sich Aufrichten. Und Arbeit ... Arbeit! Und nun vielleicht auch sie vergebens. Als ob die Elemente doch des Menschenwissens und der Menschenhand spotteten —

Die übergewaltige Erregung ließ heut niemand die Gluthitze, die dumpfe, schwüle, kohlendunstgeschwängerte Atmosphäre

empfinden. In der peinvollen Erwartung verschwand jedes körperliche Mißbehagen. Matthiesen fühlte nicht einmal, wie ihm der Schweiß aus allen Poren brach, und daß die Kleider am Leibe zu kleben begannen.

Aber er sah, wie der Abzugsgraben rechts bis zum Rande gefüllt war; wie dann, eine Minute später, das Wasser in dünner Schicht die Stollensohle bedeckte, wo es gestern noch trocken gewesen war; er hörte, wie gleich darauf die Räder der Maschine im Nassen gurgelten, während das feurige Auge vorn nicht mehr über die glatten Eisengeleise leuchtete, sondern auf eine gleichmäßige, schwarze schillernde Fläche.

Wieder ein paar Minuten später sagte neben ihm der Maschinenführer mit gepreßter Stimme: „Viel weiter geht's nicht! Das Wasser reicht schon bis an den Aschkasten —"

„So weit als möglich, mein Alter!"

Er wollte recht gelassen und ruhig sprechen. Aber er fühlte, die Worte klangen unheimlich hohl. Und während die Lokomotive langsam weiter kroch und er angstvoll nach vorn spähte, ob denn nicht endlich, endlich Pestel mit seinen Leuten rechts oder links an den Felswänden auftauchten, ob nicht eine Grubenlampe ihm entgegenwinken würde — überkam ihn zum ersten Male ein Gefühl des Verzagens. Das entsetzliche Empfinden der Machtlosigkeit, der Schwäche gegenüber diesem kalten Stein, der Menschenleben auf Menschenleben forderte. Vor seinem geistigen Auge tauchte plötzlich, greifbar deutlich, die lange stumme Gräberreihe auf am Fuß des Branca; die Kreuze über den Hügeln erschienen vor ihm wie grause Zeugen, die ihn anklagten; und dann war es

ihm, als streiche über seinem Haupt eine dunkle schwarze Wolke hin und packe ihn im Genick —

Nerven!

Er biß sich auf die Lippen, daß sie schmerzten.

Nerven!

Wie kam er zu Nerven!

Der Maschinenführer drückte am Hebel. „Es geht nicht weiter, Herr! Noch eine Minute, und das Wasser löscht mir das Feuer unter dem Kessel aus!“ Die Lokomotive hielt. Matthiesen sprang herab in das gurgelnde Wasser, das ihm bis über die Knie reichte.

Langsam scharten sich die Arbeiter, die er mitgenommen hatte, um ihn.

Als er seine Grubenlampe hoch hob und über sie hinweg leuchtete, erkannte er deutlich, daß die erregte Begeisterung, mit der sie sich zur Einfahrt gedrängt hatten, verrauscht war. Er erkannte einige — auch der junge Sizilianer, der Luigi war unter ihnen.

Er sprach einige aufmunternde Worte, gab ein paar Anordnungen wegen der Mitnahme möglichst vieler Faschinen —

Man gehorchte. Aber er fühlte, daß er die Leute nur noch durch sein eigenes Beispiel vorwärts bringen könne. Wie der Offizier beim letzten Anlauf gegen den Feind . . . „Avanti!“

Und nun wurde er plötzlich ganz ruhig. Es war, als ob seine Nerven, die soeben noch am Versagen gewesen waren, ihre Spannkraft mit einemmale wiedergewonnen hätten.

„Avanti!“ wiederholte er.

Das Wasser stieg und stieg.

Wie in einem Strombett schritten sie vorwärts in das Dunkel hinein. Weiter und weiter. Die Füße tastend nach dem Geröll und Gebälk, das die langsam strudelnde Flut verdeckte, strauchelnd, sich wieder aufrichtend. Er immer voran. Neben ihm der Arzt. Die Augen nach vorn, sehnsüchtig.

Hinter ihm die lange Kette. Dann und wann ein halbunterdrückter Fluch. Ein Stöhnen und Achzen. Totenstille sonst; nur das Klatschen des Wassers gegen die Körper und sein gleichmäßiges Gurgeln, wenn es über ein Stück Zimmerung, über ein Stapel Schienen dahinbrodelte.

Und immer noch stieg es. Bis fast an die Hüften reichte es jetzt. Und es war, als presse es die verdorbene Luft im verfengten Raume oberhalb seines Spiegels noch mehr zusammen. Kaum noch möglich zu atmen —

Einmal hörte Matthiesen hinter sich; „Alto là! Fermo là! Halt!“ —

Er wandte sich nur um mit hocherhobener Lampe, rief zurück: „Wir haben nur noch einen Kilometer bis vor Ort! Wollt ihr die Kameraden im Stich lassen? Avanti!“ und schritt weiter aus. Dann wieder sah er, wie Doktor Gisbert neben ihm schwankte. Er griff nach seinem Arm und zog ihn mit: „Um unserer Ehre willen — vorwärts! Bleiben wir zurück, zögern wir nur, so ist alles verloren.“

Endlich — endlich —

Ein schwacher Lichtschein nur. Ein Stern schien's im Raum, ganz, ganz weit entfernt noch, ein winziger, heller Punkt, fast oben am First des Stollens —

War's eine Augentäuschung?

Matthiesen blieb stehen.

Er beugte sich weiter vor, wölbte die linke Hand über den Augen.



Mein Gott! Mein Gott! Wenn es eine Täuschung war?

Aber nein! Das Lichtpünktchen schob sich hin und her, es bewegte sich. Und jetzt leuchtete daneben ein schwacher zweiter Stern auf.

Sie waren es! Er kam nicht zu spät!

Und mit einem Male durchrieselte, erschütterte ihn eine nicht zu bändigende Jubelfreude. Er wußte kaum, was er tat. Dem Doktor schob er die Grubenlampe in die Rechte; legte beide Hände an den Mund und tat einen langhinhallenden, lauten Juchzer — so laut, daß er meinte, die Brust müsse ihm zerspringen.

Dann riß er die Lampe wieder an sich und stürmte vorwärts. Nun mochte hinter ihm zurückbleiben, wer da wollte. Ihm war's, als könne er — er, ganz allein, dem Wasser gebieten: stehe still! und dem Steine: tue dich auf!

Er achtete nicht mehr darauf, daß er sich die Füße wund stieß am unter dem Wasser aufgetürmten Schutt, daß die Joppe ihm an einer Bohrmaschine, die stehen geblieben war, zerfetzte — nur vorwärts! Vorwärts!

Und im vollen Lauf schwenkte er seine Lampe über sich und jauchzte und rief: „Wir kommen!“

Bis er dann endlich neben Pestel stand, die keuchende Brust im Wasser, und ihn an sich zog und atemlos fragte· „Warum . . . warum . . . gingen Sie nicht zurück?“

Da hob der junge Bauführer den Arm und wies um sich und sagte ganz schlicht, als sei es etwas Selbstverständliches: „Aber wie durfte ich denn, Herr Matthiesen? Ich mußte hier doch aushalten — so lang es irgend ging.“

Jetzt erst sah es Matthiesen beim flackernden Schein der Grubenlampen: mit fast übermenschlicher Kraft hatte der Wackere gegen die Gefahr gekämpft. Gerade an der Stelle, wo er selbst es geplant, jenseits des letzten Querschlags zum Parallelstollen, hatte er einen Staudamm aufgeführt aus Zimmerholz und dem Geröll der letzten Sprengungen, massig breit und stark. Der hinderte freilich nicht, daß das Wasser überall durchsickerte — schon floß es auch über die Dammkrone —, aber er hatte doch die erste Wucht der hereinbrechenden Wassermassen aufgehalten. Hinter ihm stand der Wasserspiegel in Schulterhöhe —

Matthiesen drückte dem Bauführer die Hand: „Das vergesse ich Ihnen nicht, Pestel! Und Ihre Leute?"

Über das Gesicht des jungen Mannes wetterleuchtete es: „Zehn Mann habe ich hier — drei verloren wir vor Ort. Es brach zu plötzlich über uns herein. Sie wurden vom Firstbruch zerschmettert . . ."

Einen Augenblick standen sie wortlos nebeneinander. Matthiesen hatte die Filzkappe vom Kopf genommen. Er atmete schwer.

Aber die Lage erforderte sofort tatkräftiges Eingreifen Inzwischen waren die Vordersten der Hilfskolonne herangekommen. Es galt, den Staudamm zu erhöhen, zu verstärken; den Abfluß zu regulieren, daß die Arbeit im übrigen Tunnel nicht gehemmt wurde; endlich mußte ja dann doch, sobald die Wasserader sich erschöpfte, der Zustrom aufhören.

Die Faschinen türmten sich, durch Gesteinsblöcke beschwert, über einander; mit starken Bohlen und Brettern aus dem

Querschlag wurden sie gestützt, mit festen Drahtschlingen verankert.

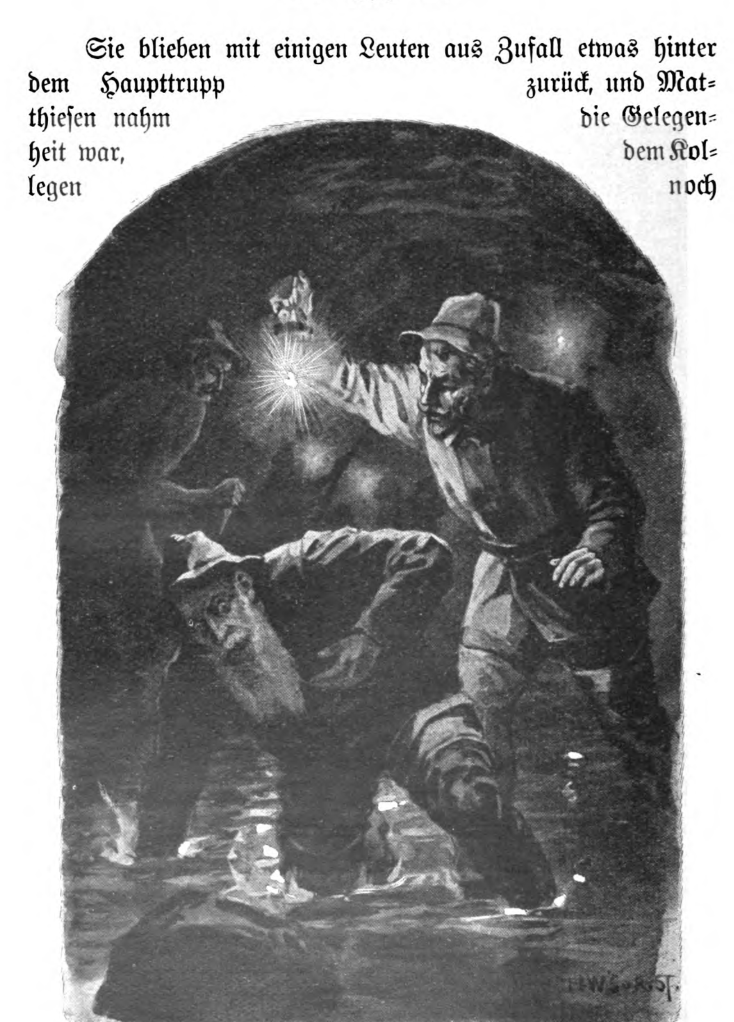
Matthiesen griff selbst zu. In ihm war eine frohe Genugtuung: ‚Trotzalledem — du bist doch nicht zu spät gekommen!‘ Wie immer in solchen Momenten, gab es ihm eine seelische Erleichterung, seine Muskeln zu spannen, seine Riesenkräfte auch körperlich zu verwerten. Und dabei freute er sich, wie wacker die anderen mittaten trotz der erdrückenden Hitze, der dumpfen, nassen Luft des atembeklemmenden Dunstes. Dem und jenen rief er ein Wort der Anerkennung zu. Einmal sah er auch das dunkle, schweißtriefende Gesicht Luigis dicht neben sich, dessen glänzende Augen, das feuchte, an der Stirn klebende Haar. Der junge Sizilianer schien für zwei zu arbeiten. „Bravo ,Luigi!“

Der Damm war fast schon bis zum First emporgewachsen und so dicht und so gesichert, daß das durchsickernde Wasser kaum noch in Betracht kam. Matthiesen bemerkte denn auch deutlich, wie das Wasser diesseits des Dammes, dem Fall der Stollensohle nach, bereits abzulaufen begann, der Spiegel sich senkte. Als er zu Pestel trat, war ihm die Flut fast bis zur Brust gegangen, jetzt reichte sie nur noch bis zu den Hüften.

Gottlob! Menschlichem Ermessen nach war die schlimmste Gefahr für diesmal überwunden.

An dem Eingang zum letzten Querschlag hatte er noch einen größeren Stapel Pfähle bemerkt. Er gab jetzt Weisung, diese heranzuschaffen, und ging selbst mit einigen Arbeitern hinüber; Perstel rechts neben ihm.

Sie blieben mit einigen Leuten aus Zufall etwas hinter dem Haupttrupp zurück, und Matthiesen nahm die Gelegenheit war, dem Kollegen noch



einmal die Hand zu drücken.. „Manch anderer junger, glücklicher Bräutigam hätte anders gehandelt —“

Pestel neigte ein wenig den Kopf: „Ich will mich nicht besser machen, als ich bin, Herr Matthiesen. Es gab einen Moment, in dem dachte ich auch nur an Annita . . . aber dann kam doch gleich wieder das Bewußtsein: Du stehst hier als Soldat auf deinem Posten . . . über allem die Pflicht —“

„Ja . . . die Pflicht . . . die . . .“

Plötzlich unterbrach sich Matthiesen. Er griff nach dem Herzen. Es war ihm, als habe er einen heftigen Stoß einen Schlag bekommen — er hörte noch Pestels Aufschrei —

Dann sank er vorüber, brach völlig nieder, und das Wasser schlug gurgelnd über ihn zusammen.

XI.

In der Villa Lintal hatte es am Abend, nach langem Scheinfrieden, doch einen Zusammenstoß zwischen den beiden Damen gegeben.

All die Wochen hindurch hatte Madeleine die Gräfin gewähren lassen, als ginge ihr Treiben und Tun sie so wenig an wie ihr Denken. Es war unvermeidlich gewesen, daß sie sich in dieser Zeit wieder mehr in sich selbst zurückzog, das gute Einvernehmen litt jedoch darunter anscheinend nicht. Madeleine war viel ruhiger geworden. Sie las viel, meist schwer wissenschaftliche, besonders historische Werke, über die Odile gelegentlich das feine Näschen rümpfte. Waren sie beisammen, so sorgte die Gräfin mit ihren unerschöpflichen Einfällen schon für die Unterhaltung. Der Name Matthiesen wurde, wie auf Verabredung, seit Wochen zwischen ihnen nicht genannt.

Madeleine war einige Tage verreist gewesen. Bei der Familie Sicher in Winterthur; weniger aus innerem Bedürfnis nach Abwechselung, als um den wiederholten Einladungen gegenüber nicht unhöflich zu erscheinen und weil sie mit dem Oberst einige Vermögensangelegenheiten zu besprechen hatte. Sie kam erst gegen Mittag über Locarno zurück. Wie Odiles scharfe Augen sofort bemerkten, sichtlich erfrischt und angeregt.

Auch hatte sie, zum erstenmale seit des Vaters Tode, einige kleine Veränderungen an ihrer Toilette vorgenommen. Sie trug noch tiefe Trauer, aber in einer gefälligeren Anordnung, so daß die Gräfin meinte: „Ihr scheint ja da in Winterthur einen ganz geschickten Schneider zu haben. Aber soll ich dir nicht einmal ein Modell von Redferm kommen lassen?“

Als sie sich bei Tisch gegenüber saßen, fragte Madeleine: „Nun, Odile . . . die Zeit ist dir nicht allzulang geworden?“

„Die Zeit wird mir nie lang. Das müßtest du doch wissen.“

„Gab's etwas Neues hier?“

„Gewiß. Dein Hühnerhof soll sich um drei neue Individuen vermehrt haben. Auch hat mir Marion endgültig erklärt, sie halte es hier nicht länger aus. Ein Zwischenfall, der sich glücklicher- und üblicherweise durch ein paar Louisdors ausgleichen ließ. Dann kam gestern die Post mit acht Beichaisen. Auf dem Boulevards des Italiens gab es vorgestern eine solenne Prügelei, weil irgendein Pietro irgendeinem Gennario einen Korb mit Maccaroni gestohlen hatte —“

„Und —“

„Du bist einfach unbescheiden in deinen Ansprüchen, ma chérie! Aber ja — allerdings —“ Odile machte ein besonders pfiffiges Gesicht — „ich hatte heut den Vorzug einer neuen Bekanntschaft: Fräulein“ — sie sprach es deutsch, mit komischer Anstrengung — „Fräulein Gertrud Matthiesen . . .“

Madeleine blieb scheinbar ganz ruhig. Aber sie sagte doch etwas spitz: „Frage ich nun besser: endlich? Oder: schon?“

„Vereinige beides: endlich! Denn ich war ein bissel neugierig. Schon! Denn . . . nun ja . . . denn die junge Dame — wenn der Ausdruck zutrifft — benahm sich eben so töricht wie unhöflich.“

„Wer sich in Gefahr begiebt, kommt darin um, sagt ein deutsches Sprichwort!“ Madeleine lachte etwas nervös.

„Ach — mit dem Umkommen hat's noch gute Zeit. Ich befinde mich außerordentlich wohl. Die Luft von Usella bekommt mir vorzüglich. Fast zu gut, denn Marion behauptet, mein Taillenmaß habe um beinahe zwei Centimeter zugenommen. Schrecklich! Und das Gänschen! Ich nahm's ihr nicht 'mal übel — solch jungem, unerfahrenem Dinge.“

„Du bist ja sehr gütig, Odile —“

„Bin ich auch! Ich habe eine wahrhaft krankhafte Lust, nicht nur gütig, sondern auch gut zu sein . . . soweit das meinem Naturell entspricht . . .“

„Und keine besonderen Anstrengungen erfordert. Verzeihe, chérie, es war nicht bös gemeint.“

„Du brauchst dich gar nicht zu entschuldigen. Denn — weißt du — es ist meine Überzeugung: niemand kann gegen sich selbst an. Du auch nicht!“

„Das käme doch darauf an. Ich meine im Gegenteil, wir — soweit wir nicht verdummt oder bösartig sind — wir alle befinden uns in einem fortwährenden Umwertungsprozeß.“

„Wir mausern uns! Jawohl. Aber auch im neuen Federkleid bleibt das Vögelchen das alte, singt immer dasselbe Lied.“

Madeleine faltete ihre Serviette zusammen.

„Ich dachte an eine innere Umgestaltung!“ sagte sie kurz und erhob sich.

Dann aber, beim Kaffee, fing sie plötzlich von neuem an.

„A propos, Odile . . . was macht der cher oncle?“

Die Gräfin träufelte gerade ein paar Tropfen Cognac auf ein Zuckerstück. Sie ließ sich dabei nicht stören.

„Cialdini?“ meinte sie dann. „Nun, er schilt auf die Regierung, er schilt auf die Bahnverwaltung, die sein altes Raubschloß zu expropriieren droht, er liest den langweiligen Petrarca und den noch langweiligeren Dante, er drechselt, und — wenn ich da bin — macht er mir die Cour. Voilà tout!“

„Das muß ja sehr amüsant sein — das!“

„Was? Das Drechseln?“

„Für dich — der alte Marchese als Verehrer!“

„Es geht, liebe Madeleine. Es ist immerhin anders, als man es heutzutage gewohnt ist. Ein wenig Louis XV. ein wenig Philipp II. . . .“

„So — das Schloß muß doch aber, außer dem guten Cialdini, noch seine besonderen Anziehungskräfte für dich haben . . .“

Odile hob langsam die langen seidigen Wimpern. Einen Augenblick sah sie schweigend, forschend in das schöne Gesicht ihr gegenüber, das seine Erregung nur mühsam beherrschte.

Sie schüttelte den Kopf: „Aber Madeleine! Madeleine! Willst du mir etwa eine Scene machen?“ sagte sie, plötzlich ganz ernst und vorwurfsvoll.

Madeleine lachte nervös: „Eine Scene — ich? Ich bitte dich! Mir kann es ja doch ganz gleichgültig sein, absolut gleichgültig, ob du dich kompromittierst. Nur eben . . . daß man sogar schon in Winterthur davon spricht . . . das klatscht und tratscht in diesen Ingenieur- und Beamtenkreisen, . . . daß man —“ sie brach jäh ab.

„So vollende doch, Madeleine! Oder soll ich es: . . . daß man annimmt, eine gewisse kleine, vielleicht nicht ganz häßliche Person vergnüge sich hier in einem koketten Spiel! Daß man für das Opfer dieses Spiels schon ein bedauerndes Achselzucken hat!“ Odile unterbrach sich, schöpfte tief Atem, ließ die Spitze ihres Zeigefingers ein paarmal an der Tischkante auf- und abgleiten — dann fuhr sie impulsiv fort: „Wenn es nun aber gar kein Spiel wäre, meine teure Madeleine . . .?“

Vielleicht hatte die Gräfin erwartet, daß die Freundin auffahren, erregt, heftig entgegnen würde. Sie sah so eigen fragend, fast lauernd zu ihr hinüber. Aber Madeleine rührte sich nicht. Es schien, als habe sie die nervöse Aufregung, in der sie das Gespräch eingeleitet, völlig überwunden. Sie saß stumm, ein wenig blässer wohl als sonst, die großen Augen geradeaus gerichtet — an Odile vorüber. Es war, als lausche sie in die Ferne.

Und jetzt hörte auch die andere es.

Von der Fahrstraße klang es herauf.

Als ob dort unten eine Volksmasse sich vorwärts wälze. Menschentritte, raunende Menschenstimmen, ein Schrei dann und wann, ein Schluchzen.

Eine Minute saß Madeleine noch, mit dem Ausdruck sich steigernder Spannung im Gesicht.

Dann sprang sie auf, eilte an die Balkontüre, riß sie auf, trat hinaus.

Odile folgte.

Ein wundervoller Sommerabend. Die Luft lind und würzig. Der Mond stand gerade über den schwarzen Schroffen des Branca. Wie geschmolzenes Silber schäumte die Divorca. Die mächtigen Hänge drüben lagen im Schatten. Aber auf dem Installationsgebäude unter ihnen leuchteten die Hunderte von elektrischen Lampen aus dem Dunklen wie Feuerblumen, und zwischen ihnen loderten aus den weit geöffneten Pforten der Werkstätten die roten Gluten der Schmiedeessen.

Auf der Landstraße diesseits des Flusses aber schob sich, hastig die einen, langsamer die anderen, ein Menschenstrom dem eisernen Laufsteg zu. Vom Arbeiterviertel kam er her — Männer und Frauen und halbwüchsige Kinder. Der helle Mondschein lag auf ihnen. Über den schmalen Vorgarten hinweg konnte man deutlich die erregten Züge erkennen, das lebhafte Gebärdenspiel.

Mit angehaltenem Atem sah, lauschte Madeleine eine Sekunde. Dann hastete sie zwischen den Palmengruppen hindurch den Hang hinunter auf die Straße.

Im nächsten Augenblick stand sie, hochaufgerichtet, um Haupteslänge alle anderen überragend, inmitten der nächsten Gruppe. Neben ihr die Gräfin. Und da hörte sie —

„O, Signora . . . ein Unglück, ein gräßliches Unglück! Ein Wasserdurchbruch vor Ort! Zehn Männer tot! Nein . . . zwanzig! . . . Lo spretto . . . der Berggeist hat uns

Rache geschworen! . . . Heilige Madonna schütze uns! . . . Eine Wachskerze weih' ich dir, so dick wie mein Arm hier, wenn der Antonio geretet ist . . . und ein silbernes Herz dazu . . . Santissima Barbara! . . . Unsere armen Männer! . . . Kein Wasserdurchbruch . . . ein Firstensturz! . . . Alle sind sie erschlagen . . . zerschmettert . . ."

Sie stand ganz regungslos, während die Frauen sich um sie scharten, ihre Hände ergriffen, ihr Kleid küßten . . . während die Arbeiter an ihr vorbeidrängten, der Laufbrücke zu, hinüber zum Bahnhof, zum Stolleneingang.

Plötzlich erkannte sie das zerrissene Gesicht des alten Capo Alesio. Er eilte nicht zur Unglücksstätte, er kam von der Station, mit einem Auftrag, schien es. Sie rief ihn an; sie fragte.

Der Greis hatte immer etwas Förmliches gehabt; sein umständlicher Gruß, seine vielen Worte brachten sie heut fast zur Verzweiflung.

„Madamigella, hören Sie nicht auf diese hier! Sorgen Sie sich nicht, graziosa Signorina! Es wird nicht so schlimm sein. Das Volk übertreibt immer. Ein Wasseräderchen angeschlagen. Wir wissen alle nichts Näheres, Signorina Maddalena. Aber es wird schon geschehen, was irgend geschehen kann. Sor Matthiesen ist ja auf der Station, wird sofort einfahren. Der bringt es schon in Ordnung — Le chiedo un mille di perdoni, madamigella . . . tausendmal bitt' ich um Verzeihung . . . ich muß nach dem Lazarett . . ."

Dann hörte sie wieder die wimmernden kreischenden Frauen neben sich, und dann Odiles zitternde Stimme: „Das

war der einzige Vernünftige, der alte Kavalier in der Arbeiter=
bluse —“

Und dann kam Gardoni mit seinen langen wiegenden Schritten auf sie losgesteuert, die Gruppe aus einanderdrängend, den Hut schwenkend: „Entsetzlich, nicht wahr, meine Damen! Ja — unser Beruf! Sie haben schon gehört? Auch ich soeben erst! Sagte ich's nicht immer voraus: eine Kulturruine des zwanzigsten Jahrhunderts! Vedremo! Aber es ist nur gut, daß Herr Matthiesen noch nicht nach Vahl gefahren ist. Er ist doch der rechte Mann für solche schwere Stunden, man muß es zugestehen!“

Fort war auch er . . .

Madeleine wandte sich langsam. Langsam und schwer schritt sie die kurze Strecke des Wegs zurück. Die Augen starr geradeaus gerichtet: vor ihr lag der kleine Friedhof am Fuße des Branca.

Sie sah nichts anderes. Nichts als die düsteren Gräber=
reihen und inmitten ihrer ein helles leuchtendes Marmorkreuz.

Sie sprach nicht.

Sie hörte auch kaum, was dann, als die Pforte des Villengartens hinter ihnen zugefallen war, Odile sagte. Bis die Gräfin stehen blieb, sie am Arme faßte und sie festhielt und mit ihren heisen leisen Tränen wiederholte: „Gesteh' es nur dir selbst, du Törin . . . er ist ein Mann — dieser Deutsche! Ich wollte, ich könnte bei ihm sein . . jetzt . . . im ewigen Dunkel . . . dort drüben . . .“

Da hob sie die Hände, strich sich das Haar von der Stirn zurück, preßte die Handflächen fest gegen beide Schläfen und stöhnte schmerzlich auf.

„Madeleine ... geht es nicht? Wir wollen — chérie, mach' nicht solch schrecklich tote Augen. Ich kann's nicht mit ansehen — wir wollen einfahren —"

Die Hände glitten hinab. „Schreckliche Augen! Es mag wohl sein!" sprach



Madeleine dumpf. „Du weißt nicht, was ich dort drüben unter dem Berge alles begraben habe.“ Und dann: „Gute Nacht, Odile. Vergieb — ich muß allein sein . . .“

Noch einmal fragte trotzdem die Gräfin, fiebrig erregt: „Können wir den nicht — kann ich nicht —“

Madeleine Lintal hatte sich schon gewandt. Nun kehrte sie Odile noch einmal das tottraurige Gesicht zu. Nur um den Kopf zu schütteln —

Und dann ging sie ihrem Hause zu.

Die Gräfin sah ihr nach, bis die Thür hinter der hohen Gestalt zugefallen war.

Noch einige Augenblicke wartete sie, den Kopf gesenkt, nachsinnend. Dann eilte sie um das Haus herum zum rückwärtigen Eingang und die Treppe hinauf, pochte Marion heraus. Eine halbe Stunde später verließ sie die Villa, in ihrem Radfahrkostüm, ein Tuch um Kopf und Schultern.

Die Menge hatte sich schon verlaufen. Nur einzelne Gruppen standen noch hier und dort, am Wege, bei der Laufbrücke. Sie sahen erstaunt auf die zierliche Gestalt in der wunderlichen Vermummung. Der eine oder andere erkannte sie, rückte an der Mütze, brummte etwas Unverständliches, der oder jener lachte auch wohl hinter ihr her.

Jenseits der Divorca, auf dem Installationsgebiet war es leer. Die Mehrzahl der Lampen war erloschen, die langen Werkstattsgebäude warfen dunkle Schatten. Aber vom Bahnhof her leuchtete es noch hell, drangen Menschenstimmen herüber.

Furcht! Pah — Furcht kannte sie nicht. Im Notfall . . . sie hatte ja hinten in der Tasche ihren kleinen

Revolver. Nicht mehr freilich als ein Spielzeug aus Tulasilber und Nickelstahl, aber es knallte doch —

Auf dem Perron standen etwa zwanzig Männer. Meist Arbeiter, die soeben erst aus dem vorderen Vollausbruch gekommen waren und erst hier von dem Unfall erfuhren; ein paar Leute schleppten Faschinen heran und türmten sie neben dem Geleise auf.

Odile spähte umher. Sie hatte gehofft, irgendeinen Beamten, einen Ingenieur hier zu finden. Vergebens. Aber dann erkannte sie den alten Alesio.

Die Männer waren inzwischen auf sie aufmerksam geworden, zischelten, wiesen sich gegenseitig auf die am Gatter Lehnende hin.

Da winkte sie den Capo zu sich heran. Er kam mit abgezogenem Hut: „Commandi, eccellenza?“

Mühsam setzte sie dem Alten in ihrem schlechten Italenisch ihren Wunsch auseinander. Er verstand sie erst nicht, dann lächelte er, immer sehr höflich, maß ihre kleine Figur, streifte die winzigen Füße in den hohen gelben Schnürstiefeln mit einem doch etwas spöttischen Blick, zuckte die Achseln: „Impossibile, eccellenza?“

Sie war darauf vorbereitet gewesen. „Hundert Lire — wenn Ihr mich hineinbringt, Alter!“ Sie griff in die Tasche, streckte ihm ihre kleine Hand hin, gefüllt mit funkelnden Goldstücken — „Und hundert dazu, wenn wir glücklich wieder herauskommen.“

Hundert Lire! Madonna! Wie sie glitzerten —

Noch immer hielt der Alte den Hut in der Hand. Jetzt setzte er ihn plötzlich wieder auf, mit einer widerwilligen Be-

wegung: „Impossibile, eccellenza! Ja — wenn Sor Matthiesen nicht wäre! Aber es ist verboten — streng verboten — und mit Sor Matthiesen ist nicht zu spaßen —“

Sie trat etwas näher zu ihm hervor. „Fünfhundert Lire . . . und noch fünfhundert Lire, wenn wir heraus sind!“

Tausend Lire! Madonna! Was konnte man sich nicht für tausend Lire kaufen! Diese Reichen! Und nun gar erst diese reichen Weiber! Was diese hier nur antrieb? Und wie ihre Augen funkelten, fast wie das rote Gold . . .

‚Impossibile —‘, wollte er wieder sagen. Aber das Wort erstarb ihm auf der Zunge. Er dachte dann: wenn sie den anderen drüben nur den zwanzigsten, den vierzigsten, den fünfzigsten Teil bietet — zehn für einen sind bereit. Und zugleich schoß ihm durch den Kopf, daß er so oft Sor Matthiesen mit der Contesina gesehen hatte —

„Eccellenza, es ist sehr schwierig. Ein Zug geht nicht mehr: der letzte ist ja mit den Herren eingefahren und bleibt gewiß! drinnen. Zu Fuß, Eccellenza? Acht Kilometer, Eccellenza, . . . Aber wenn Eccellenza durchaus befehlen —“

Ein Alp fiel ihr von der Seele. Aufjubeln hätte sie mögen!

Der Alte führte sie in den Ankleideraum, kraute sich, während er die Anzüge der Beamten durcheinanderwarf, hinter den Ohren — was sollte er für diese Puppe nur heraussuchen? Endlich fand er einen Ölmantel Roveres, den er ihr umhing, einen Filzhut von Pestel, der ihm noch am leichtesten schien. Aber die Stiefeln — die Stiefeln? Unmöglich konnte sie doch in diesen hellen schönen teuren Schnürschuhen über all das Geröll und durch den Sumpf waten?

Er suchte es ihr begreiflich zu machen, daß sie ein Paar der ungeheuern Wasserstiefeln überziehen sollte. Aber sie wehrte schaudernd ab — diese Leviathane reichten ihr ja bis an die Hüften.

Dann, als sie, die Grubenlampe in der Hand, einen Blick in den kleinen trüben Spiegel warf, huschte doch ein flüchtiges Lächeln über ihr Gesicht. Wie sie komisch aussah in dem runden Filzhut und dem plumpen schmutzigen Ölmantel. Schön wahrhaftig nicht! Aber die Herzogin von Uzès als Chauffeuse auf ihrem Automobil sah auch nicht berückend aus. Und dann — der Triumph! Der Triumph, wenn sie dort weit im Innern des ungeheuren Schlundes plötzlich an seine Seite trat! Und doch auch der andere Triumph, wenn sie einmal in ihrem Salon in der Avenue Kleber erzählen konnte: „Als ich im Tonale-Tunnel war — damals, während des großen Unglücks —“ Und überhaupt dieser ganze prickelnde Nervenreiz . . .

„Avanti, Alesio!“

Der Alte lächelte jetzt auch, nachdem die Contesina die großen Lederstiefeln abgelehnt hatte. Ganz seltsam lächelte er.

Sie schritt tapfer aus.

Zwar zuerst, als sie durch den dicken Rauchschwaden am Eingang hindurch mußten, rümpfte sich unwillkürlich das feine Näschen. Aber dann ging's zuerst überraschend gut — eigentlich war das gar nicht so schlimm, höchstens ein wenig unbequem . . .

Ja! Unbequem war's freilich. Auf die Dauer vielleicht auch anstrengend. Aber gewiß nicht mehr, als eine

Partie im Zermatt oder im Berner Oberland. Bewahre — nur der Hut so schwer und der alte schmutzige Mantel!

Eine miserable Luft. In der Tat. Und dies ewige Achtgeben auf die Geleiseschwellen, auf das Geröll, auf die Röhren rechts, den offenen Wasserkanal links!

Aber trotzdem: es ging schon. Man mußte höchstens die Zähne etwas zusammenbeißen.

Und der Triumph . . . so an seiner Seite zu stehen . . . ganz dort hinten . . . der Gefahr gegenüber. Lachen hätte sie mögen, wenn sie an seine erstaunten Augen dachte: ‚Gräfin, Sie sind doch wirklich ein guter Kamerad!‘

„Wie weit sind wir denn eigentlich, Alesio!“

„Na . . . so etwas wie einen Kilometer, Eccellenza —“

Erst einen — einen Kilometer! Sie erwiderte nichts. Aber nun biß sie wirklich die Zähne zusammen. Es war doch ermüdend; etwas anderes als eine kleine Bergbesteigung. etwas anderes als eine Radfahrt! Diese Luft! Diese qualmige, verpestete Atmosphäre —

Der Capo hatte ihr längst die Grubenleuchte abgenommen. Ein galanter Mann — der Alte! Immer leuchtete er ihr vor die Füße, damit sie sehen sollte, wohin sie trete. Aber trotzdem stießen die zarten Füßchen in den dünnen Chevreuxstiefeletten sich alle Augenblicke an eine Schiene hier, eine Schwelle dort, ein Stück Stein, ein Stück Holz, eine scharfkantige Schraube. Und die Feuchtigkeit, so gering sie hier noch war, drang durch das dünne Leder und die Seidenstrümpfe; die Füße begannen empfindlich zu schmerzen; der Kopf noch mehr.

Eine Regentraufe von oben —

Eine kurze, bessere Strecke; am First, an beiden Seiten Arbeiter bei elektrischer Beleuchtung, im Vollausbruch. Aber ein Hämmern und Dröhnen, als arbeiteten die Bohrmaschinen unmittelbar am Kopf. Dann wieder eine Dusche; durch den Mantel dringt's hindurch, durch das Jäckchen, und der Schweiß bricht aus allen Poren. Welch eine unsinnige Hitze . . . wie können Menschen hier stundenlang atmen, arbeiten?

„Wie weit ist's denn noch?"

„Bis vor Ort, Eccellenza?"

Sie nickte nur, so schwer wird ihr jeder Ton.

„Ecco . . ecco, Eccellenza! Wenn wir so weiterkommen . . . in drei Stunden . . ."

Mit einem halb verzweifelten Blick streift sie ihn, wie er gleichmäßig und ruhig ausschreitet. „Kann's denn noch schlimmer werden, Alter?"

„Oh! Oh, Eccellenza! Bis hierher ist doch nur una passeggiata, ein Spaziergang. Erst, wenn die Beleuchtung ganz aufgehört und der Sumpf beginnt und wir das schlechte Wasser bis an die Knie haben — so hoch und höher — und es heiß zu werden anfängt — ja dann, Eccellenza, dann wird's schwer . . . Jetzt, pah —"

Wieder eine Wegstrecke! Es muß gehen — es soll gehen — es wird gehen.

Dann die leise Bitte: „Ein paar Minuten Rast nur . . ."

Ein galantuomo der Alesio! Hat nicht umsonst bei den Bersaglieri gestanden. Vorsichtig geleitet er die auf den Tod Erschöpfte seitwärts, macht im Querschlag ein eigenartiges Sitzplätzchen zurecht.

Die Augen geschlossen, mit hämmernden Pulsen, ruht sie ein paar Minuten. Dann rafft sie sich wieder auf. „Avanti . . . avanti!“

Und wieder geht er mit seinen unheimlich großen ruhigen Schritten neben ihr her, leuchtet auf das Geleise und — rechnet im stillen schon aus, was er wohl für die leichtverdienten fünfhundert Lire — vielleicht werden's auch tausend? — kaufen soll. Für ein Drittel Staatsrente, ein Drittel in die Sparkasse, hundert Lire für eine goldene Brosche, ein Faß Wein, ein Herrenanzug . . . ein Restchen fürs Lotto! Man kann nicht wissen . . .

Weit geht die Contesina gewiß nicht mehr. Da, die Stiefelchen sind ja schon vorn ganz durchgestoßen — armes, kleines Füßchen —

Aber Odile schreitet immer noch weiter. Es ist freilich schon halb wie im Traum; ein mechanisches Anheben der Füße, ein mechanisches Niedersetzen. Und dabei immer das wunderliche Gefühl, eine unheimlich schwer goldene Krone auf dem Kopf zu tragen und unter einer Luftpumpe zu atmen. Atmen . . . ja, ist denn das ein Atmen?! Und die roten Ringe vor den schmerzenden Augen . . . kreisend, sich verschlingend, sich wieder lösend . . Und jetzt senkt sich ganz langsam die Decke . . . sie nennen's ja wohl den First? . . . tiefer, immer tiefer, die Steinwände schließen, schieben sich enger zusammen . . . war's nicht so in den Katakomben zu Rom? . . . damals . . . ein großer Sarkophag . . . ein Grab von Stein . . . wo? . . . wo ist er denn, der starke Deutsche? Wo ist . . .

Plötzlich steht sie still, zitternd, und hebt die Arme, wie abwehrend, gegen die Steindecke —

Und dann packt sie krampfhaft des Alten Arm: „Ich ersticke ... hinaus will ich ... gleich ... schnell ...“ und fällt schwer gegen seine Brust ...

„Jawohl, Eccellenza! Commandi pure, Eccellenza!“ Oh — der alte Alesio hatte schon andere in den Armen gehalten, als solch Püppchen! Madonna! Wie ein Federchen! „Unbesorgt, Contesina! So, legen Sie sich nur hier an, ich trag' Sie schon heraus ... ganz geschwind ...“ — —

Odile kam erst wieder zu Bewußtsein, als die kühle Morgenluft sie umfing, vor dem Stolleneingang.

Der galante Alesio hatte sie auf einen Haufen Schwellen niedergleiten lassen, mit einem Stapel leerer Dynamitkisten im Rücken. Jetzt stand er vor ihr, ein Glas Wermut in der Hand: „Ein kleines Schlückchen, Eccellenza! Nur gerad' um die Lippen anzufeuchten!“

Was war das nur für ein wüster Traum gewesen? Als ob sie schon im Grabe läge, in einem engen Steinsarg, tot und doch lebendig ... und von außen hämmerten sie ohne Unterlaß gegen die Wände, meißelten sie daran herum ... eine Inschrift: ‚Hier ruht die tapfere Odile ... in ihrer ganzen unsterblichen Lächerlichkeit ...‘

Sie sah sich um. Es dämmerte bereits selbst hier im engen Tal. Aber der Nebel lag dicht, unheimlich über dessen Sohle —

„Exzellenza sollten nach Haus zu gehen geruhen. Eccellenza werden sich erkälten —“

Jawohl ... nach Hause!



Nein, nein! Nur nicht nach Hause!

Trotz, Bitterkeit, Scham — alles zugleich war in ihr. Sie fühlte sich wie zerschlagen, sie fröstelte heftig. Aber sie streckte doch die Hand nach dem Glase aus, trank in einem langen Zuge, reckte sich. „Sie haben mich heraustragen müssen — was? Ich wurde ohnmächtig?" fragte sie hastig. „Gut — gut! Ich weiß schon. Es soll ihr Schade nicht sein. Aber jetzt — jetzt bringen Sie mir schnell ein paar wollene Decken . . . und ein Glas Wasser!"

„Eccellenza —"

„Vorwärts, Alter! Ich zahle!"

„Eccellenza —"

„Ich will hier bleiben — warten —"

Und dann saß sie, ganz zusammengekauert in ihren Decken, und sann und sann. Und wartete auf den Mann, mit dem sie zu spielen gedacht hatte: pour passer le temps — weil er so anders war als die anderen — und der nun ihr Herr geworden war, daß sie ihm nachlief bis in die ewige Nacht, und daß sie hier saß und wartete und in die wallenden Nebelwogen starrte. Vor Frost erschauernd, fiebernd, so elend . . . so elend!

Und doch nicht unglücklich —

Wartete und wußte, wenn er dort heraustrat aus dem Rauchschwaden, stolz, hochaufgerichtet, einer Eiche seiner Heimat vergleichbar, daß er dann lächelnd zu ihr sprechen würde: ‚Aber, Gräfin, welche Torheit! Ich sagte Ihnen doch, das ist nichts für Damen und für Kinder!' Und daß sein erster Blick dann an ihr vielleicht vorübergleiten werde zur Villa

Lintal, nun nicht mehr lächelnd, ernst, mit einem Schmerzenszug um die Lippen! Ah, wenn er sie einmal so anschauen wollte . . .

Drüben schritt der alte Alesio immer noch auf und ab. Wie eine Schildwache. Als galantuomo und seiner tausend Lire wegen. Man mußte doch auch sehen, wie das denn eigentlich enden würde?

Eine Stunde verging und noch eine. Aus den Werkstätten klang der Glockenton, der zur Arbeit rief.

Ob Madeleine wohl noch schlief? Vielleicht — wahrscheinlich! Denn wenn auch sie ihn liebte — trotz alles Hasses liebte — solch ein Weib aus lebendigem Marmelstein findet wohl selbst jetzt Schlaf! Der rast es nicht durch die Adern, schnürt es nicht das Herz zusammen, läßt es nicht den Atem stocken. . . dies unselig selige Gefühl! Diese tausend Wonnen und tausend Schmerzen!

Was ist denn das?

Drinnen im Bahnhof schlägt die elektrische Klingel an.

Auf dem Perron wird es lebendig. Auch der Alte eilt hinüber — die Leute stecken die Köpfe zusammen, gestikulieren —

„Alesio!"

Aber er hört nicht. Nicht um noch einmal tausend Lire —

Denn nun kommt es auch schon herangekeucht —

Ganz langsam, vorsichtig.

Aus dem Rauchschwaden heraus löst sich die Maschine. Eine einzige Lowry dahinter. Drei Männer darin, knieend,

mit toternsten Gesichtern, den Blick auf dem Boden, als könne er sich nicht losreißen . . .

Odile sprang auf, warf die Decken ab, stürmte quer über das Geleise, der Maschine nach.

Niemand achtete auf sie.

Nun hielt der Zug. Ohne Pfiff, ohne Glockenschlag. Und kein lautes Wort.

Die drei Männer sprangen vom Wagen. Aber sie griffen gleich wieder in das niedrige Gestell hinein; ein paar andere traten hinzu, halfen, faßten mit an — es mußte eine schwere Last sein —

Odile stand am nächsten Holzpfeiler. Ihr Haar halb aufgelöst, die Hände an der Stirn, weit vorgebeugt, atemlos voll Vorahnung —

Und da sah sie, in den Armen des Arztes, ein Antlitz, aus dem jeder Blutstropfen gewichen war, und zwei große, mächtige, weitgeöffnete Augen. Sein Antlitz — seine Augen —

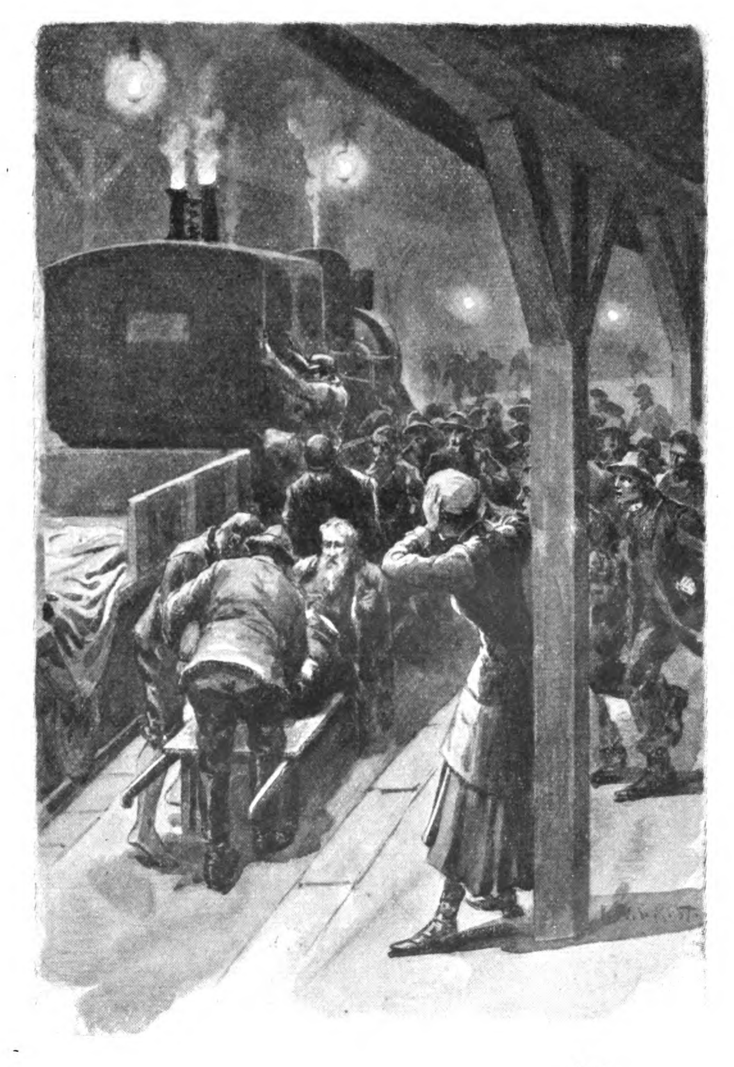
Wie gelähmt stand sie an ihrem Pfeiler und spähte —

Sie hoben ihn herab. Ganz langsam, ganz vorsichtig. Sie ließen ihn niedergleiten auf eine Tragbahre neben dem Wagen. Plötzlich schrie Odile auf.

Zwischen den auseinandergerissenen Kleidern hatte sie auf der Brust einen Verband gesehen und rote Blutflecken —

Sie stürzte vorwärts.

Aber ehe sie noch an die Bahre herankam, hatte der Doktor ihren Arm gepackt. Wider Willen wohl so hart, so unerbittlich. Er streifte sie mit einem erstaunten Blick: „Bitte,



Gräfin! Er ist auf den Tod verwundet! Hier ist kein Platz für Sie!“

Und zwei Männer huben die Bahre an und trugen sie fort. Ganz vorsichtig. Ganz langsam . . .

Die übrigeu folgten. Auch Alesio. Wie hinter einem Sarge schritten sie einher.

Odile blieb allein zurück. Mit starren Augen sah sie dem kleinen Zuge nach, bis er jenseits der Divorca nach dem Schloß zu einbog. Am Friedhofe vorbei —

XII.

Auf den Tod verwundet! — Ein Dolchstich, . . . die Lunge verletzt! Madeleine . . . er wird sterben! Sterben . . .“

Odile kniete am Bett Madeleine Lintals und barg das Haupt in den Kissen. Übernächtigt, fiebrig, mit halbgelöstem Haar, das Gesicht vom Dunst und Rauch des Stollens geschwärzt, die tiefumränderten Augen voll heißer Tränen.

Die Arme schlang sie um die Freundin, ihr zarter Körper erzitterte, aus jedem Aufschrei klang es wie die verzweifelte Bitte: ‚So hilf mir doch!‘ — und wenn sie den Blick hob und Madeleine ansah, mit irren Augen, dann war dennoch ein Aufleuchten darin, wie lodernder Zorn: ‚Wage nicht etwa, ihn als dein Eigentum zu betrachten! Du, die du ihn geschmäht, gehaßt, beschimpft hast!‘

Aber Madeleine Lintal bemerkte es nicht.

Sie fragte auch nicht — nichts fragte sie.

Ihr war es, als habe sich nur erfüllt, was sie in diesen endlosen, schrecklichen Nachtstunden vorausgeahnt hatte: das große Unglück. Es hatte ja kommen müssen — um sie ganz zu zerschmettern.

Regungslos lag sie. Mit geschlossenen Augen, die Arme gestreckt, die Hände fest in einander verschränkt.

... es hatte ja kommen müssen ...

... damals, in den Stunden wilder Verzweiflung, nach dem Tode des Vaters, hatte sie die Vergeltung auf ihn herabgerufen, — Auge um Auge, Zahn um Zahn! — Nun war er geschlagen, todwund. Nun würde er sterben ...

... sterben, noch ehe sie sich vor ihm niederwerfen konnte, das hochmütige Haupt bis in den Staub gebeugt, und bitten und flehen: ‚Vergib!‘

... vergib, daß ich dir fluchte! Vergib, daß ich dich verleumdete! Vergib, daß ich dich verkannte! Ich kannte dich ja nicht!

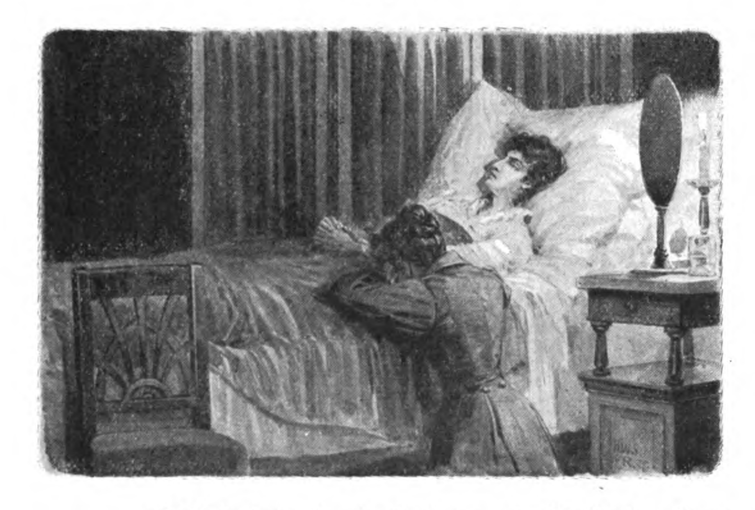
... vergib! Ich will dann gehen, daß dein Auge nicht mehr auf mich zu fallen braucht. Aber laß mich nicht gehen, ohne daß du mir verziehen hast!

.... und auch das! Ich will mich vor dir demütigen. Du sollst wissen, daß ich dich immer geliebt habe. Daß ich dich liebte, während ich dir fluchte. Auch das sollst du wissen. Und dann will ich gehen!

Regungslos lag sie.

Es tat ihr so weh, dieser leidenschaftlich wilde Jammer Odiles — körperlich weh. Diese hohen Töne, diese abgerissenen Rufe, in denen die Kleine zu berichten versuchte. Dieses sich Anklammern, als ob sie von ihr Hilfe begehre! Von ihr, die in dieser Stunde selbst so unsagbar hilfsbedürftig war. Und dazwischen immer wieder dies scharf betonte: ‚ich wollte zu ihm! Ich wollte neben ihm sein, mit ihm! Ich wollte ihm meine Liebe offen bekennen, vor ihm und vor aller Welt ... meine erste große, meine erste wirkliche Liebe ...‘

Selbst in dieser Stunde begehrte sie ihn für sich.



. . . vielleicht hatte sie ein Recht dazu? Vielleicht wären für ihn aus diesem heißen, diesem wunderlichen kleinen Herzen wirklich duftende Rosen entsprungen!

Odile liebte ihn ja —

Auch Odile liebte ihn — den Todwunden —

Und es war Madeleine, als lösche unter dem Schatten das Todes alles aus, was die letzten Wochen zwischen die Freundin und sie geschoben.

Sie öffnete die Augen, sie umschlang Odile mit beiden Armen und zog sie an sich. Und nun kamen auch ihr die Tränen —

Tag um Tag gingen sie gemeinsam den Schmerzensweg hinauf zur Burg. Stunde um Stunde harrten sie unter dumpfem Schweigen im Zimmer des Greises auf jede neue

Nachricht über den Verwundeten. Dann und wann schlich der Marchese auf leisen müden Sohlen hinaus und die tiefausgetretenen Steinstufen hinan, um nachzufragen. Und wenn er zurückkam, setzte er sich wieder wortlos zu ihnen, mit hängendem Kopf. Sie fragten nicht.

Der letzte Rest von Lebensmut schien von dem alten Manne abgefallen zu sein. Seine Drehbank stand unberührt unter einer dicken Schicht von Spänen und Staub. Den Streit mit der Bahngesellschaft vernachlässigte er. „Mögen sie mir doch auch noch mein Haus nehmen; ich finde ja doch bald ein anderes, ewiges. Es ist alles gleich — jetzt! Wozu soll das Alter leben, wenn die Jugend stirbt. — Ich hab' ihn so sehr lieb gehabt — ihn — dort oben —“

Dort oben —

Einmal war Odile plötzlich jäh emporgefahren: „Ich will hinauf! Ich will —“

Da hatte der Greis beschwörend die Hände erhoben. Und die Gräfin war auf ihren Sessel zurückgesunken. Sie wußte ja: dort oben hielt am Krankenlager jemand Wacht, der mit eifersüchtiger Liebe den Eintritt verwerte.

Am ersten Tage war Madeleine hinaufgestiegen und hatte geharrt, geduldig, demütig, bis vor ihr ein bleiches Mädchengesicht auftauchte, das wie versteinert aussah und nichts für sie hatte, als ein einziges deutsches hartes Wort. Ein kurzes „Bedaure —“

Dann und wann sprach einer der Beamten oder Ingenieure bei dem Marchese vor. Täglich auf kurze Minuten auch der Arzt. Immer mit dem gleichen Achselzucken. „Er hat eine Riesennatur. Aber der Schurke traf nur zu gut —“

Wenn dann Madeleine und Odile zur Villa zurückgingen, am Ufer der Divorca entlang, immer den Friedhof am Fuße des Brancafelsens vor Augen, dann hasteten sie unwillkürlich, um dem brausenden Arbeitslärm, der von jenseits des Flusses herüberdröhnte, zu entfliehen. Jeder Hammerschlag und jeder Maschinenpfiff mahnte sie daran, wie dort drüben die Arbeit fortging, während der, der ihr zum Opfer gefallen war, im Sterben lag.

Jetzt haßte Odile den Tonale-Tunnel wie ihn Madeleine Lintal haßte. Diesen Weg durch Stein und Nacht, um dessen willen sich am düsteren Branca Hügel an Hügel und Kreuz an Kreuz reihte. Nicht lange wohl, und es hob sich ein neues unter ihnen . . .

Aber die Gedanken dessen, um den sie bangten, galten auch jetzt allein seinem großen Werke.

In seinen Fieberphantasien sprach er nur von ihm. All die Tage, in denen er mit dem starren Felsen gerungen, schienen wieder vor seinem Geist vorüberzuziehen, und es war Gertrud bisweilen, als gelte dieser leblose, harte, widerspenstige Stein ihm gleich einem lebendigen Geschöpf, mit dem er ringen und kämpfen müsse, Körper gegen Körper, Geist gegen Geist.

Als dann endlich das Wundfieber gebrochen war, in den ersten Augenblicken klaren Bewußtseins, klammerte sich wieder all seine Sorge an den Fortgang des Unternehmens. Er fragte nicht nach dem entflohenen Mordbuben, er verlangte nur Bericht — Bericht — Bericht! Und war doch viel zu schwach und siech, um auch nur fünf Minuten hindurch den beruhigenden Worten Arnolds zu lauschen, der —

selbst kaum genesen — von Gertrud als erster außer dem Arzte an das Krankenlager gelassen wurde.

Auch nach Odile fragte Matthiesen nicht. Auch nicht nach Madeleine Lintal.

Er fragte nicht. Bisweilen, wenn er ganz still mit halbgeschlossenen Augen lag, die starken Hände, die so schlank und durchscheinend geworden waren, auf dem Betttuch gefaltet, glaubte Gertrud freilich, daß seine Gedanken hinüberwanderten nach der Villa am Brancahang. Aber diese Gedanken mußten ernst und schmerzlich sein, denn dann furchte sich bald die hohe Stirn, und das Gesicht verfinsterte sich. Bis er sich, wie gewaltsam, losriß und hastig fragte, ob Arnold nicht dagewesen sei oder Gardoni oder Pestel?

Ganz langsam nur ging es aufwärts, unter öfteren Rückschlägen. Die Wunde hatte sich äußerlich geschlossen, aber der verletzte Lungenflügel schien nicht gut verheilen zu wollen, und bisweilen zeigten sich Erscheinungen, plötzliches Fieber, Ohnmachtsanfälle die den Arzt befürchten ließen, daß Matthiesen in jener Unglücksnacht auch die Keime der spezifischen Tunnelkrankheit in sich aufgenommen habe, die nun der geschwächte Körper nicht abzustoßen vermochte.

Der August kam heran. Draußen brütete eine Hochsommerhitze über dem engen Thal, daß die grünen Hänge wie verdorrt und verbrannt erschienen. Selbst die dicken Mauern des alten Schlosses durchdrang die Glut. In dem Krankenzimmer mußten große Bottiche mit Eis aufgestellt werden, und doch litt Matthiesen schwer unter der Hitze.

Eines Spätnachmittags wurde Gertrud auf den Korridor hinausgerufen.

Doktor Gisbert und Arnold standen dort — aber hinter ihnen, an der Fensterwand, Madeleine und die Gräfin.

Arnold trat rasch auf Gertrud zu, ehe sich noch ihr Erstaunen zu einer Bewegung feindseliger Abwehr verdichten konnte.

Auf seinem Gesicht lag der Widerschein heller Freude.

„Fräulein Matthiesen,“ sprach er hastig, „eine frohe, endlich einmal eine frohe Nachricht: der Parallelstollen ist durchschlagen. Der Doktor meint, ich solle es Ihrem Herrn Bruder mitteilen. Und da . . . Fräulein Gertrud, wir trafen die Damen unten . . . würden Sie gestatten, daß sie im Nebenzimmer, bei angelehnter Türe —“ er sagte es nun doch etwas stockend, mit ganz leiser Stimme — „Fräulein Gertrud, Tag um Tag sind sie gekommen . . . seien Sie barmherzig . . . ich bitte Sie . . .“

Einen Moment stand Gertrud wortlos, mit gesenktem Kopf. Dann sah sie auf, begegnete dem fragenden Blick des Arztes, den bittenden Augen Arnolds.

Sie sprach auch jetzt kein Wort.

Aber sie trat ein wenig vor, machte eine kleine Bewegung mit der Hand und schritt schnell voran bis zur nächsten Tür, öffnete sie und ließ Madeleine und Odile eintreten. Dann ging sie in das Nebenzimmer, die Tür hinter sich halb offen lassend.

Madeleine und Odile standen dicht nebeneinander. Sie konnten bis zum Krankenbett hinübersehen, auf das eingefallene starkknochige Gesicht, das ein langer Vollbart umrahmte. Sie hörten, wie die Schwester fragte: „Bruno, Arnold ist draußen, er möchte dir gern etwas mitteilen, etwas Gutes, Erfreuliches.



Auch der Doktor. Darf ich sie hereinlassen.“ Und sie sahen, wie Matthiesen den Kopf ein wenig hob und nickte.

Auf leisen Sohlen kamen die beiden herein. Der Kranke streckte ihnen die Hände entgegen. Gertrud hatte sich an das Kopfende des Bettes gestellt.

„Etwas Gutes bringen Sie, alter Arnold? Das ist selten geworden für mich.“

Odile griff nach dem Arm der Freundin, als sie die ersten Worte Matthiesens hörte.

Wie seltsam verändert, wie viel weicher seine Stimme klang!

Madeleine regte sich nicht. Aber es war, als sei aus ihrem Gesicht der letzte Blutstropfen gewichen.

„Etwas wirklich Gutes, Herr Matthiesen — etwas Großes! Aber Sie dürfen sich nicht aufregen. Es soll Ihnen nur Freude machen . . .“

„Ich bin ganz ruhig . . .“

„Nun dann: heut früh zehn Uhr erfolgte auf Meter 7730 der letzte Durchbruch im Parallelstollen. Aber nicht nur das! Schon in den ersten drei Stunden, nachdem wir den neuen Röhrenanschluß für die Ventilation fertig gestellt hatten, sank die Temperatur vor Ort um mehr als einen Grad. Sie sinkt seitdem unausgesetzt. Der Windstrom bläst geradezu mächtig durch den Hauptstollen wieder heraus. Die Luft bessert sich gleichmäßig, Herr Matthiesen, ich — wir alle wünschen Ihnen viel, viel Glück. Jetzt sind auch die letzten Zweifler besiegt. Jetzt ist die Weiterarbeit, jetzt ist die Vollendung gesichert. Und das, das ist ganz allein Ihr Werk!“

Arnold hatte in seiner schlichten Weise gesprochen — die letzten Worte doch mit leiser zitternder Stimme.

Sie sahen alle auf den Kranken, in angstvoller Erwartung.

Denn sein Kopf war wieder in die Kissen zurückgeglitten; er lag ganz regungslos.

Madeleine und Odile wagten kaum zu atmen.

Da richtete sich Matthiesen plötzlich ein wenig empor, schob die Ellbogen unter, mühsam, so daß Arnold ihn schnell stützte.



„Ich wußte es ja!“ sagte er. „Aber trotzdem — die Freude ist überwältigend. Es ist doch an Oberst Sicher telegraphiert worden.“

„Gewiß — sofort!“

Matthiesen sah mit großen, weitgeöffneten Augen gradaus, zum Fenster hinüber — als suche sein Blick in weite Ferne zu schauen.

Eine Sekunde schwieg er.

Dann sprach er, und so leise seine Stimme klang, jedes Wort drang bis in die entferntesten Ecken des großen Raumes: „Mein Werk? Nein — nein! Ich bin nur der Vollender — will's Gott! Und darum wünsche ich, Arnold, und bitte Sie: gehen Sie zu Fräulein Madeleine Lintal und sagen Sie ihr, nun sei das Werk ihres Vaters, meines verehrten Meisters, gesichert, der letzte Schatten, der auf seinem Namen ruhte, getilgt. Und das — das ist das größte Glück, das mir dieser Tag bringt —“

Er sank zurück. Über seinem Gesicht lag ein Schimmer, wie im Abglanz dieses Glückes, das er eben genannt. „Dank!“ flüsterte er noch einmal, mit wieder geschlossenen Augen. „Mir ist sehr wohl. Ich will nun ruhen —“

Aus dem Nebenzimmer tönte ein leises, mühsam unterdrücktes Schluchzen. Doktor Gisbert drückte schnell die Tür in den Rahmen uud wandte sich wieder seinem Kranken zu.

Er atmete ganz ruhig und gleichmäßig.

Am Kopfende des Bettes aber standen Arnold und Gertrud, Hand in Hand. Die Augen feucht, freudig bewegt. Sie hatten kein Wort miteinander gesprochen. Aber es bedurfte dessen zwischen ihnen nicht.

Der Doktor nickte ihnen zu: „Ja, das Glück —“ sagte er leise.

Als Gertrud einige Minuten später in das Nebenzimmer trat, fand sie es leer. Doch auf der Stelle, wo die beiden Frauen gestanden, lag eine rote Rose.

Sie hob die Rose auf und betrachtete sie sinnend. Lange — lange —

Dann ging sie wieder hinüber, nahm vom Kaminsims ein altes langestieltes venetianisches Glas, das ihr der Marchese geschenkt, füllte es mit frischem Wasser und stellte es mit der Blüte auf das Tischchen neben des Bruders Bett

Es dämmerte schon leicht. Aber ein letzter Sonnenstrahl kam noch und spielte gerade über das buntirisierende Glas und die rote Rose hin.

XIII.

Spätherbst —

Wenige Tage noch und die Sonne tauchte zum letztenmal über dem zackigen Algitsch empor, leuchtete zum letztenmal in das enge, tiefe Divorcatal hinein, das dann auf sechs lange Monate im ewigen Schatten lag.

Auf der Paßhöhe war schon Schnee gefallen. Aber im Tal grünte und blühte es noch an allen Hängen. Die Luft war so lau, wie an linden Frühjahrstagen. Bis in die Nächte hinein saßen im Arbeiterviertel die Leutchen vor ihren Osterien beim Mandolinenklang und frohen Liedern. Nie war der Wein so gut geraten als heuer — und nie der Verdienst so hoch als jetzt, wo in beiden Stollen und am Vollausbruch des Tunnels mit ganzer Kraft gearbeitet wurde. Verdienst in Hülle und Fülle: schon begannen auch die Arbeiten an der Anschlußstrecke von Süden her. Wer nur die Hände regen mochte, hatte, wenn nicht sein Huhn im Topfe, so doch seine Polenta und seine Crochetti dazu oder ein braunes Stufatino und konnte doch noch der Sparkasse zinsen und — dem Lotto.

Freilich — nun kam bald der böse Winter —

Aber die Frauen fürchteten ihn nicht mehr, wie ehedem. Der schlimmste Feind, den er sonst brachte, der schien ja gebrochen! Dank der Madonna — es herrschte Gesundheit

im Tal, unter den Großen und unter den Kleinen. Rotbäckig sahen sie aus, die Bambini — wenn sie sich einmal ordentlich gewaschen hatten. Manchmal taten sie's nämlich wirklich, wenn auch ungern und eigentlich nur um der 'gnora Annita willen, aus Furcht halb und halb aus Liebe, denn die mochte die Schmutzfinken nicht — die junge Ingenieursfrau, die immer noch lehrte. Aber nun in einem hübschen stattlichen Schulhaus, das die Verwaltung gebaut hatte. Ja . . . die Verwaltung! Die Volksstimmung über die amministrazione hatte sich entschieden geändert, was auch die alte Nonna sagen mochte: so billig wie bei ihr jetzt hatte man noch nie Kohlen kaufen können, und hübsche eiserne Öfchen gab sie noch dazu gegen ein kleines Leihgeld. Da mochte der Winter nur kommen!

Spätherbst —

Die Divorca ging hoch. Oben im Gebirge hatte es viel Niederschläge gegeben, aber im Tal war es trocken geblieben. Seit Wochen gleichmäßig schönes Wetter.

„Das rechte Wetter für einen Genesenden —" sagte Doktor Gisbert.

Matthiesen machte seinen ersten Ausgang. „Nur bis zum Stolleneingang!" hatte er gebeten. „Nur bis zum Stolleneingang!" hatte der Arzt erlaubt.

Er ging noch am Stock, doch es schien, als bedürfe er dessen kaum. Die Nordlandskraft hatte gesiegt. Langsam, aber hochaufgerichtet schritt er zwischen der Schwester und Arnold, sehr hager, blaß im Gesicht, aber in den Augen die alte sprühende Energie.

Die Oberleitung hatte er schon seit einigen Wochen wieder übernommen. Nun wollte er aber bald Feder und Fernsprecher depossedieren und höchst persönlich regieren, wie er lächelnd erklärte.

Niemand vom Betrieb hatte von diesem ersten Ausgang wissen sollen. Aber mochte der alte Marchese geplaudert oder Giovanella, die Perle, ihre hinter der Thür erlauschte Weisheit zum besten gegeben haben, jenseits der eisernen Laufbrücke stand doch ein kleiner Stab von Beamten — ganz zufällig! — zur Bewillkommnung bereit. Und nun freute Matthiesen sich doch, freute sich noch mehr, als am Stolleneingang eine Schar Arbeiter, die gerade einfahren wollte, ihn mit Jubel begrüßte, freute sich, als Pestel ihn zu dem neuen Ventilationswerk führte und — mit militärischen Strammheit — meldete: „Alles in bester Ordnung!"

Der Arzt mußte mahnen, sonst hätte Matthiesen noch die vergrößerten Anlagen für die Erzeugung des elektrischen Stromes und die neuen Turbinen besichtigt und den kürzlich fertig gestellten Erweiterungsbau für die Schmiede-Werkstätten.

„Sie sehen, Pestel, ich bin noch Gefangener!" sagte er lächelnd. „Anfang nächster Woche revoltiere ich: dann fahren wir zusammen vor Ort — ohne den Doktor da, meinen gestrengen Gefängnisdirektor!"

Auf dem Rückweg blieb er einige Augenblicke gegenüber der Villa Lintal stehen. Die anderen mochten denken, es sei nur, um Atem zu schöpfen. Aber Gertrud wußte es besser. Sie sah, wie er, zum ersten Male, sich schwer auf seinen Stock stützend, den Blick hinüberschweifen ließ zu der Reihe der geschlossenen Jalousien vor den Fenstern. Der kleine Vor-

garten stand noch ganz im Grünen; in der Mitte blühte sogar noch eine prächtige Magnolie, die weißen Blumen leuchteten förmlich aus den dunklen Blättern heraus. Doch das Haus sah herbstlich aus, so öde, so leer.

Langsam ging es weiter.

Wider Erwarten schien ihn der kleine Spaziergang angegriffen zu haben. Er saß eine geraume Zeit ganz still in seinem Lehnstuhl am Fenster des Arbeitszimmers, weit zurückgelehnt. Gertrud fühlte, er wollte allein sein. Aber als sie dann, nach einer halben Stunde, mit einem Glase Wein wieder zu ihm kam, fing er von selbst zu sprechen an.

Er fragte, ohne sie anzusehen: „Sind die Damen aus der Villa schon längere Zeit verreist?"

„Seit vierzehn Tagen etwa, Bruno."

„Gleichzeitig — beide?"

„Jawohl — beide."

„Und wohin?"

„Soviel ich weiß — nach Paris. Aber, bitte, Bruno — nimm deinen Wein."

Er trank den Marsala in ganz kleinen Zügen, gab ihr jedoch das Glas nicht zurück, sondern drehte es langsam in der Hand und sah sinnend auf den winzigen Rest an dessen Boden.

„Ich möchte dich etwas fragen, Gertrud. Du wirst es gewiß nicht mißverstehen: stammten die schönen Rosen, die ich . . . vor der Abreise der Damen . . . alle Tage erhielt, aus der Villa?"

Sie nickte stumm.

„Weißt du, wer sie sandte?"



„Die Gräfin Beauvau.“

Wieder schwieg er geraume Zeit, immer noch mit dem Glase in der Hand, immer ohne den Blick zu heben.

„Liebe Gertrud —,“ begann er dann endlich wieder. „Du hast mir einmal eine einzelne Rose an mein Bett gestellt. Ich erinnere mich genau, es war an dem Tage, an dem mir dein guter Arnold die Nachricht vom Durchschlag im Parallelstollen brachte. Die Rose — war wohl von dir?“

Das Herz quoll ihr über. Es klang so tiefe stille Trauer aus den Worten des Bruders — er, der sonst immer so leicht aufbrauste, dessen Stimme ehedem so voll, so energisch tönte, er sprach jetzt so weich, so sanft —

‚Wenn du doch lügen, wenn du doch verschweigen könntest,‘ dachte sie. Aber das ging ja nicht. So schüttelte sie nur den Kopf.

„Von wem war die Rose?“

„Ich weiß es nicht. Ich fand sie —“

Da hob er zum erstenmal den Blick und sah sie durchdringend an. „Wo? Erzähle!“ Und jetzt lag in seinem Ton doch wieder etwas von dem alten Befehlston, gegen den es keinen Widerspruch gab.

So erzählte sie, unsicher, vielfach stockend.

Er hörte, ohne sie zu unterbrechen, zu. Als sie schwieg, schwieg auch er noch einen Augenblick. Dann sagte er — und Gertrud wußte nicht, wie sie sich den Klang seiner Stimme deuten sollte, so seltsam war er: „Sie wird von Odile gewesen sein . . .“ Und dann: „Du könntest mir noch ein Glas Wein geben —“ Es war, als ob er sie damit aus dem Zimmer entfernen wollte.

Aber am Abend kam er noch einmal auf das Gespräch zurück. Ganz unvermittelt mit der Frage: „Hast du eine der Damen vor ihrer Abreise noch einmal gesprochen?“

„Nur — die Gräfin Beauvau —“

Er nickte. Er fragte nicht weiter. Nicht, wie oft Odile gekommen sei, nicht, ob nicht die andere unten sehnsuchtsvoll auf Nachricht über sein Befinden geharrt hätte? Aber, wieder nach einigen Minuten, meinte er: „Damals — du weißt schon — gab ich Arnold einen Auftrag für Fräulein Lintal. Ihr habt mir nie gesagt, wie sie ihn entgegennahm . . . und ich mochte damals nicht fragen. Heut möcht' ich es wissen — auch das, warum ihr mir nichts sagtet.“

Nun war es da, wovor Gertrud sich so lange geängstigt hatte —

„— Das mag dir Max morgen selbst sagen,“ versuchte sie auszuweichen. Aber er ließ sich nicht abweisen.

Und so gab sie denn Bescheid.

. . . Wie Arnold am Abend nicht angenommen worden wäre, weil Madeleine leidend gewesen sei; wie sie ihn aber am nächsten Tage empfangen habe, in Gegenwart der Gräfin, ruhig und kalt. Gelassen habe sie ihn angehört und dann kurz erwidert: ‚Man kann Herrn Matthiesen gewiß zu seinem Erfolg nur Glück wünschen. Aber er irrt, wenn er von einem Schatten spricht, der bisher auf dem Namen meines Vaters geruht habe. Das Andenken meines Vaters ist immer rein und fleckenlos gewesen. Das sagen Sie Herrn Matthiesen —‘ Dabei hatte sie den Kopf wie zur Entlassung geneigt . . . aber dann sogleich doch wieder hinzugefügt, mit bewegterer Stimme: ‚. . . aber sagen Sie es ihm erst, wenn

er genesen ist! Ich rechte mit keinem Kranken . . .‘ und das Zimmer schnell verlassen . . .

Matthiesen saß wieder schweigend, mit gesenktem Haupt. Bis er endlich die Hand leicht hob: „Es ist gut, Gertrud . . . es ist ganz gut so . . .“

‚Es ist ganz gut so — es ist am besten so!‘ wiederholte sich auch Madeleine Lintal immer auf's neue. ‚Ich mußte ja einen Abschluß finden . . . nun ist er da . . . es wird wohl so am besten sein . . . für uns alle!‘

‚Und wenn das Fazit des Abschlusses nicht ganz stimmt, wenn da ein ungelöster Rest bleibt, wohl für immer: welches Lebensexempel geht denn völlig glatt auf?!‘

Es war keine Reue in ihr über die Antwort, die sie durch Arnold an Bruno Matthiesen erteilt hatte — freilich auch keine Befriedigung. Aber sie, die dem Totwunden, dem Sterbenden die Füße hätte umklammern mögen, ihn um Verzeihung zu bitten, ihm selbst ihre Liebe zu gestehen — sie konnte dem Genesenden und dem glücklichen Nachfolger ihres unglücklichen Vaters nicht verzeihen, daß er der Stärkere blieb. Unter tausend Schmerzen hatte sie sich das damals, in jener schrecklichen Nacht, klar gemacht, meinte sich damit zum Recht und zur Ruhe durchgerungen zu haben — und wußte nun doch: ‚es mag wohl so am besten sein . . . für uns alle — wenn auch der Rest ungelöst bleibt!‘

Ihre starke Seele, deren erzener Panzer auf kurze Zeit abgeglitten war, als sie ihn im Leid wußte, richtete sich zu neuem Stolz auf, oder zu neuem Trotz. Und fühlte eine leise, schmerzlichsüße Genugtuung darin, die arme schwache Kreatur neben sich zu stützen, zu halten, zu trösten, den

Schmetterling, der in die Sonne hatte fliegen wollen und sich so schmählich die bunten Flügel verbrannt hatte.

Denn, wenn Odile Beauvau vielleicht noch immer gehofft hatte, die kargen Minuten im Nebengemach des Krankenzimmers hatten sie belehrt, daß sie für Bruno Matthiesen nie mehr gewesen war, als höchstens ein kleiner anmutiger Kamerad, daß er nur, nur an seine Arbeit dachte — und an Madeleine.

Es gab Augenblicke, Stunden, in denen sie die Freundin haßte. Aufstacheln hätte sie dann Madeleine mögen zu noch härterer Schärfe und ihr zugleich in's Gesicht lachen: ‚Du Törin! Du Närrin! Nur zuzufassen brauchen und nicht die Hand heben wollen!‘ Und inmitten aller verzehrenden Eifersucht klammerte sie sich doch immer wieder an die Stärkere an, weinte sich an demselben Herzen aus, das sie eiseskalt schalt, ließ sich wie ein Kind in die Arme nehmen und wie ein krankes Kind behandeln.

Als Madeleine Lintal den Entschluß gefaßt hatte, Usella zu verlassen, begehrte sie auf, tobte, schrie wie ein Kind — und ging doch mit wie ein gehorsames Kind, nachdem ihr erklärt war: ‚es muß sein, grad um deinetwillen!‘

Nun saßen sie in dem koketten kleinen Hotel der Avenue Kleber, das „der gute Leon“ seiner Odile hinterlassen hatte, und um sie brauste der ausklingende Lärm des ungeheuren Weltenmarktes, der Exposition universelle der ruhmgekrönten dritten Republik.

„Gut denn! Gut! gut! Ich kann mich auch in Paris vergraben mit samt meinem gebrochenen Herzen!“ hatte die

Gräfin noch auf der Fahrt immer auf's neue wiederholt. „Grade in Paris!"

Am zweiten Tage aber verlangte sie hinaus nach der Rue des Nations, den gleißenden Stuckpalästen der Völker am Seinequai — „wir müssen doch wohl! Der Schluß der Ausstellung steht ja vor der Thür!" — und als sie einmal mit Madeleine von dem Pont Alexandre bis zum Marsfeld geschritten war, hatte sie fast verängstigt erklärt: „Um aller guter Götter willen! Wie mich die Leute anschauen! Ich sehe gewiß ganz verbauert aus. Morgen muß ich zu Paquin und Felix."

Marion hatte seitdem gute Tage.

Und trotzdem, Madeleine empfand es immer wieder, war der verzweifelte Schmerz der kleinen Frau nicht unecht. Nichts an ihm war gemacht. Mitten im rauschenden Trubel der Ausstellung, heut, wenn sie vor den Schmuckschaukästen von Lalique in staunende Bewunderung versunken war, morgen, wenn sie die Textilhallen durchquerten, faßte sie nach dem Arm der Freundin: „Ich muß nach Hause! Ich muß mich ausweinen! Komm!" Einmal, als sie vor den riesigen deutschen Elektromotoren standen, dem rhythmischen Gleichklang der Arbeit lauschend, dem Rauschen der gigantischen Räder, dem sausenden Spiel der Kolbenstangen, wurden ihre Augen plötzlich ganz groß und sie wäre ohnmächtig niedergeglitten, wenn Madeleine sie nicht mit starkem Arm gehalten hätte: „Ich meinte, ich hörte seine Stimme!" sagte sie nachher.

Manchmal füllte Madeleines Herz sich mit wirklichem Mitleid: litten sie nicht beide den gleichen Schmerz?! Und dennoch, dennoch — es war so ganz anders. Denn, auch

daß wußte sie: Flammen der Leidenschaft erlöschen schnell — und lassen oft wenig Brandwunden zurück. Die Wunden, die sie selbst trug, konnten nie verharrschen. Aber Odile würde sich betäuben, würde schließlich — vielleicht — vergessen!

Wo in der Welt vergißt man denn so leicht, wie im goldenen Babel —

„Keine Bekannten sehen! Nur immer ausweichen!“ hatte Odile zuerst gesagt. Aber die Freundinnen und Freunde sahen sie und suchten sie. Und nach acht Tagen saß sie mitten unter ihnen im Restaurant des Deutschen Hauses beim Dejeuner oder bei Ledoyen vor der Pforte der Ausstellung, und es schwirrte hin und her: „Wo waren Sie, Gräfin?“ — „Ah, da unten — in den Alpen, bei meiner Freundin!“ — „Recht haben Sie getan. Dieser Sommer in Paris, einfach gräßlich! Wir waren an der See, in Biarritz!“ —

Nicht lange, und ihre Wege trennten sich etwas. Madeleine wollte doch mehr von der Ausstellung, nun sie einmal in Paris war, als dies flüchtige Hin- und Herwandern von Schaustück zu Schaustück. Sie fühlte zu deutlich, daß sie der ernsteren Beschäftigung bedurfte, um weiter leben zu können.

Vielleicht war es ein Zufall, vielleicht war es unbewußte Absicht, daß sie bald gerade den deutschen Abteilungen ihre Aufmerksamkeit widmete. Sie wollte doch wohl auch selbst sehen, warum denn die Zeitungen in spaltenlangen Artikeln von dem Sieg der deutschen Industrie berichteten, von den Erfolgen des deutschen Kunstgewerbes; warum denn selbst all diese oberflächlichen Leutchen, mit denen sie durch Odile zusammenkam, immer wieder von Deutschland sprachen. In

einem so ganz andern Ton als ehedem. Nicht neidlos, nicht freundschaftlich vielleicht. Aber mit unleugbarer Achtung, mit Respekt. Man schwärmte von der Kreml-Nachbildung dort oben am braunen Trocaderopalast, aber man ging nach dem Deutschen Hause. Man haßte die Engländer, man begeisterte sich für den großen Verbündeten an der Newa, aber man bewunderte — wie sich doch die Zeiten geändert hatten — den Kaiser, den Hohenzollernherrscher.

Madeleine Lintal hatte in den letzten Monaten, als sie sich zur inneren Ruhe durchgerungen, ehe das Unglück im Cialdinischloß alle alten Wunden wieder aufriß, viel gelesen. Auch viele ernste deutsche Werke, geschichtliche, nationalökonomische. Ihr Urteil hatte sich bereits verändert, sie sah nicht mehr mit den geblendeten Augen der Patriotin von ehedem, sie hatte die Entwickelung des deutschen Volkes anders würdigen, historisch betrachten gelernt. Und nun erkannte sie, wie kraftvoll und sicher sich dieses Volk am Wettbewerb der Kulturnationen beteiligte, wie es hier ebenbürtig, dort überlegen geworden war, wie seine Künstler nicht nur nachschufen auf abgetretenen Wegen, sondern erfolgreich eigene neue Pfade einschlugen. Es wurde ihr nicht leicht, — aber sie begriff zum ersten Male, daß ein Deutscher stolz sein durfte auf seine Heimat, ihr Streben und ihr Schaffen.

Und dann zog es sie immer wieder nach jenen deutschen Riesenmaschinen weit hinten an der Avenue Suffren, die alle Welt rückhaltlos als den eigentlichen Clou der Ausstellung bezeichnete. Die Tochter Antoine Lintals hatte Verständnis für jede große Tat der Technik. Schließlich war es doch nicht das, was ihre Schritte Tag um Tag nach den un-

geheuren Dynamos, nach dem wunderbaren Pavillon der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft hinlenkte, in dem die Nernstlampen glühten, oder zu den Bohrmaschinen von Siemens u. Halske. Kaum, daß sie sich je in Einzelheiten vertiefte. Aber sie stand, wie Odile, bewegungslos und sah auf das sanfte Gleiten der Kolben und den Umschwung der Räder, und sie lauschte, gleich Odile, auf das Sausen und Rauschen — und auch sie hörte seine Stimme aus dem harmonischen Gleichklang der Arbeit heraustönen.

Sie stand und stand an irgendeinem Messinggeländer, bemerkte gar nicht, wie die Arbeiter ihre hohe schlanke Gestalt in dem schwarzen Gewande mit forschenden Augen maßen — und wenn sie sich dann endlich wandte, schritt sie mit gebeugtem Haupte hinaus.

Die deutschen Arbeiter hatten ihr bald einen eigenen Beinamen gegeben; sie warteten jeden Nachmittag schon auf ‚die Witwe des Ingenieurs‘. —

Zum letzten Male waren die schaulustigen Zehntausende durch die bunten Tore der Porte monumentale geströmt. Die Ausstellung war geschlossen — und Odile hatte ihren ersten Five o'cloc thea, dem sie in einer wundervollen Toilette von mattblauer Seide mit Alenconspitzen, einem Meisterwerk des großen, durch sein. Palais de costume zu neuem Ruhm emporgestiegenen Felix, präsidierte. Das Blau paßte vorzüglich zu ihrem blassen Gesicht mit dem noch immer etwas leidenden Ausdruck, der ihr nicht minder gut stand. Besonders, wenn sie lächelte, und sie lächelte an diesem Abend sehr viel — solch eigen kleines, bescheidenes und selbstzufriedenes Lächeln.



Es war auch ein Vetter des ‚guten Leon‘ zugegen. Madeleine hätte ihn auch ohne Vorstellung als Blutsverwandten klassiert, lediglich nach der Familienähnlichkeit: hager, vorgebeugter Oberkörper, kurzgeschorenes dünnes Haar, gutmütiges Gesicht trotz großer Nase und starkem Schnurrbart. Ein tadelloses Herrchen im herrlich sitzenden Frack, weißer Weste mit goldenen Knöpfen, sehr hohem Stehkragen, kunstvoll geschwungener Kravatte, Gardenia im Knopfloch, augenscheinlich zu engen Lackschuhen und seidenen Strümpfen. Gaston Bremont hatte die Gnade, sich auch Madeleine einige Minuten zu widmen und mit etwas gebrochener leiser Stimme von der liebenswürdigsten und schicksten aller Frauen, der Witwe seines teuren, zu früh verstorbenen guten Leon zu schwärmen.

Als die Gäste gegangen waren, bekam Odile einen kleinen Weinkrampf. Sie könne keine Geselligkeit ertragen, hasse diese faden Alltagsmenschen, diese koketten schwatzhaften Frauen und diese faden albernen Gecken —

Madeleine sagte sehr ruhig: „Das trifft sich ja ausgezeichnet. Was hält uns hier? Laß uns reisen. Wohin du willst: nach Italien, nach Ägypten — je weiter, desto besser!“

Ganz erschrocken sah sie Odile an: „Aber, chérie ... jetzt reisen! Wo die Saison gerade beginnt. Jetzt Paris verlassen?“

So reiste Madeleine allein. Sie ließ eine anscheinend Verzweifelte zurück, von der sie aber wußte, daß sie am Abend die Soiree bei der Herzogin von Cadore nicht versäumen würde. Die Yvette Gilbert sollte ja dort singen die große Diseuse — — — —

Die Fensterläden in der Villa am Fuße des Branca blieben geschlossen. Nur Marianne Gerresheim hauste in den hinteren Räumen und legte allwöchentlich frische Blumen auf dem Grabe Lintals nieder und auf dem ihres Mannes. Die Tochter Lintals schien dem Werk des Vaters fernbleiben zu wollen.

Aber das Werk selbst schritt vorwärts. Unaufhaltsam jetzt, in gleichmäßigen, großen Zügen.

Von beiden Seiten, von Nord und Süd, malmten die stählernen Schneiden, Tag um Tag, Nacht um Nacht, in den Stein, warf Sprengung auf Sprengung den Fels im Hauptstollen nieder. Schritt um Schritt rückte mit diesem der Parallelstollen vor, sicherte die Ventilation, erleichterte die Abfuhr des Gerölls. Höher und immer höher türmten sich draußen auf der engen Talsohle die Schuttmassen zu gewaltigen Dämmen, die sich links der Divorca bis zu dem bunten, fröhlichen Arbeiterviertel hinzogen. Und auf dem anderen Ufer des Wildbaches kam von Locarno her, aus dem schönen Seengebiet, von den fruchtbaren Ebenen der Lombardei herauf die Anschlußlinie näher und näher, hier in einem kecken Viadukt die Divorca überquerend, dort mit einem Tunnel eine Felsnase abschneidend. Schon krochen die Arbeiter- und Materialzüge bei Bagnaja bergan, und der Unterbau war bis Usella vollendet. Die hohen Felswände hallten im ganzen Tal wieder von dem Lärm der Hauen und Spitzhacken, dem schütternden, dumpfen Knall der Sprengungen, dem Rasseln und Keuchen der Maschinen — vom Getöse der Arbeit.

Der Arbeit —

Sie, die jetzt hier Tausenden und aber Tausenden Lohn und Brot gab, sie, die den neuen Weg über die starren Alpen bahnte, der dereinst belebend, befruchtend dem Handel und Verkehr der Völker dienen sollte, — sie hatte scheinbar in all diesen Monaten, im eisigen Winter, im sonnigen Lenz, Matthiesens Seele völlig ausgefüllt. Er versenkte sich ganz in sie; er schien nichts anderes mehr zu kennen, als diese rastlose, hundertfach gegliederte und doch nur einem Ziel zustrebende Tätigkeit, in deren Dienst er jeden Nerv anspannte, und alle mit sich fortriß.

Seit er genesen, schien sich seine Energie, seine Willenskraft, seine Arbeitslust vervielfacht zu haben. Er spielte mit den Schwierigkeiten, unerschöpflich in immer neuen Hilfsmitteln, in immer zweckmäßigeren Organisationen. Die Fachzeitschriften trugen schon, als der Termin der Vollendung des Werks noch gar nicht abzusehen war, seinen Namen in alle Welt. Wie einst zu Favre, den Erbauer des Gotthardtunnels, wie dann zu Lintal, so wallfahrteten die Männer der Technik aus ganz Europa zu ihm, zum Tonale-Tunnel.

Seine Beamten, seine Ingenieure sahen bewundernd zu ihm auf. Selbst Le Sueur beugte sich jetzt willig vor der Überlegenheit seiner Einsicht, seiner Unermüdlichkeit. Es tat dem keinen Abbruch, wenn er einmal bei einer Konferenz in Bahl zu Pestel sagte: „Parbleu — ein ganzer Mann, eine Vollnatur! Aber gestehen Sie mir zu — er hat jetzt auch Glück!“

„Jawohl! Er hat Glück!“ erwiderte der andere trocken. „Verzeihen Sie mir, wenn ich mit einem Ausspruch unseres Moltke ergänze: Glück hat auf die Dauer nur der Tüchtige.“

Aber es war trotzdem so: er hatte jetzt Glück. Seit sich die große, im Stollen von Usella angeschlagene Wasserader entleert hatte, brauchte man hüben wie drüben nicht mehr mit Wassernöten zu kämpfen, und bald darauf fuhr man hüben wie drüben weicheres und doch festgeschlossenes Gestein ein. „Es geht jetzt wie durch Butter — als ob wir uns durch den berühmten Wall ums Schlaraffenland hindurchfressen sollten!“ frohlockte Arnold.

Niemand sah Matthiesen etwas von seinem Glück an. Er war gleichmäßiger, ruhiger geworden, war freundlich gegen jedermann, aber auf seinem Gesicht lag stets der Ausdruck unerschütterlichen Ernstes. Als habe er das Lachen verlernt — damals, als ihn der Mordstahl niederwarf — damals — als habe er vielleicht auch die köstliche Gabe der Tränen verloren — damals —

Selbst Gertrud sah ihn nie anders. Und selbst als er mit ihr hinunterfuhr nach Genua und an ihrer und Arnolds Seite vor dem Altar stand, regte es sich kaum in seinem Gesicht. Er küßte beide und sagte nur: „Seid glücklich, Ihr Lieben!“ und wandte sich schnell ab.

Für das junge Paar hatte er drüben, jenseits der Divorca, ein neues Häuschen erbauen lassen, hart neben dem, in dem Pestel und Anita ihr Heim aufgeschlagen. Frau Gardoni faßte die beiden Häuser immer unter dem Gesamtnamen zusammen: „Das Glücksnest“. Im Oberstock waren für ihn zwei Zimmer reserviert. Aber er blieb im Schlosse wohnen und speiste, ein meist sehr wortkarger Gast, im Klubhaus mit seinen Ingenieuren.

Nun freilich — nun mußte er die weiten Hallen, die ihm so lieb geworden schienen, verlassen. Denn dem alten Prachtbau der Cialdinis nahte das Verhängnis.

Der Marchese hatte seinen Prozeß gegen die Mittelmeerbahn durch alle Instanzen verloren.

Das Rad der Drehbank stand seitdem stille, als sei es gelähmt mitten im Umtrieb. Und der Greis saß in stummer, stumpfer Verzweiflung in seinem Lehnstuhl, ein gebrochener Mann.

Man hatte ihm eine Entschädigungssumme zugestanden, die weit über jeden Wert hinausging. Aber als ein Abgesandter der Gesellschaft kam, ihm 35 000 Lire auszuhändigen, erhob er sich mühsam und deutete mit zitterndem Arm, wortlos, auf die Tür. Und der hagere, gebeugte Greis sah so hoheitsvoll aus, daß der junge Beamte eine ehrfurchtsvolle Verbeugung machte — und ging.

Nur Matthiesen besaß noch einigen Einfluß auf ihn. Und als die Stunde da war, als die Carabinieri vor dem Tore standen, um den Greis mit harter Gewalt aus seinem Schlosse zu entfernen, das nicht mehr sein war, da waren er und Gertrud um ihn. Freilich, auch sie mußten halbe Gewalt anwenden. Auf seinem Lehnsessel wurde er hinübergetragen in das neue Haus jenseits der Divorca, in eines der Stübchen des Oberstocks; Matthiesen wollte nun Tür an Tür mit ihm wohnen.

Sie hatten ihm das Zimmer liebevoll eingerichtet, mit seinem alten Hausrat. Die Drehbank fehlte nicht und nicht das Regal mit den zierlichen venezianischen Gläsern und nicht der Bücherbord mit dem Dante und dem Petrarca. Aber der Greis schien nichts von allem zu bemerken. Er saß am Fenster, den Kopf auf der zerschlissenen Rückenlehne mit dem gestickten Wappen der Cialdinis, die knochigen, elfenbeinernen Hände im Schoß verschränkt, auf den Lippen immer dasselbe

leise Murmeln: summa justitia . . . . summa injuria . . . summa injuria . . . .

Drüben mühten sich Hunderte von Händen an dem, im Lauf von vier Jahrhunderten eisenhart gewordenen Mörtel, an den grauen Riesenquadern des alten Schlosses. Ganz langsam nur bröckelten die Spitzhauen hier ein Stückchen, dort ein Stückchen von der Prunkfassade Sansovinos los. Die Zeit hatte ihre stolze Renaissancepracht zerfressen und zernagen können, die Menschenhand schien ohnmächtig gegen diese festgefügten Mauern.

Bis dann eines Morgens ein gewaltiger dumpfer Schlag und Krach herübertönte —

Matthiesen hatte die Stunde der Sprengung in Erfahrung gebracht. Aber als er in das Stübchen des Greises trat, um ihn irgendwie zu bewegen, auf Minuten wenigstens in das rückwärtige Zimmer zu kommen, ging über dessen stumpfen Widerstand kostbare Zeit verloren —

Und dann, als der Donner durch das Tal klang, langhinhallend, war es zu spät. Der Marchese fuhr empor. Hochaufgerichtet stand er einen Augenblick, die starren Augen auf das Fenster gerichtet. Es schien, als lichte sich noch einmal der umflorte Geist —

Er sprach ganz langsam, mit schwerem Ton:

„. . . . Seche le fonti del piacer, le pene
Maggiore sempro, e non più dato il bene —“

‚Versiegt der Born der Lust; das Maß der Leiden —
Erfüllt bis an den Rand, erschöpft die Freuden . . .‘‘

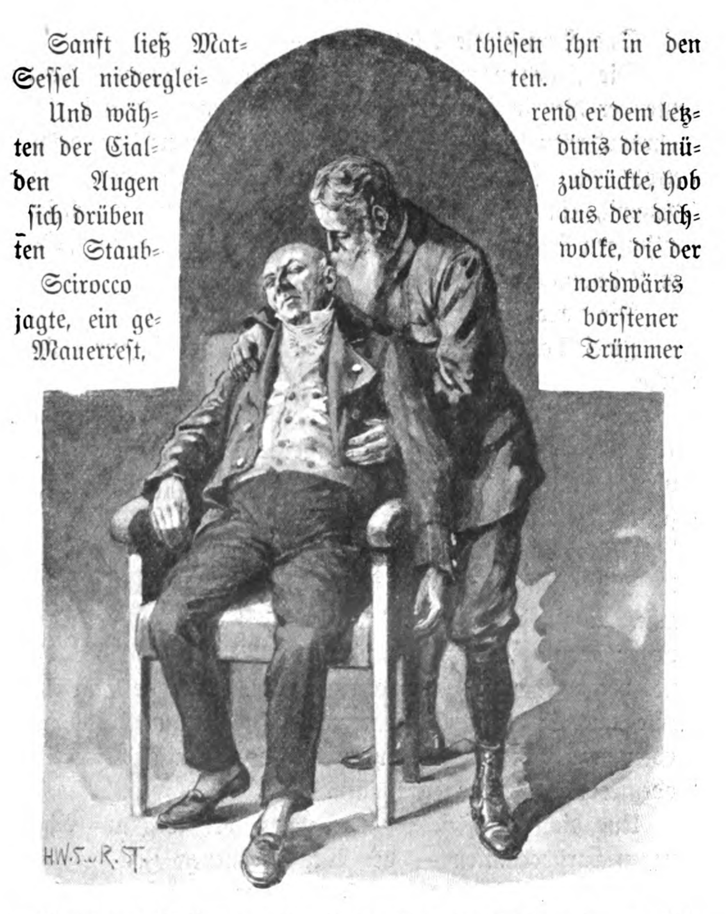
Er beugte sich vor —

„Vengo, innamorata . . .“

. . . und er sank zurück — ‚Ich komme, Geliebte‘ —

Sanft ließ Matthiesen ihn in den Sessel niedergleiten.

Und während er dem letzten der Cialdinis die müden Augen zudrückte, hob sich drüben aus der dichten Staubwolke, die der Scirocco nordwärts jagte, ein geborstener Mauerrest, Trümmer



getürmt auf Trümmer, durcheinander gewürfelt wie von Gigantenfäusten. Gewaltig noch in aller Zerstörung, wie das Zeitalter, das diese Quadern und Blöcke aufeinander gefügt hatte.

Das Herz zuckte Matthiesen —

Die Jahrhunderte hatte dies Geschlecht überdauert, dessen letzten er hier in seinen Armen hielt — einen Toten! Den Jahrhunderten hatte dies stolze prächtige Bauwerk dort drüben getrotzt, das seine Ahnen errichtet, — ein elender Zentner Dynamit, ein paar Meter Zündschnur, die Hand irgendeines blutjungen Ingenieurs stürzten die Riesenmauern und schnitten den Lebensfaden des Greises durch.

Die neue Zeit . . .

Zwei Tage später betteten sie den Marchese zur ewigen Ruhe.

Das alte Mausoleum in Montefredo war längst zerfallen. Der letzte der Cialdinis erhielt seine letzte Ruhestätte am Fuße des Branca, neben dem Hügel, in dem Lintal der Auferstehung entgegenschlief.

So hatte es Matthiesen angeordnet.

Dicht am Friedhof vorüber führte ja die uralte Poststraße, längst derer einst die Cialdinis ihre Kastelle und Burgen gehalten, als Pfadfinder und Schutzherren des Verkehrs vergangener Tage, in denen sie ausritten, die Hufe ihrer Rosse mit Silber beschlagen, um auf eigenem Grund und Boden von Mailand bis Lyon und von Mailand bis zum Bodensee Rast halten zu können.

Und dicht am Friedhof würde auch der Weg aus Eisenschienen vorüberführen — der Weg der neuen Zeit —

Diese neue Zeit hatte auch ihn hinweggerafft, den letzten der Cialdinis, den lieben vornehmen Greis! Hinweggerafft wie alles, was nicht mehr in sie hineinpassen wollte, sich nicht einfügen konnte in ihr rücksichtsloses Räderwerk —

Als die Menge sich verlaufen hatte, stand Matthiesen noch lange allein an dem frischen Hügel.

Und dennoch! Hier mußte der Marchese ruhen! Denn er war der letzte aus der langen Kette von Männern, die diesem Weg gedient hatten. Auch sie die unbewußten Vorarbeiter der neuen Zeit. Wie wir alle bewußt oder unbewußt, einer neuen Zeit, kommenden Generationen vorarbeiten! Nichts weiter!

Neben Lintal! Auch solch einem Pfadfinder und Vorarbeiter! Und -- wer weiß es! — ob sich nicht noch ein Grab hier wölben wird über einem, der demselben Wege diente . . . von dem die Leute sagten, er habe auf diesem Wege sein Glück gefunden . . . die Leute . . .

Um dieselbe Stunde, in der der alte Marchese an der großen alten Heerstraße seiner Vorfahren, neben Meister Antoine Lintal, bestattet wurde, wanden sie im Arbeiterviertel in froher Vorahnung Guirlanden und Kränze aus Lärchenzweigen, Lorbeer- und Eichenblättern und hingen bunte Papierlaternen aus.

XIV.

Unmittelbar nach dem Begräbnis des Marchese war Matthiesen eingefahren. Im Parallelstollen, in dem das Geleise jetzt bis zum letzten Querschlag vorgestreckt war; fast trockenen Fußes — Arnold behauptete „wie in einem Ballsaale" — konnte man durch diesen vor Ort gelangen.

Gardoni hatte hier vorn Dienst. Der sonst etwas bequeme Herr strahlte heute vor Arbeitsfreudigkeit und Interesse, und all die Leute vor Ort zeigten erwartungsvolle, frohe Gesichter. Als Matthiesen zu ihnen herantrat — die Schutterung von der letzten Attacke wurde gerade fortgeräumt — lächelten sie ihm geheimnisvoll zu.

Er wußte schon, weshalb —

Er legte das Ohr vorn an den Fels, ganz fest. Totenstille war rings umher, die Arbeiter hielten den Atem an. Und da hörte er, wie aus der Tiefe des Gesteins heraus, ein leises Singen und Klingen und Hämmern —

Den Gruß von der anderen Seite, die Arbeit der Tete von Bahl!

Es wurde ja rechnungsmäßig festgestellt, Tag um Tag, wie weit die beiden Arbeitsspitzen noch von einander entfernt waren; heut früh mußten noch etwa zwanzig Meter Fels zwischen ihnen gestanden haben. Aber die Arbeitsleistung steigerte sich, wie immer in den letzten Perioden der Tunnel=

bauten, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde fast. Der Ehrgeiz der Ingenieure, der Arbeiter trieb sie zu geradezu erstaunlichen Leistungen.

Immerhin, es mochten noch zehn Meter Fels stehen, vielleicht etwas mehr.

Zehn Meter — und wenn es dreizehn wären! — von vierundzwanzigtausend Metern! Einmal vierundzwanzig Stunden noch, und die stählernen Meißel wurden zum letztenmale dort an der Brust des Stollens angesetzt!

Noch einmal lauschte er — es klang ihm wirklich wie Musik herüber, dies leise, geheimnisvoll tönende Surren und Summen und Hämmern.

Als er sich umwandte, mußte er wohl ein sehr befriedigtes Gesicht machen. Die Arbeiter umringten ihn. „Wann, Sor Matthiesen? Wann glauben Sie?“

„Nicht vor morgen Abend, Kinder! Wenn Ihr sehr fleißig seid!“

Und Gardoni preßte ihm beide Hände: „Ah! Ah! Morgen — endlich. Man wird von unserer Kulturarbeit künden, so lange der Bergmann sein Gezäh hebt! Morgen — morgen wird es sich erfüllen!“

Langsam schritt Matthiesen bis fast zum Innenbahnhof, der jetzt auf Meter 7 500 verlegt war, zurück. Es war wirklich eine stille Befriedigung in ihm, auch bei dieser Wanderung, während derer er die Arbeiten am Vollausbruch besichtigte. Er dachte doch daran, wie es wohl gekommen wäre, wie es hier ausschauen würde, wenn er nicht mit seinem Vorschlag des Parallelstollens durchgedrungen wäre, wenn er nicht den elektrischen, Licht und Kraft spendenden Strom bis hierher

in den Dienst des Ganzen gestellt hätte, nicht die zwanzig Bohrmaschinen von Siemens hier in Tätigkeit gesetzt, nicht die Wasserzufuhr, nicht die stärkere Ventilation und so vieles, vieles andere, kleine Körnchen und große Bausteine, beschafft haben würde . . .

Eine stille Befriedigung, ja! Das Frohgefühl erfüllter Pflicht! Vielleicht . . . nein, gewiß auch eine Freude am gesicherten Erfolg! Aber so gar kein wirklicher Jubel war in ihm. Ihm selbst war es, als müsse die Woge der Begeisterung, die morgen die beiden Täler von Usella und Vahl erfüllen würde, unmittelbar vor seinem Herzen Halt machen. Mehr noch! Er wußte, man würde ihn feiern — über alle Maßen vielleicht! — und er hätte am liebsten morgen in aller Herrgottsfrühe sein Ränzel geschnürt und wäre hinaufgestiegen auf einsamen Pfaden bis zu dem ewigen Eis des Algitschgipfels. Allein — mit seinen Gedanken!

Auf dem Innenbahnhof wartete der Zug schon auf ihn. Er stieg auf die Maschine. Den Führer hatte er nur flüchtig begrüßt. Erst als sie ein Stück hinter sich hatten und der Mann sagte: „Wissen Sie noch, Herr Matthiesen, soweit — bis hierher kamen wir damals, vor anderthalb Jahren, als die große Wasserader angeschlagen war?" erkannte er ihn.

„Ist heut schon anders als damals. Was, Herr? Aber nun erst morgen! Und noch ein Jahr, dann saust die Schnellzugsmaschine wohl gar schon durch den Tonale-Tunnel! Gell?"

Und dann, wieder nach einer Weile: „Hier war's, da drüben am Dynamitmagazin, da haben wir damals den armen Herrn Lintal in den Wagen gehoben . . ."

Matthiesen nickte nur. Aber auch vor seinem geistigen Auge zog während der Fahrt noch einmal die ganze Baugeschichte des Tunnels vorüber, vom ersten Hammerschlag an bis heute — mit all den Schwierigkeiten, die sie gebracht, mit all dem Unglück, das sie geleitet hatte.

Von ihm sagten sie ja wohl jetzt, er habe Glück . . . die Leute! Man hatte es ihm gelegentlich überbracht. Ja . . . Glück . . . Glück . . .

Wenn er doch morgen all dem Jubel ausweichen könnte, stille liegen in irgendeiner Felsspalte oben auf dem Algitsch, um sich die unendliche Natur, über sich den Himmel!

Die Maschine schnob durch den Rauchschwaden am nun längst im vollen Profil ausgemauerten Eingang, rüttelte über die letzte Weiche, hielt an der Station.

Und als Matthiesen absprang, wäre er fast dem Oberst Sicher in die Arme gefallen. Ausgebreitet hielt sie der dicke Herr mit Halli! Hallo! weit genug.

„Eben erst angekommen! Nur grad beim blonden Schwesterlein vorgesprochen, der schönsten Ingenieursfrau beider Hemisphären! Bonjour . . . Bonjour, Matthiesen Bester!“

„Aber wo kommen Sie denn her, Herr Oberst?“

„Sie scheinen ja gar nicht ’mal angenehm überrascht, mein Teurer! Wo ich herkomme? Von Winterthur — mit Ihrer Erlaubnis! Fragen Sie lieber warum? Nun wir sind doch auch nicht Hinterwälder. Wir können uns doch aus den Arbeitstabellen auch ein Bild machen, wann . . .? Ja, wann denn nun eigentlich, Mann, Oberster aller Tunnelbauer?“

„Nicht vor morgen am späten Nachmittag, Herr Oberst.“

„So! Also wenigstens ausschlafen darf ich! Famos! Denn morgen muß ich wohl anstandshalber mit hinein ... da ... in den Berg? Ja! Schön! Aber nun kleiden Sie sich, bitte, fix um und dann wollen wir zusammen im Klub ein Fläschchen leeren — goldgekapselt — aber nicht Asti spumante, das Zeug, sondern von der geliebtesten aller seligen Witwen —“

... es war ja wohl vorauszusehen gewesen; ‚ich hätte es voraussehen müssen!‘ sagte sich Matthiesen. Aber nun der Oberst hier war, war's ihm ein drückendes Gefühl, mit ihm plaudern, ihm berichten zu müssen. So sehr er ihn schätzte als die treibende Kraft im Direktorium, im Aufsichtsrat, als den Mann, der auf ihm stets ein felsenfestes Vertrauen gesetzt hatte, selbst in den verzweifeltsten Lagen — so aufrichtig dankbar er ihn war: es stand etwas zwischen ihm und Sicher — die Erinnerung an eine unselige Viertelstunde dort oben in der Villa Lintal —

Nun, auch das mußte überwunden werden. Überwunden, ohne daß Sicher es empfand, welcher Schatten sich zwischen ihnen erhob —

So saßen sie denn beisammen, und Matthiesen berichtete über die letzte Zeit, und der Oberst plauderte dazwischen, von Trüffelpasteten und einem Montrachet Chevalier, den er noch im Keller habe, und von Dividenden und Zukunftsplänen, und von einer Reise nach Ägypten, die er machen wollte ...

Und dann sagte er plötzlich: „... nämlich, Sie müssen wissen, mein Bester, die Madeleine — Madeleine, unseres alten braven Lintal Tochter, hat mir den Mund wässerig

gemacht nach dem Wunderland der Pyramiden. Die ist nämlich im letzten Winter dort gewesen beim großen Osiris und der heiligen Isis, ja . . . und auf der Rückreise kam sie zu uns. Nämlich, sie ging damals nach Berlin, ja . . . um Vorlesungen zu hören . . .“

Matthiesen hatte sich ganz weit in den tiefen Stuhl zurückgelehnt. Der Oberst brauchte sein Gesicht nicht zu sehen.

„. . . nämlich — aber wollen Sie nicht 'ne neue Zigarre, Ihre scheint nicht gut zu brennen, Matthiesen — sie hat nämlich, müssen Sie wissen, den Bildungspips, wie mir scheint. Die moderne Weiberkrankheit, meine Älteste will auch ihren Doktor machen. Meinetwegen — immer noch billiger als ein Schwiegersohn. Ja so, die Madeleine — nun, bei der scheint's also ein pipsicus germanicus zu sein, seit ihr Paris, die Götterstadt, verekelt ist. Haben Sie 'mal bei Durand an der Madeleine — diesmal meine ich die Madeleinenkirche — eine Roueneser Ente gegessen? Die verekelt man sich nie — dies herrliche Vieh! Also die Madeleine — die Madeleine Lintal scheint sich für die Sache der Patriotenliga endgültig verloren. Sehr vernünftig — was? Denn überhaupt die Politik! Verdirbt nur Magen und Charakter! So ein bissel Politik, wie wir in der Schweiz treiben, so en miniature, das mag noch hingehen, aber zwischen zwei großen Völkern — pah! — das neue Jahrhundert gehört dem Verkehr, der Industrie! Da muß man die alten verrosteten Streitäxte begraben.“

Er holte Atem, hüstelte ein wenig, lugte mit listigen Äuglein in das starre Gesicht des anderen: „Streitäxte! Mon Dieu! Da fällt mir ja ein, zwischen Ihnen beiden

gab's ja auch wohl 'mal solch Äxteschwingen? Sie haben doch aber hoffentlich die Streitwaffen auch längst eingescharrt?"

Matthiesen machte eine gleitende Bewegung mit der rechten Hand. Und dann sagte er — es sollte gelassen klingen und klang doch so gewaltsam gepreßt: „Ich habe mit Fräulein Lintal nie Streit gesucht, ich habe ihn nicht zu begraben!"

„Na ja! Wie immer die Weiber! Selbst die besten, die meinige nicht ausgenommen! Cherchez la femme! Sonst solch ein Prachtmensch, die Madeleine, wir sind uns immer näher gekommen. Wissen Sie, mein Bester, bei ihr hat sich trotz des bewußten Bildungspipses merkwürdigerweise jetzt allmählich gerade das herausgebildet, was ihr früher fehlte: die Weiblichkeit! Feminine Liebenswürdigkeit! Ja — doch das interessiert Sie wohl nicht. Kann's Ihnen eigentlich nicht verdenken. Ich besinn, mich, damals war sie ja die reine Furie. Du mein Himmel, man muß das aber nicht so ernst nehmen. Enfin . . . man darf auch nicht nachtragen! Sie hat ja auch so viel Schweres durchgemacht, ist überhaupt solch eine schwer angelegte Natur. Na, wozu weiter davon reden. — Im Grunde giebt's nur ein Weib, das noch nie eines Mannes Herz betrübte — da die Veuve Cliquot: Ihr Wohl, mein lieber Matthiesen. Und nun will ich schlafen gehen —"

Matthiesen glaubte, der Oberst habe im Klubhaus eines der oberen Fremdenzimmer für sich belegt.

Aber Sicher trippelte, als jener sich empfohlen, mit seinen kurzen Schrittchen hinter ihm drein, immer in gehörigem Abstand, und dann die kleine Strecke bergan — zur Villa

Lintal. Ganz langsam. Er hatte sich dazu eine große Henry Clay angesteckt, wie er immer tat, wenn er etwas besonderes Schweres „zu kalkulieren“ hatte.

Und dieser Weg wurde ihm schwer, als wisse er nicht, wo das Ende liege —

Es sah noch so unwirtlich aus in dem großen Arbeitszimmer Lintals. Marianne war ganz unglücklich: erst eine halbe Stunde vorher, ehe der Oberst und Madeleine eintrafen, war die Depesche gekommen, die beider Ankunft meldete. Kaum, daß sie etwas lüften konnte.

Aber was kümmerte das Madeleine!

Ihr war's, als sei ihr seit Jahren noch nicht so wohl gewesen, wie hier; als wehe ihr Heimatluft aus dem engen Tal entgegen. Befreiende Heimatsluft um sie her! Und ein befreiender Entschluß in ihr — endlich — endlich!

Sie saß am Schreibtisch des Vaters und blätterte in ihrer Briefmappe, halb mechanisch. Sie las noch einmal Sichers Zeilen durch, die ihr in den scheinbar beiläufigsten Worten mitteilten, daß es in „unserem Freuden- und Schmerzenskind, dem Tonale-Tunnel, nun ja endlich — endlich, und doch überraschend früh, zum Durchschlag komme . . . in nächster Woche wahrscheinlich schon.“ Zwischen einer Notiz über ihr Bankkonto und einer Anfrage nach Sheppards Hotel in Kairo stand das eingefügt. Und sie wußte doch, der ganze Brief war nur um dieser Wendung willen geschrieben.

Und dann Odiles letzte Zeilen, die sie, im Begriff von Berlin abzureisen — Hals über Kopf — erhalten hatte:

„. . . jawohl, Gaston Bremont! Er kann so schön bitten — du glaubst gar nicht, wie schön. Er wird mich

immer anbeten, er wird immer mein gehorsamster Sklave sein!
Ah — Ah — ich habe so sehr weinen müssen . . . ganz
rote Augen hab' ich, sagte Marion. Parallelen darf ich nicht
ziehen, sonst quellen die Tränen schon wieder. Aber, ma
chérie, ein bequemer Ehemann hat auch sein gutes. Wenn
ich auch . . . doch sprechen wir lieber nicht davon! Nur
denken muß ich immer noch an Usella — und an ihn. Er
hätte mein Herr werden können! Doch was machte er sich
aus der kleinen Odile! Ja, meine geliebte Madeleine, wenn
du nicht gewesen wärst! Merkwürdig, wie sich die Menschen-
schicksale fügen: er, der über den Fels triumphiert, der den
Stein zu besiegen gewohnt ist, er scheitert vor einem lebendigen
Menschenherzen. Lebendig, glutvoll, sehnsuchtsvoll — das
ist dein Herz, Madeleine! Und doch auch hart wie Stein
und Erz, unbeugsam. Einmal gab es einen Moment, da
glaubte ich, auch dieses Herz wäre bezwungen, aber ich irrte
mich: es war nur niedergeworfen, um sogleich aus der Nieder-
lage heraus sich zu neuer Abwehr wieder aufzurichten. Ah,
Madeleine, du trotzige Törin! Wann wird deine Stunde
schlagen? . . . Aber wenn sie schlägt, wie anders wird das
sein, als gestern, an der Cascade, wo ich Gaston . . . pah,
schweigen wir davon! Gaston ist übrigens reizend, so auf-
merksam, so gefällig. Und er hat einen wirklichen erlesenen
Geschmack, ganz abgesehen davon, daß er in mich verliebt ist . . .“

So ging es noch zwei engbeschriebene, parfümierte Seiten
weiter. Ganz Odile —

Und da war noch ein dritter Brief, nein, ein kleines
Aktenstück. Von einem Straßburger Advokaten: der Kauf-
kontrakt über ihr Geburtshaus am Hange der Vogesen, ein

altes Bauernhaus mit einigen Rebengärten und dabei die Naturalisationsurkunde für Fräulein Madeleine Lintal. Es ging doch nicht so weiter mit dem Herumreisen von Land zu Land, von Stadt zu Stadt. Sie wollte wieder ein Heim haben . . .

„Und Usella?“ hatte der Oberst gefragt, als sie ihm von ihrem Kauf erzählte.

„Ach — Usella! Lieber Freund . . . das war doch immer nur ein Provisorium. Und dann . . .“

„Jawohl, und dann! Ich verstehe, mein Kind. Was Ihr Frauen nicht alles in solch einem ‚und dann‘ auszudrücken vermögt!“

Nun stand er übrigens selbst vor ihr, der alte Herr, erhitzt vom Wein oder vom Gehen, zwischen den Lippen die ungeheure Henry Clay. Formlos, wie er nun einmal war — oder scheinen wollte, wenn er eine Verlegenheit zu überdecken suchte.

Sie hatte den Stuhl herumgedreht und sah erwartungsvoll zu ihm auf. Hochaufgerichtet, aber auf jeder Lehne des Sessels eine Hand, die das Holz fest umspannte.

Er setzte sich drüben in das Sofa, wo es dunkel war so daß der Schein der Cigarre ordentlich aus dem roten Gesicht herausleuchtete.

„Na ja also, Madeleine! Morgen . . . morgen am Spätnachmittag, sagte mir Matthiesen. Ciel, wenn das doch dein seliger Papa erlebt hätte! Nun, es ist auch sein Ruhm! Für immer! Wenn ich so daran denke, wie er damals zu mir kam und wir bei einem alten Vin de glace aus dem Rhonetal beisammen saßen, und er mir sagte: ‚ich wag's,

Sicher!' Siehst du, Madeleine, das eine Wort aus seinem Munde, das entschied für mich. Ja, solche Männer, solche Männer, wie mein alter Antoine . . . wie mein Matthiesen . . .

„Wir beide, Matthiesen und ich, haben eben einer Cliquot den Hals gebrochen. Das heißt, ma chérie, getrunken habe ich sie eigentlich allein. Nämlich . . . er, Matthiesen . . . mon Dieu, er hat natürlich den Kopf voll, auch ohne Champagner. Ja, Kind, wovon die Rede war? Nun, vom Tonale-Tunnel! Wovon denn sonst! Das heißt, auch von Streitäxten und daß man die begraben müßte. Aber das habe ich gesagt. Ich glaube übrigens, auch von dir habe ich gesprochen. Nicht viel, aber etwas. Was man so spricht. Daß du in Kairo gewesen bist und in Berlin. Er war ganz still dazu, weiß übrigens nicht, daß du hier bist. Er denkt, ich wohne im Klubhaus. Danke — da tanzen die Mäuse nachts Contre. Als ich von dir sprach, machte er ein ganz starres Gesicht und ganz große Augen. Na, die hat er ja wohl immer. Bei Euch hier gibt's doch hoffentlich keine Mäuse, ma chére Madeleine? Was? Nämlich... ich möchte jetzt schlafen gehen."

Er stand langsam, etwas schwerfällig auf, trat dicht zu ihr heran.

„Einen Syphon läßt du mir wohl noch aufs Zimmer schicken, mon enfant. Bitte." Und dann tätschelte er ihr plötzlich mit seiner großen fleischigen Hand zärtlich über die Backen. „Da fällt mir ein: eines sagte er doch, der Eisenkopf, das ich dir wiederholen möchte. Nämlich . . . ‚ich habe mit Fräulein Lintal nie Streit gesucht. Ich habe keine Streitaxt zwischen ihr und mir zu begraben.' Bonsoir, mon enfant . . . bitte, vergiß den Syphon nicht . . ."

Ohne ihn zu unterbrechen, hatte sie ihm zugehört, fast bewegungslos, nur dann und wann den Kopf ein wenig neigend und wieder hebend. Nun stand auch sie auf. „Gute Nacht!“ sagte sie. „Ich schicke den Syphon gleich herauf . . .“

Es klang ganz gelassen. Aber dann faßte sie impulsiv die Rechte des alten Herrn; ehe er es wehren konnte, drückte sie ihre Lippen darauf und verließ schnell das Zimmer. Er stand einen Augenblick ganz erstaunt, sah seine Hand an, schüttelte den Kopf, tat einen langen Zug aus seiner Zigarre . . . ‚Ja, die Weiber! Die Weiber! Die lern’ mal einer aus —‘ Dann lächelte er pfiffig: ‚Aber ganz schlecht scheinst die Sache nicht gemacht zu haben, alter Sicher!‘ und spitzte die Lippen und pfiff leise: ‚L’amour, c’est la vie . . .‘

Am Morgen sah Sicher nur auf einige Augenblicke Madeleine, denn er hatte telephonische Nachricht erhalten, daß der Durchschlag gegen alle Erwartung wahrscheinlich schon um die Mittagsstunde erfolgen würde, wollte daher um zehn Uhr mit Matthiesen einfahren. Er fragte nicht, was sie vorhabe. Aber, nachdem er ein paar kleine Scherze über die ‚affreuse Anstandspflicht, seinen teuren Körper — „er kostet mich wirklich ein Vermögen“ — in diesen abscheulichen Schlund hineinspedieren zu müssen‘ vom Stapel gelassen hatte, blickte er sie mit besonderer Freundlichkeit an und sagte: „Das freut mich, Madeleine! Endlich einmal das ewige Schwarz abgelegt. Du ahnst gar nicht, wie gut dir dies weiße Wollkleid steht — famos!“

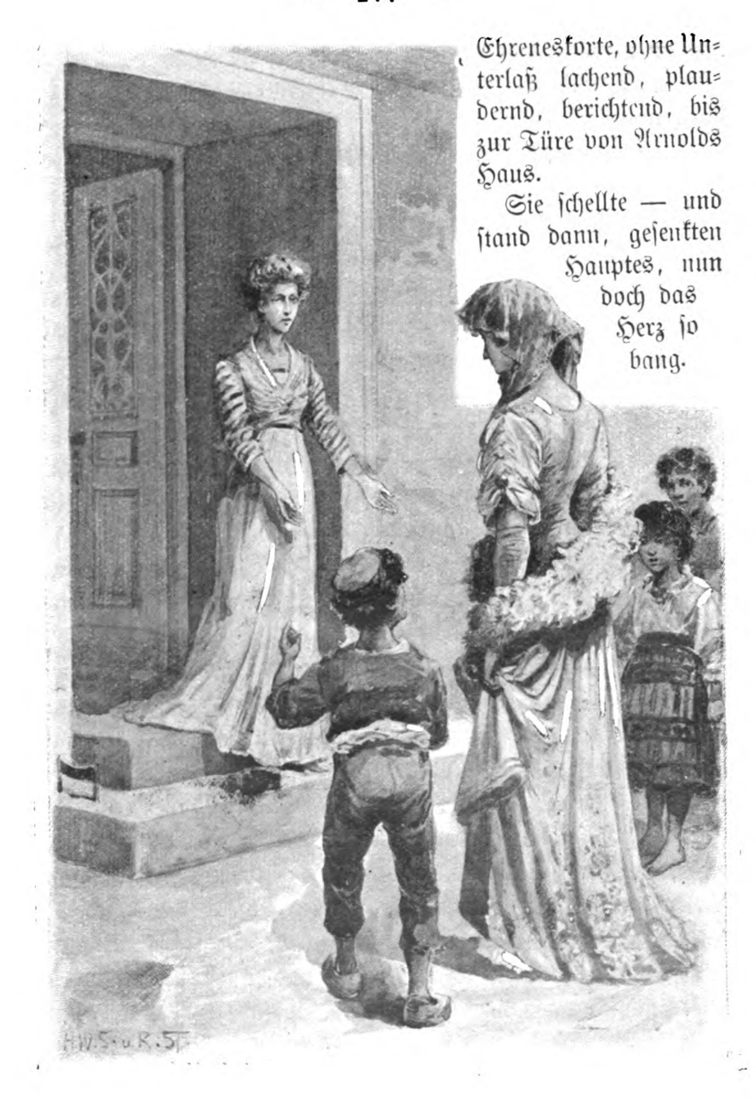
In ihrem Gesicht tauchte eine jähe Röte auf, sie kam sich vor wie ein ertapptes Kind.

„Es gehört sich auch so! Gerade heute. An deines Vaters Ehrentag. Ich muß ohne Unterlaß an ihn denken — heute," fuhr er fort. Es schien, als warte er auf eine Antwort. Aber Madeleine schwieg beharrlich.

Als er fort war, ging sie hinüber zum Friedhof, zu des Vaters Grab. Sie fand es bedeckt mit Palmen und frischen Blüten; obenauf lag ein großer Kranz von weißen und roten Rosen! „Seinem unvergeßlichen Meister!" stand auf der Schleife. Kein Name darunter, nur das Datum des ersten Hammerschlags am Stollen und des heutigen Tages, in goldenen Buchstaben. Auch ohne den Namen wußte sie, wer diesen Kranz gestiftet hatte. Leise legte sie das Sträußchen, das sie vorhin im Garten geschnitten, mitten hinein.

Und dann schritt sie langsam die festlich belebte Straße hinan, vorüber an den drei Böllern, die Gardoni hatte auffahren lassen und um die schon jetzt die fröhliche Menge sich drängte, über den eisernen Divorcasteg, an den neuen weitgestreckten Wohlfahrtshäusern entlang, dem kleinen Hause zu, in dem sie Matthiesens blonde Schwester wußte. Überall erkannt, angestaunt zuerst, dann jubelnd begrüßt: „Sora Maddalene! Madamigella! Endlich! Und gerade heute!" Die Männer umringten sie, die Frauen wollten ihr das Gewand küssen. „Wie konnten Sie so lange von uns fern bleiben, Signorina? Sie — Sor Lintals Tochter! Aber, gelobt sei die Madonna, daß Sie nun wieder da sind! Gerade heute! Heute!"

Und die Weiber und die rotbäckigen Bambinis, zur Ehre des Tages im Sonntagsstaat, folgten ihr gleich einer



Ehreneskorte, ohne Unterlaß lachend, plaudernd, berichtend, bis zur Türe von Arnolds Haus.

Sie schellte — und stand dann, gesenkten Hauptes, nun doch das Herz so bang.

Bis Gertrud selbst öffnete.

Eine Sekunde starrte sie Madeleine an, wie eine Erscheinung.

Dann fragte Sie in deutscher Sprache: „Sie wollen zu mir?"

Und Madeleine neigte den Kopf noch tiefer und sagte ebenso, ganz leise: „Ja, zu Ihnen!"

Da ging es wie ein Aufleuchten über das Gesicht der jungen Frau. Sie kam die beiden Stufen herunter, faßte Madeleine an beiden Händen: „So seien Sie mir von Herzen willkommen! Gott segne Ihren Entschluß! und zog sie mit sich in das Haus. — — —

Vor Ort standen die Männer, dicht hinter der Bohrmaschine, die ihre Eisenarme mit den stählernen Schneiden malmend und fressend gegen den Stein streckte.

Heute früh zehn Uhr war der letzte Schuß gefallen, war zum letztenmal der Bohrwagen zurückgeschoben, das abgesprengte Geröll beiseite geschafft worden.

Noch stand der Fels dort fest geschlossen, eine düstere Wand von Stein, so schroff und massiv, als könne sie nie besiegt werden, als spotte sie der armseligen Meißeln, mit denen die kecke Menschenhand sich an sie heranwagte.

Aber wenn der Capo an der Bohrmaschine jetzt die Kurbel zudrehte, auf einen Augenblick den Wasserzufluß unterbrach, der die Stahlschneiden gegen den Fels trieb, dann hörten die Männer deutlich die Arbeit jenseits dieser scheinbar so trotzigen Steinwand. Nicht mehr ein leises Klingen und Sausen, sondern unverkennbar und klar das Kreischen der Stahlschneiden im Gestein und dann und wann den

kräftigen Hammerschlag, der wohl noch einen widerstrebenden Pfahl in die Zimmerung zwingen sollte.

Über Nacht war die Leitung für den Fernsprecher, war die andere für den elektrischen Strom bis unmittelbar vor Ort vorgestreckt worden. Ein halbes Dutzend Glühbirnen leuchtete von der First herab auf die schweißglänzenden Gesichter der Arbeiter. Ausgewählte Leute: es galt als besondere Ehre, dieser voraussichtlich letzten Schicht vor dem Durchschlag zugesellt zu sein.

Arnold stand als Chef des Vororts unmittelbar an dem Bohrwagen. Er lächelte bisweilen vor sich hin; hatte er doch sein kleines Geheimnis heute, selbst vor Matthiesen: ganz in aller Stille waren auf seine Anordnung in den Werkstätten Bohrer von besonderer, ganz ungewöhnlicher Länge gefertigt worden um dem Kollegen von drüben den Rang abzulaufen, früher als der, mit einem Ansetzen der Maschine die letzte trennende Wand zu durchstoßen.

Er glaubte wohl, Matthiesen habe die harmlose List nicht bemerkt. Er irrte; aber auch Matthiesen lächelte und schwieg. ‚Glückliche Jugend —‘ dachte er.

Fast der ganze Stab von höheren Beamten hatte sich vor Ort zusammengefunden. Wer draußen auf dem Installationsgebiet, wer beim Vollausbruch sich irgend entbehrlich fühlte, wollte den großen Augenblick nicht versäumen. Flüsternd umringten sie Oberst Sicher, der sich seitlich auf einen Stapel Bretter gesetzt hatte, seine kleinen Scherze machte und doch auch die eigne ungeduldige Erwartung nicht bezähmen konnte.

Die Erwartung des Moments, in dem die Arbeit von vier Jahren ihre Krönung erhalten sollte. Was nachher

noch kam, war wohl noch langwierige Vollendung. Der Triumph der Kunst, der Sieg der Technik lag doch in dem Augenblick, in dem die Arbeitsteten von Nord und Süd sich die Hände reichten, die letzte dünne Scheide zwischen ihnen sank! Lag darin, daß sie, die an vierundzwanzig Kilometer von einander entfernt den ersten Hammerschlag getan hatten, nach unendlichem Ringen durch Steine und Nacht, mitten in dem gewaltigen Massiv der Tonale auf einander trafen! Auf den Centimeter genau, haarscharf in der im voraus berechneten und planmäßig festgestellten Mittellinie des Tunnels! Nicht der spröde Fels, nicht die Wucht des Wassers, nicht die Gluthitze des Gesteins, nicht die ewige Dunkelheit, nicht der Widerstand von ungezählten nimmer vorauszusehenden Zufälligkeiten hatten die Menschenhand aufzuhalten vermocht auf dem Wege quer durch den Felsen, der sich an zweitausend Meter dieser Stelle türmte — auf dem Wege, den der Menschengeist ihr vorgezeichnet.

Die Erwartung wuchs und wuchs.

Immer noch knirschten die Stahlmeißel in festes Gestein, fraßen und malmten, und das Betriebswasser der Maschine spülte die abgenagten Stücke und Brocken gurgelnd aus den Bohrlöchern zu den Füßen der Männer.

Noch trotzte der Stein, gleich einer festgefügten Scheide zwischen Nord und Süd, als wolle er sich nimmer besiegen lassen.

Die Arbeiter, die nicht am Bohrwagen selbst beschäftigt waren, drückten sich zu beiden Seiten der Maschine hart an die Stollenwände, ihr Gezäh in der Hand, als wollten sie im nächsten Augenblick auf die widerspenstige Wand losstürzen,

sie niederbrechen, zerschmettern, auseinanderreißen. Im Halbkreis hinter dem Bohrwagen standen eng gedrängt die anderen. Aller Augen auf die fressenden Polypenarme gerichtet, die sich tiefer und immer tiefer in den Stein bohrten.

Plötzlich faßte Arnold die Hand Matthiesens und deutete nach vorn — in Manneshöhe —

Im gleichen Augenblick drehte Alesio die Kurbel — der eine Bohrer schob sich noch einmal weit vor, wie ins Wesenlose, ins Jenseits, ohne Widerstand —

„Evviva; Evviva!“ jubelten die Arbeiter, — warfen die Hände in die Höhe, tanzten im engen Raum, umarmten sich, Brust an Brust — „Evviva' Evviva!“

Und „Evviva! Evviva“ klang es, als der Bohrer aus dem runden Loch im Gestein herausgezogen war, von der anderen Seite her, wie durch ein Sprachrohr: „Evviva! Evviva!“

Matthiesens Brust hob sich. Er atmete tief auf.

Er hörte kaum die jauchzenden Rufe, er fühlte kaum den frohen herzlichen Druck all der Hände, die sich ihm entgegenstreckten —

Sein Blick war zur First gerichtet, als könne er durch die dunkle Wölbung in den Himmel hinaufschauen —

„Dank, Matthiesen! Ich muß der erste sein, der Ihnen das sagt: Dank! Daß wir das erleben, ist Ihr Werk!“

Oberst Sicher hatte ihn mit beiden Händen umfaßt.

Aber Matthiesen schüttelte den Kopf. „Nicht so! Ich bin nur der Vollender!“

Aufs neue jubelten, jauchzten die Arbeiter: „Evviva! Evviva!“

Denn jetzt war von der anderen Seite plötzlich eine blitzende, blinkende Schneide durch das dunkle Gestein geschossen, sofort zurückgezogen worden, um gleich wieder von neuem zu erscheinen, mit einer kleinen Kapsel an der Spitze.

Alle Hände streckten sich ihr entgegen — es mußte ein Gruß vom Norden sein —

„Hier — hier, Sor Matthiesen —“

Er griff danach, ein Bild fiel ihm entgegen.

Eine Photographie: Antoine Lintal . . .

Darunter stand: „So soll denn er, der dies Werk geschaffen hat und seine Vollendung nicht mehr erleben konnte, doch als erster durch den Tonale-Tunnel gehen —“

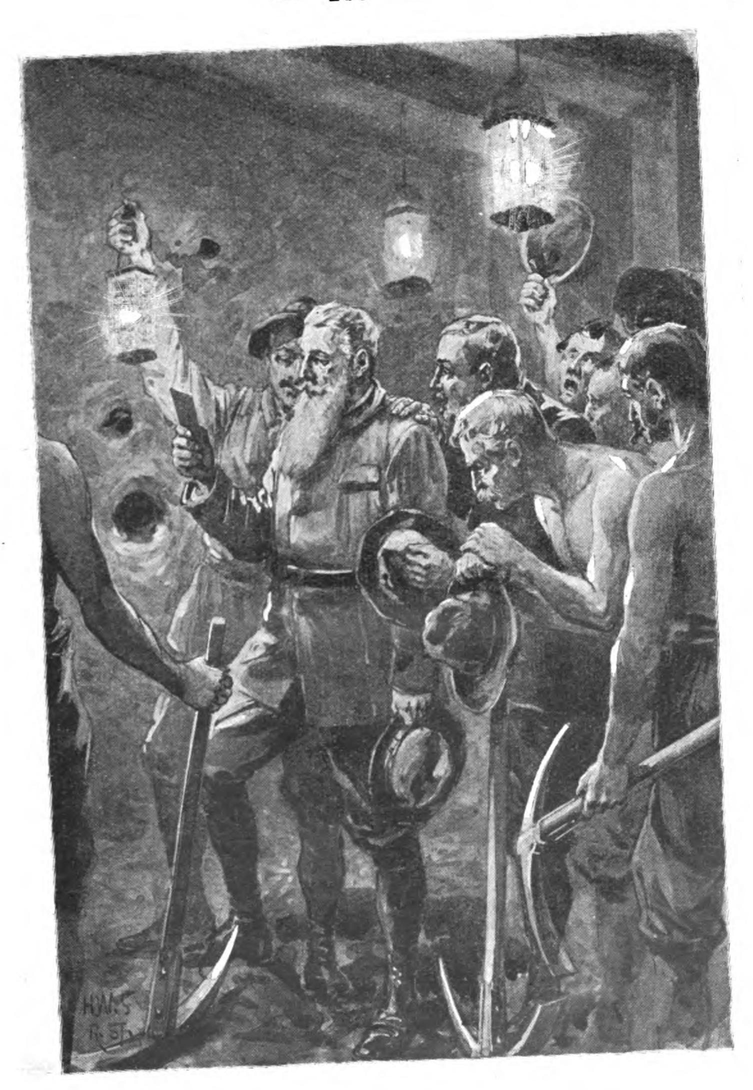
„Ganz Le Sueur!“ sagte Sicher.

Aber Matthiesen hielt die kleine Photographie fest umschlossen und blickte sie an, mit feuchten Augen.

„Es ist gut, daß er uns mahnt, seiner zu gedenken! Ich bin Le Sueur dankbar!“ sprach er dann. „Denn ohne Antoine Lintal ständen wir nimmer hier. Er plante, er wies uns den Weg. Er war der Meister, ich bin der Schüler. Wo wären wir, wenn er uns nicht dies Werkzeug dort gegeben hätte, seine Bohrmaschine! Wo wären wir, wenn er uns nicht gelehrt hätte, das Wasser als Antriebskraft zu nutzen, in unseren Dienst zu zwingen! Ehre seinem Gedächtnis! Heute und immerdar!“

Er hatte laut, ernst, feierlich gesprochen. Rings um ihn standen die Beamten, mit entblößten Häuptern. Als er schloß, war auf einen Augenblick tiefe Stille.

Aber im nächsten Augenblick schon donnerte das Gezäh gegen die Wand. Hüben und drüben. Ungeduldig rissen die



Arbeiter, mit den Augenblickskräften der Erwartung, das trennende Gestein auseinander, erweiterten die Bohrlöcher, spalteten den Fels. Schlag auf Schlag — Jubel und Jauchzen —

Wie das Geröll flog! Wie sie den Stein zerfetzten, diesen harten, spröden Stein, mit dem sie Monat um Monat gerungen, und dessen sie nun spotten konnten!

Wieder plötzliche Stille —

Jetzt klaffte schon eine über fußgroße Öffnung. Eine Hand streckte sich heraus — eine feine, beringte Hand. Und Le Sueur rief herüber: „Monsieur Matthiesen! Sind Sie dort? Hier — bitte — ehrlich gemeint . . . ich muß Ihnen als erster von Bahl aus die Hand schütteln, Glück wünschen! Er hat's begonnen, Sie haben's vollendet! Den Stein bezwungen — und uns alle dazu! Ihre Hand, Matthiesen!“

Wieder donnerten die Hacken und Hauen gegen den Fels, zerrten und rissen ihn auseinander. Wieder Jauchzen und Jubeln, von hüben und drüben —

Da winkte Pestel den Arbeitern zu, innezuhalten. Er reichte Matthiesen das Mikrophon. „An Ihnen ist es!“

Einen Augenblick hielt Matthiesen den Apparat schweigend in der Hand, sinnend, sah nach der Uhr. Dann führte er ihn, unter tiefer Stille, an die Lippen.

„Hier — vor Ort! Sind Sie dort — Station? Hier Oberingenieur Matthiesen . . .“

„Drei Uhr zehn Minuten — Durchschlag glücklich vollzogen! Geben Sie die Nachricht weiter an unsere Bureaus, an die Arbeiter und an den staatlichen Telegraphen!“

Er ließ das Mikrophon sinken —

Und während der letzte Rest der Felswand fiel, Splitter um Splitter, Stück um Stück, Block um Block, unter Jauchzen und Jubeln, bis die Lichter von hüben nach drüben leuchteten und von drüben nach hüben, bis Matthiesen von den begeisterten Arbeitern auf die Schultern gehoben, hinüber sprang über das Geröll zu denen von Bahl — während dessen donnerten draußen, unterhalb der Ruinen des alten Cialdinischlosses die Böller, trug der elektrische Funke über Berg und Tal in alle Länder die Kunde: „Heute, um drei Uhr zehn Minuten erfolgte nach vierjähriger Arbeit der Durchschlag im Tonale-Tunnel, dem längsten Tunnelbau der Erde.“ — — —

Die Sonne stand hart über dem Gipfelzacken des Branca, als der Zug aus den graugelben Rauchschwaden am Tunneleingang ins Freie rollte. Der Tag wollte sich neigen, aber noch lag das Tal im Licht. Die letzten Sonnenstrahlen fluteten und flirrten so goldig hell über die Fahnen und Fähnchen, die Guirlanden und Kränze am Bahnhof und über die festlich gekleidete Menge, die sich auf dem schmalen Perron und dahinter bis zur Divorca drängte, daß sie die an das Dunkel des Berginnern gewöhnten Augen blendeten. Nur den großen Lichtschimmer und ein Meer von bunten Farben sah im ersten Augenblick Matthiesen, und er hörte nichts, als tausendstimmige Jubelrufe.

Der Zug hielt.

Er sprang von der Lowry herunter. Er hatte Gertrud erkannt, in der Mitte aller Ingenieursfrauen; er sah in ihr rosiges, glückstrahlendes Gesicht; er wollte zu ihr.

Aber da stutzte er plötzlich, in einem jähen Erschrecken. Er griff mit der Hand nach den Augen — es mußte ja eine Sinnestäuschung sein —

Diese hohe Mädchengestalt im weißen Gewande; dies ernste Antlitz — dort an Gertruds Seite —

Da löste sich Madeleine aus der Gruppe. Sie tat langsam zwei Schritte vorwärts. Und nun sie dicht vor ihm stand, sagte sie, in deutscher Sprache, leise und doch so, daß es alle hören konnten: „Ich bin gekommen, Herr Matthiesen, um Ihnen an diesem Tage, in dieser Stunde zu danken, daß Sie meines Vaters Werk vollendeten.“

Er stand noch immer starr, wie gelähmt. Ohne sie anzusehen, mit zusammengezogenen Brauen, die Stirn in tiefen Falten, um den Mund ein nervöses Zucken.

Auch sie hatte den Blick gesenkt. Auch um ihre herben Lippen zuckte es.

Aber sie schöpfte tief Atem, und dann sprach sie weiter, und es klang fast wie eine demutsvolle Bitte: „Wollen Sie der Tochter Antoine Lintals nicht die Hand reichen?“

Da schreckte er auf. Er sah in ihr Gesicht, aus dem alles Blut gewichen schien, er faßte ihre Rechte mit beiden Händen. Er brachte nichts heraus, als ein halbersticktes, heiseres: „Ich danke Ihnen ... ich danke Ihnen ...,“ aber er beugte sich über die Hand, die kalt und bebend in der seinen ruhte, und küßte sie.

Wortlos trat Madeleine zurück in die Gruppe der anderen, und dann — als diese Matthiesen umringten, überlaut, mit immer neuen Glückwünschen, ihm Blumen darreichten und Lorbeer — immer weiter und weiter. Bis sie am Staketenzaun stand. Da sah sie noch einmal hinüber zu der hohen Mannesgestalt, die alle um Kopflänge überragte, auf dies ernste, feste Gesicht. Und es war ihr, als suche sie

sein Blick — wie vorhin, mit dem fragenden, nein, mit dem zweifelnden, ungläubigen Ausdruck, — sie wandte sich schnell und drängte sich durch die Menge, bis zur Divorca, über die Straße hinweg — nach Hause —

Der Tag sank herab.

Madeleine hatte ihr Köfferchen gepackt, morgen mit der Frühpost wollte sie abreisen. Sie war noch einmal am Grabe des Vaters gewesen, nun kam sie langsam zurück, schon im schwarzen Kleide, ging mit schweren, müden Schritten durch den kleinen Vorgarten.

An der Veranda blieb sie stehen, legte den Arm auf die Balustrade, und blickte hinunter in das Tal.

Auf dem Installationsgebiet glühten schon die elektrischen Lampen; weiter hinauf, an der Divorca, wo die Beamtenwohnungen und die Arbeiterhäuser zusammenstießen, leuchtete es bunt von farbigen Papierlaternen.

Im Tal war es hell. Die Berghänge lagen im tiefen Dunkel, im düsteren, schweren Bogen wölbte sich der Himmel über der Schlucht. Dann und wann sprühte drüben eine Rakete empor, goß auf einen Augenblick grelles Licht über die zerrissenen Steinklüfte, um dann hoch oben in tausend Sterne, Sternchen, Funken zu zerstieben.

‚. . . Gott segne Ihren Entschluß!‘ hatte ja wohl heut früh seine Schwester gesagt, die rosige, blonde . . . die glückliche Frau.

Aber dann hatte sie doch stumm und still vor ihr gesessen, sie angeschaut mit ihren blauen, ehrlichen Augen —

‚. . . warum erst heute? warum erst jetzt?‘ stand darin zu lesen. Und so seltsam gepreßt, so unsicher klang es weiter

als sie endlich sagte: ‚Mein Bruder wird gewiß sehr glücklich sein . . . daß Antoine Lintals Tochter heut hier ist.‘ Und dann: ‚er hat schwer gelitten. Er hat Sie geliebt, Madeleine. Das weiß ich. Aber nicht mehr. Denn er hat sich abgeschlossen gegen jedermann, auch gegen mich. Er gehört nicht zu den Naturen, die ihre Schmerzen auf dem Markt der Welt verhökern, um andere mittragen zu lassen. Er will allein tragen — immer!‘ —

Vom Klubhaus herüber tönten frohe Männerstimmen, Gläserklirren, Gesang. Die Beamten feierten dort wohl den großen Tag. Von rechts her, aus der Posta, kam heiterer Mandolinenklang —

Die Luft so weich und so lau. Die Magnolien im Garten dufteten so süß —

Madeleine stand noch immer, regungslos, den Arm auf der Balustrade, das Kinn in der Hand.

Das war nun also der Abschluß. Das Finale.

Was wollte sie mehr? Sie hatte zu sühnen versucht. Und wenn in ihrem Herzen, halb unbewußt, ein armseliges Fünkchen Hoffnung geglimmt hatte, — nun mußte sie sich bescheiden . . .

Wie er heute vor ihr gestanden hatte . . . wie er sie angeschaut hatte! Jawohl . . . ihre Rechte hatte er in der seinen gehalten . . . seine Lippen hatten auf ihrer Hand gebrannt . . .

Aber in seinen Augen hatte nicht gestanden: ‚Nun ist alles gut —‘ nur Erstaunen, nur eine forschende, zweifelnde Frage hatte sie darin zu lesen vermocht.

Es konnte ja auch nicht anders sein! Einsicht, die zu spät kommt, pocht an verschlossener Pforte. Und Liebe, die

sich mit Erz umgürtet, ein Herz, das sich selbst künstlich versteint hat, löschen jede Glut.

Stein auf Stein gibt wohl Funken. Aber nur Funken, und sie zerstieben, wie die Raketensterne dort unten, und es bleibt die Nacht.

Wie hatte doch das Sprüchlein des Landsmanns aus dem Elsaß gelautet, des alten Reinmar, über das sie einst so gelächelt:

„Ein ledig Weib soll um den Mann
Nit werben, es steht ihr nit an,
Die Liebe will's nit leiden.
Doch daß sie sich bescheiden
In Jugend kleid', in Zucht und Sitt',
In Huld und Anmut, und damit
Des Mannes Herz gewinne,
Das steht wohl an der Minne!"

Vor siebenhundert Jahren hatte das die Nachtigall aus Hagenau gesungen . . . es galt heute wie damals.

Sie mußte plötzlich lächeln, trübe lächeln. Ihr fiel ein Wörtlein Sichers ein, so drollig und scheinbar so banal und doch sagte es dasselbe: ‚Enfin, Kindle, ich predige es meiner Ältesten immerzu — ein alter Bordeaux, den ein Mann lieben soll, muß mollig sein. Und eine Frau, die ein Mann recht lieb haben soll, muß auch mollig sein. Aber davon wollt Ihr heutzutage nichts wissen. Ihr tut Euch alle 'was besonderes darauf zugute, stachlig zu sein und hart wie der Stein! Und dann wundert Ihr Euch —‘

O, es gab wohl noch Männer, die auch den Stein besiegten.

Aber wenn sie ihn besiegt hatten, dann verschmähten sie es, ihn aufzunehmen — weil er Stein gewesen war. —

Drüben, in der Posta, ging der Mandolinenspieler in eine schwermütige Melodie über.

Es klang, ihr wenigstens, fast wie die Begleitung zu Leopardis Sang

„. . A te la speme
Nego", mi disse, „anche la speme; e d'altro
Nun brillin gli occhi tuoi se non di pianto!"

„. . Dir sei versagt, sprach sie,
Die Hoffnung, selbst die Hoffnung! Deine Augen
Erglänzen sollen sie allein von Tränen!"

Wie weich die Luft war. Und wie die Magnolien süß dufteten . . .

Das Scheiden war doch schwer —

Und ein Vergessen konnte es nimmer geben.

Über den Hang kam langsam der Mond empor.

Silbern schäumte nun unten die Divorca. Die Berge drüben hellten sich mählich auf. Im Mondenschein hob sich der lange Rauchschwaden am Tunneleingang deutlich ab, und grade kam, das rote Sternlicht voran, die Maschine aus dem Stollen —

Das war die Arbeit! Er hatte seine Arbeit! Sie half ihm hinweg über alles, wohl auch über die Liebe!

Nein! Nein! Gottlob daß er die Arbeit hatte, diese kraftspendende, lebenschaffende Arbeit! In ihr war er groß! Durch sie stark! Und wenn dies Werk hier vollendet war, dann zog er weiter, sicher, überall ein neues Feld zu finden, das er beackern konnte, auf dem er sich zu bewähren und

neuen Ruhm zu ernten vermochte! Und so würde sie immer von ihm hören —

Unten auf der Landstraße klangen schnelle Schritte — ein Arbeiter wohl, der zur Posta ging — die eiserne Gartenpforte schlug ins Schloß. War's schon Sicher?

Sie beugte sich ein wenig vor.

Und dann hätte sie fliehen mögen und stand doch wie gebannt.

Matthiesen kam auf sie zu —

Er kam . . . zu ihr . . .

Er hielt den Hut in der Hand. Sein Gesicht war tiefernst. Er sah nicht aus, wie ein Mann, dessen Herz froh ist.

Nun stand er dicht vor ihr. Und er suchte nach Worten.

Sie hatte langsam den Arm von der Balustrade herabgleiten lassen. Aber sie lehnte mit der Schulter an der Mauer, als fürchte sie, niederzusinken. Ihr Blick, der eben noch, wie er den mondscheinbeleuchteten Gang heraufkam, in atemlosem Hoffen jeden Zug seines Gesichts durchspäht hatte, glitt an ihm vorüber — sie wagte nicht, ihn anzusehen.

Da sprach er endlich: „Gnädiges Fräulein, ich hörte von Oberst Sicher, daß Sie schon morgen früh abreisen wollen. So bitte ich um Vergebung, wenn ich Sie heut noch störe. Aber ich mußte Sie sprechen . . . nachdem Sie gekommen waren . . . zu diesem Tage. Ich bin kein Meister des Worts, heut am allerwenigsten. Ich spreche gewiß sehr ungalant, doch es kommt wohl uns beiden nicht darauf an. Ich muß Sie fragen: kamen Sie nur, um heut hier nicht

zu fehlen — oder kamen Sie, weil Sie wirklich eingesehen haben, daß Sie mir unrecht taten?“

Es klang so herbe, so hart. In Akzenten, aus denen man heraushörte, wie schwer ihm die Worte wurden, und die doch so bestimmt, so schneidend scharf waren.

Aber sie begriff: er konnte nicht anders sprechen. Es waren Manneswortc.

Sie fühlte sich auch gar nicht gedemütigt. Es war sein Recht, was er begehrte.

Sie hob beide Hände vor die Brust, sah ihn voll an und wiederholte: „Ich kam, weil ich eingesehen hatte, daß ich Ihnen unrecht tat —“

Ein Aufleuchten ging über sein Gesicht.

„Und Sie zürnen mir nicht, daß ich komme und nun frage?“

Leise schüttelte sie das Haupt und ihm war, als lächle sie ganz leise. ‚Zürnen? Wie sollte ich?‘

Einen Augenblick stand er wieder vor ihr, wortlos, mit herabhängenden Armen.

„Als ich sehr elend lag dort oben —,“ sprach er dann, zögernd, schwer —, „stellte meine Schwester mir eine rote Rose an mein Bett. Sie hatte . . . sie gefunden . . . im Nebenzimmer. Es waren . . . zwei Damen darin gewesen . . . Ich weiß es heute noch nicht, wer die Rose dort ließ . . .“

Sein Blick haftete fest auf ihrem Gesicht. Wie weich diese Züge geworden waren!

Nun schlug sie doch die Augen nieder. Aber nur auf die Länge eines Atemzuges. Gleich sah sie ihn wieder voll



an, und wieder lag ein stilles Lächeln auf ihrem Antlitz ... ein so mädchenhaftes Lächeln ...

„Das kann ich Ihnen wohl nicht sagen, Herr Matthiesen ... aber ...“

Er wartete nicht ab, daß sie den Satz vollendete.

Ein Jubellaut brach sich von seinen Lippen. Und er breitete die Arme aus und zog Madeleine an seine Brust —

Unten am Hang, hinter der Magnolie, stand Oberst Sicher, die Riesenzigarre im Munde, in der Hand sein rot-seidenes Taschentuch, mit dem er manchmal über die Augen fuhr.

Er wartete ganz geduldig geraume Zeit.

Dann pürschte er sich vorsichtig an das flüsternde Paar heran, nach allen Regeln der Kunst, und tippte plötzlich Madeleine auf die Schulter:

„Nun ... du harter Stein ... du! ... Hat er dich auch besiegt?“

Sie schraken beide ein wenig zusammen.

Aber dann lachte Matthiesen, wie ein glücklicher Mensch lacht: „Nein, nein, Oberst! Sie hat sich selbst besiegt! Und das ist das Höhere, das ist unseres Glückes Bürgschaft! Nicht war Madeleine?“

Madeleine Lintal antwortete nicht. Aber ihr Kopf ruhte fest an der Brust des geliebten Mannes.

Druck von Ant. Kämpfe, Jena.



